

Das Buch zur Serie im
«Schweizerischen Beobachter»

Simone Chiquet
(Hg.)

«Es war halt Krieg»



Erinnerungen
an den Alltag
in der Schweiz
1939–1945

CHRONOS

«Es war halt Krieg» ermöglicht faszinierende Einblicke in die Erfahrungs- und Gedankenwelt einer Generation, die geprägt worden ist durch Entbehrungen, Mehrarbeit und Zukunftsangst. Frauen und Männer erzählen von ihren Erlebnissen und Erfahrungen in der Familie, bei der Arbeit und im Dienst – Ereignisse, die sie tief beeindruckt, geprägt und manchmal auch gequält haben. Es erinnert sich die Innerschweizer Molkereibesitzerin, deren Rationierungsmarken von den Mäusen gefressen wurden, und die Basler Schülerin, die das Schreien der zurückgewiesenen Flüchtlinge heute noch hört. Zu Wort kommt der Soldat, den man wegen unkorrekten Grüssens mit zwei Monaten Militärgefängnis bestrafte, wie der Ostschweizer Bauernknecht, der vom Kantonalen Arbeitsamt ausgiebig schikaniert wurde ... Der Flugzeugspengler, die Gärtnerin, der Munitionsarbeiter, die Hausfrau, der Gebirgsfüsilier, die Ortswehrangehörige – sie alle erzählen Geschichten aus dem Alltag: unspektakulär, schnörkellos, eindrucklich.

Mehr als 200 Frauen und Männer sind vor drei Jahren einem Aufruf des «Schweizerischen Beobachters» gefolgt, ihre persönlichen Erinnerungen an die Aktivdienstjahre 1939–1945 aufzuzeichnen und für eine Veröffentlichung zur Verfügung zu stellen. Eine Auswahl dieser Erinnerungen – Tagebuchauszüge, Briefe, Erlebnisberichte, Kochrezepte, biographische Notizen, Photographien – liegt nun erstmals in Buchform vor.

Umschlag: Fritz Ritzmann

© 1992 Chronos Verlag, Zürich

ISBN 3-905311-04-6

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Inhalt

Vorwort	7
Einleitung	9
«Dann kam die Mobilisation ...»	27
Veränderungen und Ungewissheiten	27
«... und es war Krieg!»	55
Schwierigkeiten und Notlagen	55
Mehrarbeit	90
Einschränkungen und Ungereimtheiten	116
«... und wir mussten in den Dienst»	129
Nutzlosigkeit, Unrecht und Schikanen	129
Begegnungen	155
Bereicherungen	189
Verdächtigungen und Strafen	209

Vorwort

«Der 1. Januar 1945 hätte als filmreif gelten können ...», notierte der Soldat 45 Jahre später über seine Diensterlebnisse. Und der Frau steigt noch heute der Wirtshausgeruch in die Nase, der sie als kleines Mädchen damals während des Krieges benebelt hat. Der vorliegende Quellenband weckt lebhaftere Erinnerungen an schwierige, entbehrungsreiche, aber auch abenteuerliche und herausfordernde Zeiten der eigenen Biographie und der jüngeren Schweizer Geschichte.

«Es war halt Krieg» präsentiert sich als ein in verschiedener Hinsicht ausserordentliches Lesebuch unserer Vergangenheit. Über 60 Verfasserinnen und Verfasser haben ihre eigenen Geschichten niedergeschrieben, mit Bedacht Höhepunkte und Schwerpunkte gesetzt, ihre Jugenderfahrungen kritisch reflektiert, ihre «Sicht von unten» geschildert. Die Zeitzeugen von damals bringen hier nach 50 und mehr Jahren ihre Erlebnisse und Betrachtungen in einer Direktheit und Stimmigkeit zu Papier, wie es der «offiziellen» Geschichtsschreibung kaum je gelingt.

In den letzten Jahren ist eine Reihe fundierter historischer Darstellungen über die inneren Verhältnisse und die Rolle der Schweiz während des Zweiten Weltkrieges veröffentlicht worden. Seither sind wir über das Wirken und Verhalten der führenden Behörden (Bundesrat, Armeespitze, Diplomaten), die Strategie und Bedeutung der militärischen Verteidigung, die Rolle von Wirtschaftsverbänden, Gewerkschaften und Parteien, die zwischen Anpassung und Widerstand schwankten, weitgehend im Bild. Relativ wenig wissen wir jedoch über den Alltag von Frauen und Männern,

über ihre Gefühle und Stimmungen, über typische oder absonderliche Geschichten von «Opfern» und «Tätern». Diese Lücke wird durch den nun vorliegenden Quellenband ein Stück weit geschlossen.

Die Zürcher Historikerin Simone Chiquet hat aus über 270 Einsendungen von mehr als 200 Frauen und Männern, die einem Aufruf des «Schweizerischen Beobachters» vom 17. Februar 1989 gefolgt waren, eine grössere Anzahl Berichte ausgewählt und redaktionell bearbeitet. Ein Teil der Erlebnis- und Erfahrungsberichte ist bereits in einer fünfteiligen Serie des «Schweizerischen Beobachters» im Herbst 1989 sowie im Sonderdruck «Die Schweiz im Zweiten Weltkrieg» erschienen. Zahlreiche weitere Berichte werden hier erstmals der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Die Herausgeberin hat diese schriftlichen Quellen mit Zeitungsausschnitten, Rezepten, Merkblättern, Ausweisen, Fotos und Gesprächen mit Zeitzeugen ergänzt. So liegt erstmals in dieser Form ein Geschichtsbuch über den Schweizer Alltag in den Jahren 1939-1945 vor, das sich ausschliesslich auf mündliche und schriftliche Berichte der Aktivdienstgeneration stützt.

Die Auswertung der mündlichen und schriftlichen Zeugnisse zeitigt überraschende Ergebnisse. Zum Beispiel weist die Historikerin auf interessante geschlechtsspezifische Unterschiede in der Themenwahl, in der (nachträglichen) Verarbeitung des Geschehens und in der Sprache der Erzählenden hin. Die Analyse zeigt aber auch, wie sachlich-distanziert die Betroffenen heute ihre damaligen Erlebnisse bewerten. Es fehlen beinahe gänzlich Berichte, die den «anheimelnden Rütli- und Morgartengeist in Erinnerung rufen», wird zu recht festgestellt. In dieser selbstkritischen Bemächtigung der eigenen Vergangenheit manifestiert sich ein weitaus nüchternerer Realitätssinn, als er etwa 1989 in den «Diamant»-Feierlichkeiten zum Ausdruck gekommen ist.

Urs Rauber

Redaktor beim «Schweizerischen Beobachter»

Einleitung

Erinnerungen, Erfahrungen, Wertungen

«Was kann ich schon erzählen? Es war halt Krieg, und man arrangierte sich.» Mit dieser Bemerkung reagierten die meisten Frauen und Männer, die ich bat, mir von ihren Erinnerungen an die Aktivdienstjahre zu erzählen. Und alle – ohne Ausnahme – waren höchst erstaunt, dass sich eine Frau, die nicht ihrer Generation angehört, dafür interessiert, wie es denn damals war mit der Verdunkelung, den Rationierungsmarken oder den Internierten. Sie alle, die sich auch an der Umfrage des «Schweizerischen Beobachters» mit der Einsendung von «Erinnerungen an konkrete Erfahrungen» beteiligt hatten, verstanden nicht, was es denn noch mehr zu erzählen gebe.¹ Die Männer machten auf ihre schriftlich geschilderten Erlebnisse aufmerksam und erklärten, dass in diesen Jahren sonst nichts Erwähnenswertes passiert sei. Überhaupt seien sie nur einfache Soldaten gewesen. Die Frauen hingegen beteuerten entweder, dass sie nur ihrer alltäglichen Arbeit nachgegangen seien, oder sie verwiesen mich an ihre Ehemänner oder Brüder, die Dienst geleistet hätten und sicher Ausserordentliches zu berichten wüssten. Erst wenn ich ihnen versicherte, dass mich gerade das Unspektakuläre, das Alltägliche interessiere, begannen sie zu erzählen. Sie erzählten von der erfolglosen Arbeitssuche, von Ersatzprodukten und von der Unmöglichkeit, Urlaub zu erhalten. Sie sprachen über ihr Elternhaus, ihre militärischen Vorgesetzten und ihre deutschen Nachbarn; und zwar nicht ohne sich immer wieder selber zu unterbrechen – sei es am Telefon, sei es

im gemeinsamen Gespräch am Wohnzimmertisch – und nachzufragen, ob denn das wirklich interessant genug sei.

Je länger die Gespräche dauerten, desto deutlicher wurde, wie unterschiedlich Frauen und Männer ihre Erinnerungen und Erfahrungen bzw. deren Stellenwert einschätzten. Männer trennten immer wieder zwischen Erfahrungen, die man unbedingt veröffentlichen müsse, und Erfahrungen, die keineswegs in einem Buch erscheinen dürften: «Den Jungen» solle zum Beispiel unbedingt gesagt werden, dass die Soldaten während des ganzen Aktivdienstes im «Güsel» schlafen und dauernd die gleichen «Hudeln» tragen mussten oder dass sie nächtelang mit ihren unbequemen Nagelschuhen durch die halbe Schweiz marschierten und vor lauter Blasen an den Füßen kaum noch kampffähig waren. Keineswegs dürfe jedoch erwähnt werden, dass der Kompaniekommandant ein «deutschfreundliches Arschloch», der Hauptmann ein «sadistischer Leuteschinder» und die Stimmung unter den Soldaten «saumässig gereizt» war. Gleichzeitig warnten mich viele davor, allzu Konkretes über die damaligen Truppenstellungen, die Festungsanlagen und die Waffen zu schreiben: «Sehen Sie, Ihnen kann ich ja sagen, wo wir damals standen. Aber verraten Sie das um Gottes Willen nicht! Ich möchte mit meinen 71 Jahren nicht noch vors Militärgericht!» Angst, militärische Geheimnisse preiszugeben und deswegen angeklagt zu werden, zeigten auch diejenigen Männer, die von sich aus Kontakt mit mir aufnahmen und mich baten, ihre schriftlichen Ausführungen in diesem oder jenem Punkt abzuändern. So ersuchte mich ein Heerespolizist, den Namen seines Einsatzortes und die Namen seiner Kameraden zu verfremden. Und ein Soldat, der an der italienischen Grenze Dienst leistete, kürzte seinen Text dermassen radikal, dass nicht mehr ersichtlich war, worum es beim erwähnten Zwischenfall mit Flüchtlingen überhaupt gegangen war. «Wer nicht schweigen kann, schadet der Heimat!» – diese Warnung scheint bei den meisten Männern auch nach mehr als einem halben Jahrhundert nichts von ihrer Wirksamkeit verloren zu haben.

Die Frauen hingegen äusserten sich viel unverblümter und offener. Sie erzählten ihre Geschichten ohne Umschweife, nannten die Nachbarin mit Vorliebe für Hakenkreuzfahnen oder den erschossenen Landesverräter, mit dem sie zusammen die Schule besucht hatten, beim Namen und machten auch keinen Hehl daraus, wer ihrer Meinung nach in schmutzige Geschäfte

verstrickt gewesen war. Eine ehemalige Anwaltssekretärin erklärte in allen Einzelheiten, wie ihr Chef – seine Frau war Hamburgerin – bereits Mitte der 30er Jahre für wenig Geld viele Grundstücke von Juden «einsackte» – von Juden, die Bargeld für ihre Flucht nach Amerika benötigten! Auf meine Frage, ob sie denn nicht Angst vor einer Verleumdungsklage habe, reagierte sie über alle Massen erstaunt: «Aber das alles ist ja kein Geheimnis und aussergewöhnlich schon gar nicht! Die ganze Stadt wusste davon. Was soll mir da passieren?»

Der Überzeugung, nichts Aussergewöhnliches zu erzählen, waren ausnahmslos alle Frauen. Die Handelsschülerin, die Lehrerin, die Haus- und Geschäftsfrau, das bei Kriegsbeginn sechsjährige Kind – sie alle betonten zunächst immer wieder, wie alltäglich ihr Leben gewesen war: «Es gab zwar diese Bomber und manchmal sogar kaputte Fensterscheiben, aber geschehen ist eigentlich nichts Besonderes. Es war nur Krieg.» Erst im Laufe der Gespräche wurde auch auf schreckliche, bedrückende und nicht gerade alltägliche Erfahrungen hingewiesen. Eine 66jährige Frau erwähnte, dass sie noch heute die Schreie der Flüchtlinge höre, die auf der Flucht durch den Fluss ertrunken oder von den deutschen Grenzern erschossen worden seien. Eine andere erzählte von ihrer Panik, als sie während einer Singstunde in der Schulaula plötzlich Panzer vorbeifahren hörte und meinte, es seien die Deutschen. Diese Dinge wurden jedoch oftmals nur beiläufig erwähnt. Gleichzeitig relativierten die meisten Frauen deren Bedeutung. «Es war zwar schlimm», und «man hatte schon Angst», aber «eigentlich erlebte man auch viel Schönes»: Die Kinder konnten jederzeit auf der Strasse spielen, in den Gärten wurde eigenes Gemüse angepflanzt, und die Äpfel waren noch richtige Äpfel – schön saftig und knackig!

Die unterschiedliche Einschätzung der eigenen Erinnerungen zeigte sich auch darin, wie Frauen und Männer ihre Geschichten formulierten. Die Männer – waren sie einmal von der Wichtigkeit ihrer Erlebnisse überzeugt – liessen keinen Zweifel offen, wer was zu welchem Zeitpunkt wo gemacht hatte: «Wir Radfahrersoldaten von der Kompanie 25 überwachten im Dezember das Rheinkraftwerk Rekingen.» «Wir Soldaten von der Schützenkompanie III/4 rückten am 27. August 1944 in Buchs ein.» Gleichzeitig zogen sie eine klare Trennlinie zwischen sich und den «Oberen». «Man verlor uns mitten in der Nacht nach Göschenen.» «Man liess uns wieder

einmal das Gewehr auseinandemehmen.» «Man verbot uns auch bei grösster Hitze, den obersten Hemdknopf zu öffnen.» Die Vorgesetzten waren und blieben Vorgesetzte, die anordneten, befahlen, schikanierten, unverständliche Befehle brüllten oder Privilegien genossen. Gemeinsamkeiten gab es kaum. Die einen beobachteten mit ihren Feldstechern bewaffnet und einem warmen Frühstück im Bauch die andern, die übungshalber durch den Dreck robbten. Die einen schliefen in Gasthöfen oder waren privat einquartiert, die andern hatten sich mit einem dreckigen Strohlager abzufinden. Die einen hielten sich einen eigenen Koch, die andern schlugen sich am Sonntag jeweils um die Butterrationen. Die «Bekränzten» – ja, die Offiziere überhaupt – blieben für die Soldaten ein lästiger Fremdkörper. Oder wie es ein Soldat formulierte: «Ich glaube, im Ernstfall hätten wir zuerst einmal unser Kader erschossen ...»

Die Frauen beschwerten sich in der Regel nicht. Auch wenn sie noch so stark unter einengenden Vorschriften litten oder gegen ihren Willen Mehrarbeit aufgebürdet bekamen, verzichteten sie auf anklagende Bemerkungen. Gleichzeitig schätzten sie den Wert ihrer Arbeit als unbedeutend und gering ein und neigten dazu, ihre Leistungen zu bagatellisieren und sich sprachlich – wenn immer möglich – zurückzuhalten. Das gilt ebenso für die heute 85jährige, die alleine ihre Kinder grosszog, das Geschäft führte und sich mit den «Regierungsherren in Bern» herumschlug, wie auch für die Frau, die als Handelsschülerin in der katholischen Innerschweiz Landdienst leistete. «Man» flickte Socken, bügelte Wäsche, organisierte Brennholz, tröstete Internierte, las Ähren, erzog Kinder, pflanzte Kartoffeln ... Oder wie es viele achselzuckend formulierten: «Man tat, was man tun musste.» Ohne gross zu klagen oder gar zu rebellieren! Pflichterfüllung war und blieb für diese Frauen oberstes Gebot. Persönliche Bedürfnisse hatten keinen Platz, ging es doch einzig darum, Anforderungen zu erfüllen; Anforderungen, die weder Rücksicht auf die Gesundheit noch auf die Grenzen der Belastbarkeit nahmen. Das galt für die Frau, die bereits eine halbe Stunde nach der Geburt des sechsten Kindes in den Stall gehen musste, um die Kühe zu melken. Das galt für die Frau, die trotz ihrer Dreifachbelastung als Mutter, Haus- und Geschäftsfrau auch noch zwei einquartierte Offiziere zu verköstigen hatte. Und fragte ich die älteren unter ihnen, was sie mit ihrem Leben gemacht hätten, wenn Mobilisation und Aktivdienst nicht dazwischen

gekommen wären, reagierten sie – von einer Ausnahme abgesehen² – verblüfft. «Man» nahm es, wie es kam. Grosse Möglichkeiten hatte «man» sowieso nicht. Solche Antworten stehen in krassem Gegensatz zu den Ausführungen der Männer. Sie hatten vor Kriegsbeginn konkrete Zielvorstellungen und Pläne entwickelt: Der damals 12jährige wollte eine Mechanikerlehre absolvieren, der Seminarist wäre gerne für längere Zeit nach Paris gegangen, der gelernte Spengler wollte Fremdsprachen lernen ... Kurz: Die Männer hatten Lebensträume, die Frauen hatten keine Wahl.

Dieser scheinbar kleine Unterschied spiegelt sich auch in der Beurteilung der Zeit zwischen 1939 und 1945. Von wenigen Ausnahmen abgesehen werden die Kriegsjahre von Männern wie Frauen als hart und entbehrungsreich geschildert. Die Begründung ist jedoch unterschiedlich. Die Härte jener Jahre liegt für die Männer mehrheitlich darin, dass sie praktisch keine Möglichkeit hatten, zu leben, wie sie ursprünglich wollten; sie sahen sich fremdbestimmt und eingeschränkt durch unerwartete Einberufungsbefehle, unverständliche Dislokationen und unvorhersehbare Entlassungen. Ihr Leben verlief nicht mehr gradlinig. Unterbrüche und ein sechs Jahre dauerndes Hin und Her kennzeichneten ihren Alltag: Sie mussten immer wieder die Familie «im Stich lassen», ohne auch nur den geringsten Einfluss auf den Zeitpunkt ihrer Rückkehr nehmen zu können. Sie mussten ins «hinterletzte Dorf», ohne darüber informiert zu sein, was zu Hause geschah. Und sie mussten von ihrer Arbeit weg, ohne zu wissen, ob sich der Chef nicht doch noch dafür entschied, einen «verdammten Deutschen» einzustellen. Die einzige Gewissheit, die sie hatten, war die Ungewissheit. Oder wie es der heute 76jährige ehemalige Soldat formuliert: «Ich habe nie gewusst, wie es weitergeht. Sicher wusste ich nur, dass es halt immer irgendwie weitergehen muss. So oder anders.»

Die Ungewissheit der Frauen war eine andere: Lebten sie in der Stadt, wussten sie nicht, wie sie mit den knappen Geldmitteln über die Runden kommen oder wo sie das Brennholz für den einzigen Ofen und die Extradation Milch für den Jüngsten auftreiben sollten. Lebten sie auf dem Land, wussten sie nicht, ob sie ohne Ehemann, Knecht und Ross die Ernte rechtzeitig einbringen konnten. Für diese Frauen war der Alltag hart und entbehrungsreich, weil ihnen die durch die «Anbauschlacht zu Bern» verursachte Mehrarbeit über den Kopf wuchs oder weil sie mit «wertlosen»

Rationierungsmarken und abenteuerlichen Ersatzprodukten zu kämpfen hatten: «Es gab sehr wenig Brot, in der Woche ein Kilogramm für Mutter und mich. Es gab auch wenig Fleisch und wenig Teigwaren. Meine Mutter kochte jedesmal noch Kartoffeln und mischte die ‚Hörnli‘ darunter, damit wir gesättigt waren. Und Eier gab es auch nicht mehr viel. Die einzige Gelegenheit war, auf Ostern Eier zu kaufen und sie nachher im Wasserglas einzumachen. Ich kann mich noch gut erinnern, wie meine Mutter falsche ‚Hackplätzli‘ aus Haferflocken und Grünem gemacht hat.»³

«Hackplätzli» aus Haferflocken, «Weihnachtsguetzli» aus Kondensmilch, Wähenteig aus Kartoffeln ..., der Einfallsreichtum der Frauen scheint grenzenlos gewesen zu sein! Und dabei taten sie – nach ihrer eigenen Einschätzung – nur weiterhin das, was sie bereits vor dem Krieg getan hatten: Sie «versorgten» den Haushalt und schauten nach dem Rechten. Ich war immer wieder erstaunt, in welchem Masse die Frauen ihre Leistungen als selbstverständlich darstellten. Allen Geldnöten, Versorgungsschwierigkeiten und Mehrbelastungen zum Trotz haben sie auch heute noch nicht das Gefühl, Ausserordentliches geleistet zu haben. Überhaupt messen sie – von wenigen Ausnahmen abgesehen – der Zeit zwischen 1939 und 1945 nicht die grosse Bedeutung zu wie die Männer. Während diese – sofern sie Dienst geleistet haben – die Kriegsjahre als eine Zäsur in der eigenen Biographie werten, die bis ‘000 nichts von ihrer Einmaligkeit eingebüsst hat, können für die Frauen rückblickend etwa auch die Kleinkindjahre der Enkel oder die Zeit nach dem Tode des Ehemannes von ebenso grosser Bedeutung sein. Nur eine kleine Anzahl von Frauen kommt zu ähnlichen oder gar gleichen Wertungen wie die damals dienstleistenden Männer; ausnahmslos Frauen, die sich im militärischen Frauenhilfsdienst engagiert haben. Finanziell unabhängig und ohne einschränkende familiäre Bindungen haben sie mit ihrem freiwillig geleisteten Dienst die Möglichkeit gehabt, Verantwortung in einem Bereich zu übernehmen, der gemeinhin nicht mit dem Attribut «weiblich» versehen wird. Für sie war – das wissen wir auch aus andern Erlebnisberichten – die Mitarbeit in einer Militärsanitätsanstalt oder in einem Generalstabsbüro nicht nur eine höchst willkommene Abwechslung. Für sie hatte das Engagement innerhalb der Armee auch einen emanzipatorischen Charakter, konnten sie doch erstmals eine Rolle übernehmen, die ihnen bislang verwehrt geblieben war. Aber eben, diese Frauen

sind die Ausnahme! Es sind Frauen, die es sich – nicht zuletzt auch finanziell – leisten konnten, für mehrere hundert Tage von zu Hause wegzubleiben und in irgendeiner entlegenen Region «Armee, General und Vaterland» zu dienen.

Die unterschiedlichen Einschätzungen spiegeln sich auch im Sprachgebrauch. So sprachen die vielen Frauen, die immer wieder betonten, wie wenig Ausserordentliches sie erlebt und geleistet hätten, regelmässig von den «Kriegsjahren» bzw. vom «Krieg». Wie oft bekam ich auf meine Fragen nach Geldnöten und anderen Schwierigkeiten eine Antwort, die mit der Bemerkung eingeleitet wurde: «Sie dürfen nicht vergessen, wir hatten damals Krieg ...» «Es war Krieg» – diese Formulierung brachte aus der Sicht der Betroffenen nicht bloss eine ganz persönliche Wertung zum Ausdruck, sie wurde gleichsam dazu verwendet, eine ebenso allgemeingültige wie unumstössliche Tatsache zu dokumentieren. Die hilfswirtschaftlichen Frauen und ihre männlichen Dienstkollegen hingegen nahmen immer wieder Bezug auf die «damalige Aktivdienstzeit» oder ihren «Aktivdienst». Unabhängig von ihrem beruflichen oder familiären Hintergrund unterschieden sie in den Gesprächen zwischen dem «Krieg» und dem «Aktivdienst»: «Draussen war Krieg, deshalb mussten wir einrücken. Und wir standen dann bis im Frühjahr 1940 praktisch ununterbrochen im Aktivdienst ...» Ob Maurerpolier, Lehrerin, Bauer, Spengler, Direktionssekretärin, Blechstanzer, Laborant, Terminbeamter oder Freiberuflerin – für sie alle war der Krieg etwas, was sich ausserhalb der schweizerischen Landesgrenzen abspielte. Es scheint, als wären hier für einmal die höchst unterschiedlichen Diensterfahrungen prägender gewesen als die jeweilige Berufs- oder Geschlechtszugehörigkeit.

Hintergründe

Apropos Berufszugehörigkeit: Wer sind diese 74 Frauen und 141 Männer, die vor drei Jahren dem Aufruf des «Schweizerischen Beobachters» gefolgt sind und ihre Erinnerungen an die Zeit zwischen 1939 und 1945 zu Papier gebracht oder andere Dokumente eingesandt haben?

Direkte Angaben zur Person machten die wenigsten.⁴ Aus den Dokumenten lassen sich indessen, wenn auch vorsichtig, einige Schlüsse ziehen. So wird

z.B. anhand der inhaltlichen Schwerpunkte in den Texten deutlich, dass die grosse Mehrheit der Männer unselbständigerwerbend war. Beschrieben werden ebenso die oftmals vergeblichen Bemühungen, als Arbeiter oder Angestellter Urlaub zu erhalten, wie die Schwierigkeiten, mit einem «miesigen Sold» und 50 Rappen Lohnausfallentschädigung pro Tag die Familie finanziell über Wasser zu halten. Und mehr oder weniger beiläufig wird immer wieder erwähnt, wieviel einfacher es damals die Bauern und Gewerbetreibenden gehabt hätten: Nicht nur, dass diese bei jeder sich bietenden Gelegenheit nach Hause fahren durften, sie verfügten auch – aus dem Blickwinkel der Unselbständigerwerbenden – über die besseren Möglichkeiten, genügend Lebensmittel und andere rationierte Güter zu beschaffen. Solche neidvollen Randbemerkungen fehlen bei den Frauen erstaunlicherweise ganz. Die vielen Hausfrauen und Mütter, die sich an der «Beobachter-Umfrage» beteiligt hatten, beschrieben zwar sehr ausführlich ihre alltäglichen Schwierigkeiten und Nöte. Sie verzichteten jedoch – von einer Handvoll Ausnahmen abgesehen – auf Klagen und Beschuldigungen. Und die wenigen (damals ledigen) Frauen, die ihre Erfahrungen als bezahlte Arbeitskräfte in den Mittelpunkt der Erlebnisberichte stellten, hatten keine nennenswerten finanziellen Probleme. Ausnahmslos in einer grösseren Stadt beheimatet, verfügten sie nicht nur über eine abgeschlossene Berufslehre oder eine andere solide Ausbildung, sondern sie kamen auch aus Familien, die über genügend Geld verfügten, um eigene Häuser und Autos unterhalten zu können. Aber wie bereits angetönt: Unter den über 70 Frauen, die vor drei Jahren ihre Erinnerungen zu Papier gebracht haben, ist die Gruppe der während der Kriegszeit finanziell unabhängigen Frauen verschwindend klein. Die meisten Frauen arbeiteten in der Familie und waren auf den mickrigen Sold und auf den schlechten Lohn des Ehemannes oder Vaters angewiesen.

Gemeinsam ist praktisch allen Frauen und Männern ihre damalige Zugehörigkeit zu einer einkommensschwachen Schicht. Es sind Frauen und Männer, die sich in den meisten Fällen weder ein Hühnerei noch Butter, Fleisch oder gar Schokolade leisten konnten. Es sind Frauen, die zu klein gewordene Kinderpullover auftrennten und daraus Socken für den Ehemann strickten. Es sind Männer, die nicht einmal genug Bargeld hatten, um den Schnellzugzuschlag zwischen Turgi und Brugg zu berappen oder im Urlaub

ein Bier in der Wirtschaft zu trinken. Und es sind Frauen und Männer, die zwischen 1939 und 1945 als Kinder unter der Arbeitslosigkeit des Vaters und der Überlastung der Mutter zu leiden hatten oder aber mit den zahlreichen unverständlichen Vorschriften von zivilen Behörden konfrontiert waren: Die protokollierenden Kontrolleure, die der Katze die Milch neideten, der Basler Militärdirektor, der anhand von Haushaltsbelegen überzeugt werden musste, dass eine Erhöhung der Notunterstützung unumgänglich sei, das Oberkriegskommissariat (OKK), das eine Geldstrafe verfügte, weil ein paar Hühner ihr Eierplansoll nicht erfüllten, oder der Herr Wahlen, der wenig Verständnis für die Nöte des Bergbauern zeigte – sie alle haben bei den damals Fünf-, Sieben-, Elf- und Dreizehnjährigen einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen.

Ungefähr ein Viertel der Frauen und Männer erlebten die Kriegsjahre als Kinder. Sie waren damals noch zu jung, um die Hintergründe der täglichen Nöte vollumfänglich begreifen zu können, aber bereits alt genug, um nach der Schule auf dem Feld und im Haushalt mithelfen zu müssen. In dieser Altersgruppe ist übrigens das zahlenmässige Verhältnis zwischen den Geschlechtern ausgeglichen. Ganz anders sieht es jedoch bei den Erwachsenen der Aktivdienstgeneration aus. In dieser weitaus grössten Altersgruppe – die Einsendungen machen ungefähr 60% aus – sind die Frauen in einer deutlichen Minderheit.

Schwierigkeiten, Notlagen, Einschränkungen, Ungereimtheiten

Geschlecht, Alter und Stellung in der Arbeitswelt, diese Kriterien bestimmen entscheidend die konkreten Inhalte der Erlebnis- und Erfahrungsberichte. Die Handelsschülerin, die nur wenige hundert Meter von der Grenze entfernt ihre Jugend verbrachte, stellt andere Begebenheiten in den Mittelpunkt ihrer Schilderung als die Molkereibesitzerin, die in einem Innerschweizer Städtchen unter der Mehrfachbelastung als Mutter, Ehe- und Geschäftsfrau litt. Der Soldat, der im Mai 1940 die Flucht der Ostschweizer Zivilbevölkerung auf den Stoos beobachtete, erzählt eine andere Geschichte als der Urner Munitionsarbeiter, der im Betrieb mit Anhängern frontistischer Gruppen Zusammenarbeiten musste. Sie alle ermöglichen

unterschiedliche Einblicke in die verschiedensten Bereiche des Schweizer Alltags während der Jahre 1939-1945. Die meisten Frauen und Männer erzählen denn auch Geschichten, die sie selber erlebt haben. Darstellungen, die sich vorrangig dem Leben und Handeln von Familienangehörigen oder näheren Bekannten (Nachbarn, Freunde, Dienst- und Arbeitskollegen) widmen, bleiben die Ausnahme.

Die höchst unterschiedlichen Erlebnis- und Erfahrungsberichte machen jedoch auch Gemeinsamkeiten deutlich, die in erster Linie damit zu tun haben, ob die Geschichten von Frauen oder von Männern stammen. Während sich die Frauen mit ihrem Leben zu Hause bzw. in ihrer Familie auseinandersetzen, erzählten die Männer von ihrem Leben im Militärdienst oder am Arbeitsplatz im Betrieb. Ob sich die Erinnerungen um die erste Generalmobilmachung, um die Bedrohung durch fremde Flugzeuge oder um die prekäre Versorgungslage drehen, es wird immer spürbar, dass der Alltag der Männer ein grundsätzlich anderer war als derjenige der Frauen. Die Männer fassten ihre Ausrüstung, die Frauen ihre Rationierungsmarken. Die Männer reinigten Waffen, die Frauen dreckige Kleider. Die Männer exerzierten auf der sumpfigen Allmend, die Frauen – sofern sie aufgeboden waren – im Luftschutz. Die Männer marschierten quer durch die Schweiz an die Grenze, die Frauen quer durch das heimatliche Dorf in die Metzgerei. Oder wie es damals hiess: Der Schweizer war mit seinem Mut, seiner Entschlossenheit, Kampfbereitschaft und Stärke für die «äussere Front» verantwortlich, die Schweizerin trug mit ihrer Einfühlsamkeit und ihrem Sanftmut, mit ihrer Güte und Opferbereitschaft der «inneren Front» Sorge. Dass sich die Aufgaben und Verantwortlichkeiten der Männer und Frauen voneinander unterschieden, lag aber nicht nur daran, dass die Männer Militärdienst leisten mussten. Auch dann, wenn Frauen und Männer im gleichen Bereich arbeiteten, übernahmen die Männer offenbar andere Funktionen als die Frauen: «Am Nachmittag musste wieder der Haushalt erledigt werden: abwaschen, abtrocknen, wegräumen. Danach ging es auf den ‚Pflanzplätz‘ zum Gemüse und zu den Blumen. Das war reine Frauenarbeit. Die Männer brachten nur den Mist oder die Gülle. Aber spaten, hacken, säen, jäten und ernten, das taten die Frauen. Der Gemüsegarten war auch der Stolz der Frauen. Wenn Besuch kam, wurde immer zuerst nachgesehen, ob die Bohnen oder Erbsen schon da waren. Wenn man nicht bei

der Gartenarbeit war, musste man in die Getreidefelder und auf die Wiesen. Wir rechten das Gras zusammen, geschnitten und gewendet hatten es die Männer. Beim Getreideschneiden mussten wir Frauen die Garben stellen. Immer drei zusammen. Das war hart. Gnad Gott, wenn eine umfiel. Dann wurdest du den ganzen Abend geneckt. Dann hiess es: „Ja, die Weiber können das halt nicht!“⁵

Gerade das Mist- und Güllefahren führten viele Frauen als Beispiel für eine ausgesprochen «männliche» Arbeit an. Und wenn einmal eine Frau die Jauche führen musste, betonte sie, dass sie dies nur notgedrungen getan hätte. Gleiches gilt übrigens für das Reparieren von landwirtschaftlichen Geräten und das Pflügen mit einem Traktor: Auch diese Arbeiten erledigten die Frauen nur, wenn kein Bursche und kein Mann verfügbar war. In einzelnen Fällen warteten die Frauen sogar ab, bis die Bäuerin zuerst in den umliegenden Dörfern nachgefragt hatte, ob nicht doch noch eine männliche Hilfskraft ausgeliehen werden könnte.

Solche Äusserungen illustrieren, in welchem Masse die Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männern während der Kriegsjahre aufrechterhalten wurde. Zwar kam es in einzelnen Fällen durchaus vor, dass Frauen Aufgaben übernahmen, die bislang ausschliesslich Männern vorbehalten waren. Diese oft zitierten Beispiele – etwa Frauen in der dörflichen Feuerwehr oder im städtischen Trambetrieb – blieben jedoch Ausnahmen. Die Frauen füllten nicht die Lücken aus, welche die zum Militärdienst verpflichteten erwerbstätigen Männer hinterlassen hatten. Sie leisteten – durch Lebensmittelrationierung und Textilknappheit dazu gezwungen – Mehrarbeit in der Familie. Ohne Lohn, versteht sich! Oder in der Sprache von damals ausgedrückt: Die «Schweizerfrau» hatte als «Seele des häuslichen Herdes» für ein geregeltes Familienleben und die richtige «vaterländische» Erziehung der Kinder besorgt zu sein. In Ausübung dieses «ersten und vornehmsten Berufes» sollte sie als verständnisvolle Ehefrau, liebevolle Mutter und geduldige Erzieherin die Familie bewahren und so einen Beitrag zur Wehrfähigkeit der Schweiz leisten.

Von klar abgegrenzten Zuständigkeiten erzählten nicht bloss Frauen und Männer, die damals in ländlicher Umgebung wohnten und arbeiteten. Auch in den Erlebnis- und Erfahrungsberichten, die den Aktivdienst- oder Ortswehrralltag in den Mittelpunkt der Ausführungen stellten, wird deutlich,

dass Frauen, die Militärdienst leisteten, andere Arbeiten zugewiesen bekamen als ihre männlichen Dienstkollegen.⁶ Während etwa der Sanitätswachtmeister für die Organisation des Interniertenlagers zuständig war, legte die Ortswehrangehörige die Strohsäcke für das Nachtlager aus und reinigte das Büro des Vorgesetzten. Die FHD-Angehörige, die in einer Militärsanitätsanstalt eingesetzt wurde, putzte zusammen mit andern Frauen zwei Hotels und mottete Tausende von Woldecken ein, während der Sanitätssoldat die Medikamentenbestände kontrollierte.

Das Putzen scheint ausserordentlich wichtig für die Aufrechterhaltung der schweizerischen Wehrbereitschaft gewesen zu sein. Eine inzwischen pensionierte Lehrerin, die damals bei der Fliegerabwehr eingeteilt war, erzählte nicht ohne Verbitterung, dass sie den grössten Teil ihrer immerhin 478 Dienstage mit dem Reinigen von Büros und dem Polieren irgendwelcher Gerätschaften zugebracht habe. Unter den Militärdienst leistenden Frauen, die sich an der Umfrage beteiligt hatten, war sie jedoch die einzige, die aus diesem Grund den Nutzen ihres freiwilligen Engagements in Frage stellte. Ganz anders sieht es bei den Männern aus: Sehr viele der «einfachen» Soldaten kritisierten im nachhinein die ebenso «blöden» wie «sinnlosen» Putzaktionen. Da wurden Schuhe, Schränke, Tornister, Gamelien, Kartentaschen, Blechlöffel und Waffen bei jeder sich bietenden Gelegenheit geputzt und zur Inspektion ausgelegt. Geputzt wurde vor der Übung, geputzt wurde nach dem Manöver, geputzt wurde am Abend vor dem Hauptverlesen, geputzt wurde in der Früh, geputzt wurde gemeinsam, geputzt wurde alleine (zur Strafe), und geputzt wurde vor allem dann, wenn den Ranghöheren nichts anderes einfiel. Fragte ich die Männer, warum die militärischen Vorgesetzten akribisch darauf bedacht waren, alles laufend auf Hochglanz polieren zu lassen, erklärte man mir mehr als einmal, dass nicht nur die Putzerei, sondern mehr oder weniger alles, was im Dienst getan werden musste, relativ sinn- und zwecklos gewesen sei.

Ein Mitrailleur erzählte zum Beispiel, dass die ganze Truppe auch dann noch an den Holztrog zum Waschen befohlen wurde, wenn es gar kein Wasser gegeben habe. Die Männer mussten in Nagelschuhen und mit nacktem Oberkörper Waschungen simulieren. Wer sich weigerte, dem wurde mit Festungshaft gedroht. Oder der Radfahrersoldat, dessen Kompanie eine Fliegerabwehr-Abteilung zugeteilt war: Er kann auch heute noch nicht

verstehen, warum die schweizerische Flab beschädigte alliierte Bomber vom Himmel holte, die sich bloss auf neutralen Boden retten wollten. Und ebenfalls wenig vaterländische Begeisterung zeigte der heute 77jährige Käsermeister, der in den Tagen der ersten Generalmobilmachung mit 40 Kilogramm auf dem Rücken von Luzern über Emmen, Hellbühl, Ruswil, Wohlhusen, Willisau nach Madiswil marschierte. Offenbar war es für ihn wenig einleuchtend, warum man zu Fuss so lange Strecken zurückzulegen hatte, dass man vor Erschöpfung nur noch bedingt kampffähig war. Wenig versöhnlich gestimmt war auch der Soldat, der nicht bloss bemängelte, dass die Gotthardverbindung – mit Unterstützung der «braven» Schweizer Armee – im Krieg als «einwandfreie Nachschublinie für die Teutonen» funktionierte, sondern auch Kritik an den verwendeten Waffen und an der damals praktizierten «Angewöhnung an den Ernstfall» übte.

Detailliert geschildert wurden jedoch nicht bloss der militärische Drill, die mangelhafte Ausrüstung oder die schlechte Dienstmoral. Die Soldaten beschrieben auch die Schwierigkeiten, mit denen sie bei der Ausübung ihrer Pflichten als «Vaterlandsverteidiger» konfrontiert waren: Der Wachsoldat, der 1944 in Moillesulaz im Einsatz stand, erzählte, dass er hilflos und ohnmächtig zusehen musste, wie zwei Polizisten eine jüdische Familie über die Grenze zurück in die Hände der Gestapo jagten. Ein Landwirt berichtete von nervenaufreibenden Begegnungen mit Partisanen und deutschen Soldaten an der südlichen Landesgrenze. Und ein Heerespolizist schrieb ausführlich über seinen heiklen Einsatz bei einem Landesverratsprozess in der Innerschweiz.

Gelassenheit, Distanz, Kritik

Schwierigkeiten, Notlagen, Einschränkungen, Ungereimtheiten: Solche Begriffe tauchen in den Begleitbriefen und Erlebnisberichten immer wieder auf. Frauen und Männer verwendeten sie gleichermassen, wenn ich sie danach fragte, wie sie die Jahre 1939-1945 insgesamt charakterisieren würden. Das ist wenig erstaunlich, wissen wir inzwischen auch aus anderen Quellen, dass diese Zeit – gerade für Angehörige der unteren Einkommenschichten – alles andere als einfach war. Erstaunlich ist hingegen, in welch

hohem Masse die Erzählenden bereit waren, die oft bitteren Erfahrungen gelassen hinzunehmen und ihnen sogar noch etwas Positives abzugewinnen. So wurde immer wieder betont, dass die «schweren Zeiten» eben auch ihre guten Seiten gehabt hätten, weil man habe lernen müssen, mit wenig auszukommen und dennoch zufrieden zu sein. Es scheint sogar, dass diese – vor allem in den Gesprächen spürbare – Einschätzung eine Möglichkeit bot, die Erfahrungen zumindest ansatzweise zu verarbeiten. Erzählungen, die darauf schliessen lassen, dass das damalige Geschehen nur schlecht verarbeitet worden ist, haben Seltenheitswert. Es sind Erinnerungs- und Erfahrungsberichte, die entweder den Aktivdienst oder Bombardierungen von Städten in den Mittelpunkt stellen.

Interessant ist zudem auch, dass heroisierende Geschichten beinahe gänzlich fehlen. Zwar gibt es ein paar wenige kurze Berichte, die noch einmal den anheimelnden Rütli- und Morgartengeist in Erinnerung rufen, um den «Wehrwillen» der «Eidgenossen» zu bekräftigen. Diese Beispiele – vorzugsweise in Gedichtform abgefasst – bleiben jedoch Ausnahmen. Die grosse Mehrheit verzichtete auf hurrapatriotische Ausschweifungen und Schwärmereien. Im Laufe der Gespräche gewann ich den Eindruck, dass sich vor allem die Männer bereits früher kritisch mit der Kriegs- bzw. Aktivdienstzeit auseinandergesetzt hatten. Mehrmals erzählten mir die Gesprächspartner, wie oft sie schon überlegt hätten, ob «der Guisan» auch wirklich das Richtige angeordnet und befohlen habe oder ob «die in Bern» allzu deutschfreundlich gewesen seien. Fragte ich sie nach ihrer eigenen Ansicht, reagierten sie anfänglich eher zögernd: Man habe damals ja nichts Genaues gewusst: «Das Bedürfnis, Zeitungen zu lesen, wurde immer geringer. Es war ja doch alles manipuliert. Das wusste man. Das Wesentliche wurde zensuriert, unterschlagen, gefälscht, notfalls umgedreht. Die Informationen in den Zeitungen waren äusserst dürftig. Ich höre meinen Vater immer noch schimpfen über deren Wertlosigkeit. Ausgezeichnet waren einzig die deutsch gesprochenen Nachrichten vom England-Sender und die hervorragenden ‚Wochenrückblicke‘ von J. R. von Salis. Die haben mehr zur geistigen Ernährung der Schweizer beigetragen als die hauseigene Propagandasuppe. Das Mass von eingerührtem Betrug und beigegebener Täuschung kannten wir damals nicht.»⁷

Die grosse Bereitschaft, gerade vor dem Hintergrund dieser zurückhalten-

den Informationspolitik offene Fragen zu diskutieren und sich mit der eigenen Geschichte intensiv auseinanderzusetzen, wurde in allen Gesprächen, die ich mit Männern führte, deutlich. Viele haben in den letzten Jahren mit ihren ehemaligen Kameraden gesprochen, nicht nur, um schöne Erinnerungen auszutauschen, sondern auch in der Absicht, gemeinsam Erklärungen für dieses oder jenes Unerklärliche zu finden. Ein pensionierter Lehrer schrieb mir, dass er mit zahlreichen Persönlichkeiten Kontakt aufgenommen und viele Bücher studiert habe, um herauszufinden, ob damals tatsächlich Waffen über die Lötschberglinie transportiert worden waren. Gleichzeitig bat er mich, das Gerücht von den verdeckten Waffentransporten in Kohlenwagen nicht einfach noch einmal zu wiederholen, sondern «unwiderlegbare Beweise» zu bringen.

Solche persönlichen Bemühungen, die «Lawine von Gerüchten», mit der man während der Aktivdienstzeit konfrontiert war, nachträglich aufzuhalten und in eine wahre oder eben unwahre Geschichte aufgehen zu lassen, zeigten sich jedoch nicht nur daran, dass die betroffenen Männer Politiker und Historiker um Auskünfte baten. Einige machten sich selber auf die Suche, indem sie entweder in ihren Sachen «herumnodderten»⁸ oder in der Bibliothek alte Zeitungen herausuchten: «Ich wollte einfach einmal wissen, ob es stimmt, was man damals behauptet hatte.»

Dieses Wissenwollen war vermutlich für die meisten Männer auch ein Grund für die Bereitschaft, sich mit einer ihnen unbekanntem Person zu unterhalten. Anders als die Frauen, die sich ausnahmslos darauf beschränkten, alle an sie gerichteten Fragen möglichst ausführlich zu beantworten,⁹ nutzten die meisten Männer die Gelegenheit, um ihrerseits Fragen zu stellen oder auf «interessante Dinge» aufmerksam zu machen. So erzählte ein ehemaliger Grenzwächter von seiner Begegnung mit einem «Gestapo Chef», der in unregelmässigen Abständen in St. Margrethen auftauchte und später in schweizerischer Untersuchungshaft Selbstmord beging.¹⁰

Nicht immer führte eine Geschichte und die häufig damit verbundene Suche nach «Beweisbarem» bzw. «Wahrem» zu einem glücklichen Ende. Oft irritierte die Antwort auf die Frage nach dem, was damals wirklich geschehen war. Am meisten irritiert und auch enttäuscht wurden wohl diejenigen, die sich aufgrund ihrer persönlichen Erlebnisse mit den Bombenabwürfen auf Schweizer Städte durch die Alliierten beschäftigten: Er-

zählte ich den Betroffenen, dass nicht alle Bombardierungen bloss tragische Irrtümer gewesen seien, reagierten sie ungläubig. Erzählte ich ihnen dann noch, dass im November 1940 die Verdunkelung auf Druck der Deutschen angeordnet worden war, weil ihrer Ansicht nach die nächtliche Beleuchtung in der Schweiz den englischen Piloten Orientierungshilfe bot, schlug die Ungläubigkeit in Entsetzen um und provozierte einige wenig schweizfreundliche Bemerkungen.

Ganz anders waren die Reaktionen hingegen, wenn es um Fragen und Antworten rund um das Thema «Landesverräter» ging. Zwar kam es auch hier zu einigen erstaunten Reaktionen, etwa wenn ich bemerkte, dass einer der Hingerichteten nur bedingt zurechnungsfähig gewesen war oder ein anderer beim Begehen seiner strafbaren Taten noch keine 20 Jahre zählte. Grundsätzlich vertraten jedoch nahezu alle die Auffassung, dass die «Spione» zu Recht erschossen worden seien. Die Schweiz habe damals keine andere Wahl gehabt. Nur ein einziger Soldat – er wäre einmal beinahe zu einer Erschiessung abkommandiert worden – äusserte Zweifel an der Richtigkeit der Urteile. Gleichzeitig erklärte er im Gespräch, dass er persönlich nicht gezielt hätte: «Spontan fuhr's aus mir heraus: ‚Ich schiesse nicht!‘ Damit hatte ich mich in die Nähe des ‚Vaterlandsverrätters‘ gerückt – mit verheerenden Folgen. Ich bin heute noch überzeugt, dass von uns 25 nur drei gezielt hätten. Die Exekution ging an uns vorüber. Es gab genug freiwillige Unteroffiziere im Bataillon, die sich diese einmalige Sensation nicht entgehen liessen. Nachher war die Sache kein Thema mehr. Verrat wurde mit dem Tode bestraft. Basta! Heisse Themen wurden nicht angerührt, schon gar nicht politische!»¹¹

Nein, heisse Themen wurden nicht angerührt. Dies galt nicht bloss für den Bereich des «militärischen Landesverrats». ¹² Im Dienst wurde nicht politisiert! Politische Diskussionen waren grundsätzlich streng verboten. Und wenn einmal ein Soldat vergass, dass er in erster Linie Soldat und nicht Staatsbürger zu sein hatte, war er in den Augen seiner militärischen Vorgesetzten ein Waschlapfen, ein Meuterer oder ein Defätist. Das konnte unangenehme Konsequenzen haben.

Aber auch im zivilen Alltag gab es keine grossen politischen Diskussionen. Zwar sprachen die Frauen ab und zu mit ihren Nachbarinnen über ihre häuslichen Schwierigkeiten mit der Rationierung oder den einquartierten

Soldaten, und die Männer gingen jeweils in die Beiz, um das Neueste zu erfahren. Es wurde jedoch darauf verzichtet, die näheren Umstände, die zur Rationierung oder eben zur Einquartierung von Soldaten geführt hatten, ausführlich zu debattieren. Frauen wie Männer waren – nach ihren eigenen Aussagen – damit beschäftigt, sich ins «Unvermeidliche» zu schicken. Oder wie es eine heute 89jährige Frau formulierte: «Viel geredet wurde nicht. Man hatte sonst schon genug zu tun.»

1 Der «Schweizerische Beobachter» hat dazu aufgerufen, «Erinnerungen an konkrete Erfahrungen, die wirklich tief gingen, zu schwerwiegenden Entscheidungen herausforderten und den Menschen in seinem Innersten auf die Probe stellten», einzusenden. Von den gesamthaft eingegangenen 273 Berichten stammen 88 von Frauen und 185 von Männern. (Zum Vergleich: Unter den Abonnentinnen und Abonnenten des «Schweizerischen Beobachters» dieser Generation befinden sich rund 50% Frauen und 50% Männer.) 35 Frauen und Männer haben mehrere Berichte, 180 Frauen und Männer haben einen Bericht geschrieben. Mit 11 Frauen und 13 Männern habe ich telefonisch Kontakt aufgenommen und sie um ein Gespräch gebeten: Fünf Frauen und sechs Männer waren sofort bereit, mich persönlich in ihrer gewohnten Umgebung zu treffen und mit mir zu sprechen. Bei diesen Begegnungen habe ich meinen Gesprächspartnerinnen und -partnern die Wahl der Themen überlassen und nur dort interveniert, wo mir etwas unklar war. Die meisten haben interessanterweise zuerst noch einmal das erzählt, was sie bereits 1989 schriftlich formuliert hatten, bevor sie über andere Dinge zu reden begannen. Nach den Gesprächen habe ich den Frauen und Männern die Tonbandabschriften zugesandt und sie gebeten, diese durchzusehen. Daraus ergaben sich wieder neue Geschichten. Drei Frauen und fünf Männer haben zuerst ein persönliches Gespräch abgelehnt (gesundheitliche Gründe, Ferienabwesenheit, Umzugstermin), mir aber telefonische Auskünfte gegeben: Sie erzählten mir aufs Ausführlichste von ihren Erfahrungen und Erlebnissen, und einige von ihnen formulierten sogar zusätzlich zu ihren ursprünglichen Texten noch weitere Texte. Die Kontakte mit diesen am Anfang eher zurückhaltenden Frauen und Männern dauerten jeweils mehrere Wochen. Dabei habe ich den Eindruck gewonnen, dass diese Frauen und Männer grösstenteils sehr viel bereitwilliger berichteten als diejenigen, mit denen ich mich zusammensetzte. Offenbar machte es ihnen die Distanz leicht, mich an Erfahrungen teilnehmen zu lassen, die sehr persönlich waren (Familiengeschichten, Krankheitsgeschichten). Zusätzlich zu diesen telefonischen, schriftlichen und persönlichen Kontakten interviewte ich noch zwei Frauen und drei Männer, die sich ursprünglich nicht an der Umfrage des «Schweizerischen Beobachters» beteiligt hatten. Auf diese Frauen und Männer haben mich Drittpersonen aufmerksam gemacht, oder ich selber habe sie bereits gekannt und gewusst, dass sie sich für die Zeit zwischen 1939 und 1945 interessieren. Einige der Gespräche sind nun in leicht gekürzter Form im Quellenteil

- abgedruckt (kursiv).
- 2 Nur eine heute 70jährige Frau erzählte mir, dass sie ursprünglich für längere Zeit nach Amerika gehen wollte, dann aber im väterlichen Geschäft die Buchhaltung habe übernehmen müssen.
 - 3 E. S. aus W.
 - 4 Die Angaben waren oftmals nur sehr vage und Nachfragen nicht in allen Fällen mehr möglich, weil die Betroffenen entweder, ohne eine neue Adresse anzugeben, umgezogen oder in der Zwischenzeit bereits verstorben waren.
 - 5 Aus Gespräch: «Ich war nicht die einzige, die in den Landdienst ging ...» (S. 108 ff.).
 - 6 Den – immerhin für diensttauglich befundenen – Frauen standen nur die folgenden Hilfsdienstgattungen offen: Fliegerabwehr, Sanität, Administration, Verbindung, Ausrüstung und Bekleidung, Küche, Feldpost und Fürsorge. Die meisten FHD-Angehörigen dienten übrigens im Sanitäts- oder Fürsorgehilfsdienst.
 - 7 G. C. aus B.
 - 8 Was von den Zeitzeugen oftmals mit dem Begriff «altes Zeug» abqualifiziert wurde, entpuppte sich in der Regel als sorgfältig zusammengestelltes Material: Fotos, Briefe an die Ehefrau oder von der Freundin, Notizen «aus dem Feld», Tagebücher und – in vier Fällen – ganze Autobiographien!
 - 9 Die Frauen bereiteten sich jeweils ausserordentlich gründlich auf die Gespräche vor: Entweder brachten sie das von ihren Ehemännern und Vätern aufbewahrte Material mit, oder sie notierten sich im Voraus alle diejenigen Punkte (inklusive genauer Jahreszahlen), die mich möglicherweise interessieren könnten.
 - 10 Aus Gespräch: «Gestapo Chef Trommer» (S. 175 ff.).
 - 11 G. C. aus B.
 - 12 In den Jahren 1939-1945 wurden insgesamt 430 Personen wegen Verrats militärischer Geheimnisse oder wegen militärischen Nachrichtendienstes militärgerichtlich verurteilt. Die Zahl der Verurteilungen war bis 1941 äusserst gering, 1942 stieg sie auf 68 an, erreichte 1943 bzw. 1944 mit 151 und 153 einen Höhepunkt und sank 1945 wieder auf 71. Während des gleichen Zeitraumes wurden 33 Todesurteile gefällt: 7 im Jahre 1942, 10 im Jahre 1943, 13 im Jahre 1944 und 3 im Jahre 1945. 17 Todesurteile wurden vollstreckt (vgl. Peter Noll, Landesverräter, 17 Lebensläufe und Todesurteile, Frauenfeld 1980).

«Dann kam die Mobilisation ...»

Veränderungen und Ungewissheiten

Gräben statt Spuren

Als 18jähriger Handelsschüler im Herbst 1939 in Basel

Um uns heutige Alte zu verstehen und zu begreifen, müsst ihr Jungen, die ihr damals nicht dabei sein konntet, euch zuerst einmal mit den damaligen Umständen vertraut machen. Ich war damals gerade in dem Alter, wo sich ein Bub anfängt für seine Umgebung zu interessieren und seine Zukunft vorzubereiten. Radio hatten die wenigsten von uns, verschlang doch ein solcher Apparat mindestens einen Monatslohn. Es gab viele Arbeitslose. Wer aufmuckte, war seine Stelle sofort los, wer Arbeit hatte, musste für einen Hungerlohn mindestens 48 Stunden die Woche «chrampfen». Die soziale Sicherheit war schlecht, Krankheitsabsenzen und Arztbesuche gingen meist zu Lasten des Arbeitnehmers. Ein Arbeiter verdiente 200 bis 300 Franken im Monat, ein Prokurist ungefähr 500-600 Franken. Ferien auswärts war nur etwas für Bessergestellte, Autos nur etwas für Begüterte oder Gewerbetreibende.

Was mich damals als Knabe am meisten beeindruckte und aufbrachte, war unser bürgerlicher Polizeichef, der Samstag für Samstag seine Polizeimänner mit Stahlhelmen ausrüstete, ausrückte und am Klaraplatz auf vorwiegend Arbeitslose und andere Arbeiter mit Gummiknüppeln einprügelte

liess (heute gegen Unliebsame: Gaskrieg und Gummigeschosse!). Der Verkehr durfte an diesem Knotenpunkt ja nicht gestört werden (Verkehr ging vor – wie heute!). Der nachfolgende Polizeichef setzte dann Feuerwehr und Wasser ein und bot gleichzeitig einen Demonstrationsplatz an verkehrsfreier Stelle an.

Die Wohnungen waren primitiv eingerichtet, selten Badezimmer. Kücheneinrichtungen – oft mit Herd – mussten selber mitgebracht werden. Moderne Wohnungen waren gemessen an den Löhnen so teuer wie heute, die einfachen dafür aber billig und vor allem im Überfluss vorhanden. Stell dir vor, du möchtest an dieser oder jener Strasse wohnen – überall Schilder «Wohnung zu vermieten» –, und du kannst dir Haus und Stockwerk aussuchen. Wer eine Stelle suchte, musste gute Zeugnisse vorweisen und oft erst noch Aufnahme- oder Eignungsprüfungen bestehen. Nur keine Lohnforderungen! Der Lohn wurde einem gnädigst offeriert und war zu akzeptieren – oder auch nicht!

In Deutschland waren die Nazis am Ruder, in Italien Mussolini, in Spanien Franco, in Frankreich laufend Streiks und Regierungswechsel. Nazi-Deutschland hatte nach aussen hin die anscheinend «beste Ordnung» gezeigt mit rückläufigen Arbeitslosenzahlen – allerdings zum Preis überfüllter Gefängnisse und Arbeitslager. Dies wollte in der Schweiz niemand so klar darstellen. Die einen wollten es mit Adolf nicht verderben, und einige bürgerliche Politiker hätten wohl selbst am liebsten unsere unbotmässigen Roten in solchen Lagern versteckt. Wenn heute von Schlamm-schlacht gesprochen wird, kann ich nur lächeln. Seht euch doch einmal die linke und rechte Wahlpropaganda von damals an!

Und bereits das erste Wetterleuchten Richtung Krieg: der Abessinienfeldzug der Italiener, der Luftkrieg in Spanien gegen die Zivilbevölkerung, der Anschluss Österreichs ans Reich, die Zerschlagung der Tschechoslowakei – alles mit der gnädigen Duldung der westlichen Politiker. Und unsere Regierung? Da hatten wir Jungen nicht gerade den Eindruck, dass da kräftig dagegehalten wurde. Äusser Ruedi Minger, der doch immerhin die Wehranleihe in Gang gebracht und eine Umorganisation der Armee versucht hatte. Ob er wohl das Buch Hitlers und das draussen verbotene Buch «Die Moorsoldaten» gelesen hatte? Wer konnte sich damals schon ins Bild setzen? Was wollte Hitler? Was erwartete uns noch? Mit dem Vorwand,

den Kommunismus ausrotten zu wollen, konnte er doch ungeniert aufrüsten!

Da bist du in dieser Situation als 1 Sjähriger Handelsschüler alleine gelassen. Die Eltern haben finanzielle und andere Sorgen. Die Schule bleibt im Geschichtsunterricht bei 1900 stecken. Man müsste ja sonst über Marx und Sozialismus sprechen, und dies wäre doch glatt Landesverrat. Und nun die ersten Begegnungen mit den schweizerischen Kriegsvorbereitungen: Da komme ich doch einmal mit dem letzten Zug nach Basel und will so gegen Mitternacht zu Fuss nach Hause ins Kleinbasel. Beim Voltaplatz die erste Polizeikontrolle: «Ausweis bitte! Wohin gehen Sie? Sie müssen aber über die Johanniterbrücke, die Dreirosenbrücke ist gesperrt!» Ich ab das Rheinbord hinunter und dann wieder hinauf – und schon bin ich mitten im emsig arbeitenden Militär. Da werden Pfähle eingeschlagen, Stacheldrahtrollen verankert, Sandsäcke aufgeschichtet, MG-Stellungen in den Rosenbeeten der Parkanlagen ausgehoben. Wie ich so neugierig weiterschlenkere, bleibe ich auf einmal im Gestänge der im Boden eingelassenen Panzerabwehr hängen. Da nimmt mich ein Wachtmeister am Arm und mustert mich misstrauisch: «Wohin, junger Mann? Hat dir niemand gesagt, dass du über die andere Brücke musst?» Mit einer wohlwollenden Geste werde ich an einen Korporal weitergereicht, der mich dann freundlich über die Brücke geleitet und auf der andern Seite durch das dortige Stacheldrahtgewirr weitergibt.

So also sahen die Stunden vor dem Krieg aus. Ob wir wohl aufgegeben und geopfert worden wären? Mit einem mulmigen Gefühl in der Magengegend schlich ich nach Hause. Nun, meine Kinder, begreift ihr, dass all dies nicht nur Spuren, sondern Gräben hinterlassen hat?

Aufgewaschene Böden und eine abenteuerliche Heimreise

Als 16jährige Halbpensionärin 1939 in Koogstraten

Es war im Frühjahr 1939. Ich wurde 16 Jahre alt und kam gerade aus der dritten Bezirksschule in Solothurn. Damals war es üblich, dass man nach der Schule ein Jahr ins Welschland ging, um die französische Sprache besser zu erlernen. Meine Eltern beschlossen, dass ich in ein Pensionat

gehen sollte. Sie bekamen eine Adresse vom katholischen Jugendamt Olten, und es ging am 19. April 1939 zusammen mit einer andern Solothurnerin nach Koogstraten bei Antwerpen in ein Pensionat der Ursulinerinnen. Wir trafen in Basel noch ungefähr 200 Schweizermädchen, die auf ihre Reise nach Belgien warteten. Wir alle bekamen Abzeichen vom Jugendamt, damit die Kondukteure wussten, zu wem wir gehörten.

Ich kam also nach Koogstraten, nahe der holländischen Grenze. Im Pensionat mussten wir zwei Schweizerinnen als Halbpensionärinnen sehr streng arbeiten. Dafür hatten wir jeden Tag vier Stunden Schule auf französisch und mussten noch jeden Monat 15 Franken für das Essen bezahlen. Dass es sonst keinen Lohn gab, muss ich hier auch noch sagen. Der Morgen begann um fünf Uhr mit dem Aufwaschen der Korridore und dem Putzen der Kupferschlösser an den Türen. Dann durften wir mit den 120 Pensionärinnen in die Klosterkapelle in die Messe. Erst um sieben Uhr gab es das Morgenessen, welches übrigens sehr gut war: Ei, Kaffee oder Tee, Speck, Brot und Butter. Dann mussten wir für alle drei Mahlzeiten der Pensionärinnen die Tische decken und das Geschirr abwaschen. In den Sommerferien gingen die Pensionärinnen heim, und wir zwei Schweizerinnen mussten das ganze Pensionat säubern: Musiksäle, Schulzimmer, Fenster usw.

Nach den Sommerferien vernahmen wir von der Oberin, dass die Lage in Europa schlecht sei und Hitler den Krieg im Sinne habe. Und da fragte uns die Schwester, was wir machen wollten, wenn es Krieg geben würde. Ich sagte: «Dann will ich heim zu meinen Eltern.» Die Schwester sagte: «Der Hitler kommt nicht nach Belgien, der kommt in die Schweiz!», und wir foppten einander, und ich sagte: «Auch wenn er in die Schweiz kommt, ich will heim.»

Im September war es dann so weit. Die Schwestern kamen herbeigerannt, und wir vernahmen, dass wir alle packen müssten, der Krieg sei da! Wir mussten mit einem Chauffeur, der einen Mietwagen ohne Fenster fuhr, und mit einer Klosterfrau nach Antwerpen fahren. Wir bekamen noch einen Lunch mit auf die Reise. Auf dem Bahnhof angelangt, warteten schon wieder die andern 200 Mädchen. Es war auch eine Griechin dabei. Aber wir konnten noch in keinen Zug steigen, denn die Züge waren alle besetzt von belgischen Soldaten, welche auch noch nicht wussten, was sie machen sollten. Die Schwester sagte: «Ihr könnt heute nicht weiterreisen.» Wir



Abb. 1: Klosterleben im Muotatal

Nonnen rechen im Spätsommer 1940 das letzte Heu zusammen. (Hans Baumgartner)

mussten in einen Wartesaal, der als Massenlager für die Soldaten bereitstand, und dort übernachteten. Die schweren Koffer mussten wir mit der genauen Adresse versehen und auf einen Haufen tun. Wir durften nur einen kleinen Koffer und eine Tasche bei uns behalten.

Am andern Morgen reichte uns die Schwester, die auf dem Konsulat war, eine «Carte d'Immatriculation». Für diese Karte mussten wir etwas bezahlen. Ich habe sie heute noch. Wir mussten die Pässe abgeben, und die Schwester sagte: «So, jetzt reisen wir mit dem Car in die Schweiz. Aber die Griechin darf nicht mitkommen, sie ist nicht Schweizerin.» Ich höre heute noch das Weinen dieses Mädchens – und wir alle, auch die Schwester, wollten ihr helfen. Es waren drei Cars. Wir nahmen die Griechin in unsern Car. Und bei jeder Grenzkontrolle legte sich das Mädchen auf den Boden, und wir warfen Mäntel, Jacken, Taschen und Koffer auf sie. Die Grenzkontrollen zählten die Insassen immer, und einmal sagte einer: «Sie hätten

noch Platz für eine Person, wo ist sie?» «Ja, die muss in den falschen Bus gestiegen sein, die kommt sicher im nächsten», antworteten wir. Und es klappte wieder einmal.

Wir kamen auf Umwegen durch Frankreich, über Reims Richtung Belfort. Überall hatten die Franzosen schon Kanonen aufgestellt. In Belfort angekommen, hatten wir Schweizerlieder gesungen, und wir bekamen Milch und Kaffee. Wir riefen: «Vive la France!» Und die Franzosen riefen: «Vive la Suisse!» Wir fuhren weiter nach Boncourt. Es war schon neun Uhr, als wir dort ankamen. Doch wir konnten nicht hinein – ein dichter Draht lag dort, und wir mussten die ganze Nacht im Car warten bis morgens um sechs Uhr. Und wir waren hungrig und müde. Dann liess uns ein Schweizersoldat durch. Und in einem Restaurant gab es einen herzhaften Schweizer Milchkaffee und Weggli. Dann gingen wir zwei Solothurnerinnen per Zug Richtung Delémont, Moutier.

Die grossen Koffer, die mit allen andern nach Zürich spediert worden waren, trafen drei Wochen nach unserer Heimreise ein. Es fehlten: ein Paar neue Winterstiefel, eine schöne, selbstgestickte Bluse, die ich noch in der Handarbeitsschule genäht hatte. Vielleicht hatte ein belgischer Soldat oder sonst jemand seine Freude daran. Einmal hat uns noch eine Schwester geschrieben: «Im Schlafsaal, wo ihr Schweizer Mädchen geschlafen habt, sind jetzt deutsche Soldaten, und wir müssen für sie kochen. Der Hitler kam nach Belgien und nicht in die Schweiz.»

Flucht aus Polen

Als 35jähriger BBC-Monteur nach Kriegsbeginn in Warschau (1944 geschrieben)

Ende Juni 1939 startete ich zu einer Montage nach Polen, für die ungefähr drei Monate vorgesehen waren. Im direkten Wagen von Zürich nach Warschau verlief die Reise ohne Zwischenfälle, eher angenehmer als in früheren Jahren, denn vom Drang nach Osten war im leeren Bahnwagen in jenen Tagen noch nichts zu spüren. Es lag ja wohl etwas in der Luft, das nach Krieg roch, doch niemand wollte noch daran glauben, dass ein neuer Weltkrieg entbrennen sollte. Die Grenzformalitäten an der polnischen Grenze waren schnell erledigt.

Die Arbeiten in Warschau schritten in normaler Weise fort, bis nach Mitte August die Luft immer dicker wurde. Kriegerische Plakate erschienen an den Wänden, patriotische Aufrufe und Versammlungen folgten, die Postbeförderung wurde eingestellt, eine Teilmobilisation folgte, und immer noch ging die Arbeit weiter. Ans Ausreisen dachte niemand, galt es doch, den erteilten Arbeitsauftrag zu erledigen. Meine Überlegung ging dahin, dass immer noch ein Weg offen bleibt, entweder nach dem Balkan oder über die baltischen Staaten.

Dann kam der 1. September. Um sechs Uhr früh ertönten die Luftschutzsirenen mit ihrem unheimlichen an- und abschwellenden Geheul. Ein Probealarm, denke ich mir, und drehe mich auf die andere Seite. Ich fahre normal mit dem Bus zur Arbeit nach der weit ausserhalb der Stadt liegenden Radiostation. Keine Aufregung ist zu bemerken, und erst am Arbeitsplatz erklärt man mir, dass der Krieg seit den ersten Morgenstunden zur Wirklichkeit geworden sei. Der Sender ist schon auf Krieg umgestellt, und den ganzen Tag über ertönt aus dem Kontroll-Lautsprecher das polnische «Uwaga», «Achtung». Von Stunde zu Stunde werden Leute von der Arbeit weg aufgeboten, und bald bin ich ohne Hilfsleute. In der Nähe des Senders werden Gräben ausgehoben und überdeckt, die wohl Schutz bieten gegen die Splitterwirkung abgeworfener Bomben. Ich lege mich selber etwas mehr in die Zügel, um baldmöglichst fertig zu werden, denn in 10 bis 14 Tagen könnte die Arbeit beendet sein.

Die ersten Fliegeralarme folgen, doch Bomben werden keine auf den Sender abgeworfen, nur die Flak hört man aus der Feme. Sonntag, den 3. September sind etwas heiterere Gesichter auf der Strasse zu sehen. Die Zeitungen zeigen in grossen Lettern den Grund: Eintritt von England und Frankreich in den Krieg! Auch in mir erwacht neue Hoffnung, dass es nicht so schlimm kommen werde. Am Montag normaler Arbeitstag, doch als wir abends zurückfahren wollen, dauert der Fliegeralarm allzu lange. Trotzdem beschliesst der Stationsleiter die Fahrt in die Stadt. Da der Bus den öffentlichen Diensten angehört, darf er verkehren, während der übrige Verkehr gestoppt ist.

Der schweizerische Gesandte hat mit der polnischen Regierung Warschau verlassen. Unser Konsul meldet, dass die Schweiz mobilisiert habe. Als Militärflichtiger hätte ich sofort einzurücken. Der Eisenbahnverkehr ist

jedoch sehr desorganisiert. Auf dem Konsulat, das sich im Gesandtschaftsgebäude befindet, verspricht man, dass man versuche, einen Extrazug für die Rückwanderer zu organisieren.

Am folgenden Morgen will ich erneut zur Arbeit fahren, doch kein Bus erscheint. Auf Anfrage unserer Vertretung beim Klienten erfahren wir, dass keine Verkehrsmöglichkeit mehr besteht, und die 25 Kilometer zu Fuss zurückzulegen wäre wohl etwas viel zugemutet. Ich hätte gerne Werkzeug und Material in Ordnung gebracht, doch der Krieg war stärker als der gute Wille. So ergeben sich unfreiwillige Ferien. Mit dem längeren Schlafen ist es zwar nichts. Mit beinahe mathematischer Genauigkeit setzen in den nächsten Tagen die Fliegeralarme um halb sechs Uhr ein. Im Laufschrift nach dem nahen Luftschutzkeller verschwindet auch der letzte Schlaf.

Mit dem Extrazug nach der Schweiz ist es nichts geworden. Die Bahnanlagen werden unaufhörlich bombardiert. Der Konsul findet, dass es unter diesen Umständen besser sei, in der Stadt zu bleiben, als ins Ungewisse zu fahren. Also weiter abwarten und den guten polnischen Tee trinken.

Auf dem schweizerischen Konsulat im Gesandtschaftsgebäude erklärt man uns, dass wir Schutz fänden, sollte sich die Situation verschlechtern. Es dauert auch nicht lange, bis wir von diesem Angebot Gebrauch machten. Alle Anzeichen sind vorhanden, dass sich der Feind der Stadt nähert. Die Strassenbahn bringt aus den Vororten verwundete Soldaten; die städtischen Angestellten erhalten für zwei Monate den Lohn und werden entlassen; die Akten im Aussenministerium werden auf Lastwagen verladen – und dazu all die Gerüchte, die in solchen Momenten nicht fehlen. Die Koffer werden gepackt, um in die schweizerische Gesandtschaft umzuziehen. Taxis verkehren keine mehr. Vier volle Stunden dauert es, bis es gelingt, einen Fiaker zu finden, um die Koffer zu spedieren. Nur mit dem höchsten Angebot gelingt es schliesslich, einen der auch im Sommer mit dickem, warmem Mantel gekleideten Kutscher zu chartern. Die Inhaber von Hafer-PS haben in jenen Tagen goldene Zeiten erlebt.

In der Gesandtschaft bin ich nicht alleiniger Gast. Schon 30-40 Personen sind hier und haben in allen möglichen Räumen Platz genommen. Badezimmer werden bevorzugt. Auch bekannte Gesichter von anderen Brown-Boveri-Monteuren sind darunter, die der Krieg vor sich her aus der Provinz in die Stadt getrieben hat. Mit meinesgleichen werde ich im obersten

Stockwerk einquartiert. Jede Person erhält ein zusammenklappbares «Bett» und eine Woldecke. Ein Stuhl ist vielleicht auch vorhanden, sonst setzt man sich eben auf den Bettrand oder auf einen Koffer. Die Schweizerkolonie wächst ständig an und wird organisiert. Die Frauen werden zur Hilfe in Küche und Service herangezogen, die Männer zur Wache: je zwei Mann am Eingang und auf dem Dachboden. Beinahe militärisch wird die Wache nach je zwei Stunden abgelöst. Mehr oder weniger erfüllen wir also doch unsere Pflicht als Soldaten, beinahe auf Schweizerboden, exterritorial, weil wir in der Gesandtschaft sind. Der grosse Estrich ist sauber entrümpelt. Sand und Wasser nebst Hilfswerkzeug stehen bereit, um allfällige Brände zu löschen. Der als Luftschutzraum ausgebaute Keller wird verbessert, mehr Sitzgelegenheiten werden geschaffen. Die halbhohe Kellerfenster, die auf die Hauptstrasse gehen, werden zugemauert. Freiwillige für solche Arbeiten werden stets mit einem Znüni belohnt. Das Essen ist inzwischen stark gekürzt worden. Man hat eingesehen, dass es kein Entrinnen mehr gibt, und die Rationen werden verkleinert, um möglichst lange mit eigenen Mitteln auszukommen. Die ersten Tage ist noch eingekauft worden, was möglich gewesen ist. Beinahe wie Schmuggler hat man jeweils abends die Säcke und Kisten in die Gesandtschaft getragen. Tagelang wären wir ohne Brot geblieben, hätte nicht ein alter Bündner Konditor auf dem kleinen Hausbackofen einige Brote gebacken, so dass es jedem zu einer kleinen Tagesration reicht.

Ungenügende Nahrung, Untätigkeit und nicht zuletzt die immer noch zunehmenden Luftangriffe und Artilleriebeschussungen: dass es unter diesen Umständen unzufriedene Gemüter gab, ist wohl verständlich. Kleinere «Palastrevolutionen» waren beinahe unvermeidlich. Man war ein zu gemischtes Volk und jedenfalls noch zu wenig durch gemeinsame Gefahren zusammengeschweisst. Der Konsul verstand es jedoch stets, die erhitzten Gemüter mit Takt zu beruhigen.

War man als Wache unter dem Dach, so steckte man hin und wieder den Kopf aus dem Dachfenster, um die überall wütenden Brände zu sehen. Das Heulen und Pfeifen der hin und her fliegenden Granaten bewog den Neugierigen jedoch bald zum Rückzug, wie wenn die dünnen Ziegel einen grösseren Schutz gewährt hätten. Ein erster direkter Treffer rasierte die unschönen Kamine der Gesandtschaft weg, ein zweiter sass etwas tiefer und

riss ein Loch ins Dach. Verletzt wurde niemand, und der Schaden konnte notdürftig repariert werden. An Schlaf konnte man nicht mehr viel denken, und aus den Kleidern kam man selten.

Eines Nachts, als das Dröhnen zu arg wurde und kein Ende nehmen wollte, hatte ein Angestellter eine gute Idee. Die Stimmung war beinahe auf dem Nullpunkt angelangt, als Champagnerpfropfen knallten. Die erhoffte Wirkung blieb nicht aus. Es waren einige Kisten dieses prickelnden Getränks im Keller aufgestapelt, teilweise ein Geschenk der französischen Gesandtschaft, die bei ihrer schnellen Abreise wohl nicht mehr fertig wurde damit. An Spaziergänge in die Stadt war kaum mehr zu denken. Wenn auch das Feuer gelegentlich eingestellt wurde, war man doch nie sicher, in welcher Minute es wieder aufgenommen würde. Abgesehen davon, dass man Ausländer war und stets kontrolliert wurde. Nach einer 24stündigen Beschiesung wagte ich doch einmal einen Vorstoss bis ins Zentrum. Haufen von Scherben und Schutt auf den Strassen, Pferdekadaver, die noch nicht weggeschafft waren, frische Grabhügel und kleine Holzkreuze in öffentlichen Grünanlagen. Es war unmöglich, die Toten in die an der Stadtgrenze gelegenen Friedhöfe zu führen. Ungefähr 30 Treffer zählte ich damals an zwei Seiten des Prudentia-Gebäudes, dem Hochhaus Warschau. Traurig anzusehen, wie die einstigen Bewohner in ihren verbrannten Heimstätten nach irgendeinem Gegenstand in den verkohlten Resten wühlten. Ganze Strassenzüge waren ausgebrannt. Die Lust an weiteren Exkursionen war mir vergangen ob all dem geschauten Elend.

Jede Verbindung mit der Heimat war in dieser Zeit unterbrochen. Es wurde versucht, über einen Militärsender eine Nachricht nach der Schweiz zu funken. Man erbat Antwort über Radio Sottens, doch umsonst. Sottens antwortete nicht. Unterdessen versuchte das anwesende diplomatische Corps, mit den deutschen Militärbehörden in Verbindung zu treten, um seine Landsleute zu evakuieren. Eine erste Zusammenkunft scheiterte, da an der verabredeten Stelle ein Kampf tobte. Ein zweiter Versuch hatte mehr Erfolg. Ein vierstündiger Waffenstillstand wurde vereinbart. Es war dies am 20. September. Am folgenden Morgen gab man uns die erfreuliche Mitteilung bekannt: Auf 14-18 Uhr war die Waffenruhe angesagt.

Auf zwölf Uhr mittags sollten alle zur Abreise bereit sein. Viel gab es nicht zu packen, denn jede Person durfte nur zwei kleinere oder einen grösseren

Handkoffer mitnehmen. Für uns Monteure war dies ja nicht so schlimm; anders für Leute, die dort jahrelang gewohnt hatten und praktisch alles zurücklassen mussten. Ein babylonisches Stimmengewirr wogte im Hof, als wir alle auf die Militärautos warteten, die uns an die Front bringen sollten. Die Stunden waren lang, fünf Uhr vorbei, und mancher fragte sich schon, ob wir überhaupt noch abgeholt würden. Es gehe nach dem Alphabet, erklärte man uns dann, und das «S» (Schweiz) steht auch im Polnischen weit hinten.

Endlich um halb sechs Uhr ging es los. Autos wurden vollgepfropft, und traurig sah uns die zurückbleibende Bevölkerung nach. Viele Zerstörungen waren auf der Fahrt durch die Stadt unter der Wagendecke hervor zu erblicken. Die Weichsel wurde überquert, und ganz arg sah es aus in Praga, dem Stadtteil jenseits des Flusses. Nur noch Schutt und Asche. Die Lastwagen zirkelten um Wälle und Gräben; bald lag die Stadt hinter uns. Weit ging es nicht mehr, und bald hiess es aussteigen. Die Nacht brach herein, und einzelne Schüsse waren zu hören. Leuchtraketen stiegen auf und zeigten die neuen Positionen. Beide Parteien hatten die Waffenruhe dazu benützt, um ihre Posten zu verschieben, die nun darauf warteten, bis die störenden Ausländer weg waren, um noch ungehemmter vorgehen zu können.

Vorwärts ging es in der Dämmerung ins Niemandsland, Koffer schleppend, mit umgehängter Wolledecke. Man wusste ja nie, wie die Nacht verbracht werden musste. In der Mitte der 300-400 Meter breiten Strecke stand ein polnischer Offizier mit weisser Fahne und gab uns den letzten Gruss. Eine Strecke weiter hinten warteten junge deutsche Soldaten, die uns das Gepäck abnahmen bis zu den zurückliegenden Camions. Auf offenen Lastwagen ging die Fahrt weiter in die Nacht hinein. Eine lange Kolonne von 60 Wagen. Dazu kamen ebenso viele Privatautos der Diplomaten. Mehr als 1100 Ausländer hatten an diesem Nachmittag die polnische Kapitale verlassen. Gegen ein Uhr früh hielt die Wagenkolonne vor einem Bahnhof. Extrazüge für unseren Transport standen bereit. Die Fahrt ging weiter per Zug nach Königsberg und Cranz, dann per Schiff nach Stettin, mit der Bahn nach Berlin, und schliesslich gelangte ich über Schaffhausen in meine Heimat zurück.

Mobilisation und reduzierter Stundenplan

Als 13jähriger Sekundarschüler während der ersten Generalmobilmachung in Thalwil

Der 2. September 1939 ist mir heute noch ganz gegenwärtig. Während dem Mittagessen mit meinen Eltern erschreckte uns plötzlich ein zackiges Trompetensignal. Der Solotrompeter des Musikvereins, der zufällig auch mein Lehrer war, wiederholte das Ordonnanzmobilmachungssignal, und der Dorfweibel verkündete, dass gemäss Mobilmachungszettel im Dienstbuch jeder Wehrmann sofort einzurücken habe. Thalwil als wichtiger SBB-Knotenpunkt wurde bald von Militärs besetzt, was für uns Schüler natürlich sehr interessant war – besonders, als eine welsche Kavallerieschwadron einrückte, um eventuell landende deutsche Fallschirmabspringer unschädlich zu machen.

Mit gemischten Gefühlen ging ich zur Schule; ich besuchte die 1. Sekundarklasse. Unser Hauptlehrer erschien bereits nicht mehr, und man schickte uns nach Hause. Am andern Tag teilten die nicht eingerückten Lehrer die Klassen auf und reduzierten die Stundenpläne. Französisch gab uns Frau Pfarrer; das war besonders amüsant. Infolge des reduzierten Stundenplanes hatten wir ziemlich viel Freizeit. Wir wurden tageweise bei Bauern eingeteilt, denn es war ja Herbst und damit Erntezeit. Alle öffentlichen Wiesen, Pärke, Turnplätze wurden umgepflügt und mit Getreide oder Kartoffeln bepflanzt.

Da die alliierten Flieger nachts die hellerleuchtete Schweiz als Orientierung für die Bombardierung deutscher Städte benutzten, wurde bald die totale Verdunkelung befohlen. Die Strassenlaternen brannten nur noch in ganz schwachem Blaulicht an den wichtigsten Kreuzungen, alle Fensterläden mussten geschlossen und die Fenster mit speziellem Verdunkelungspapier abgedichtet werden. Nächtliche Kontrollen sorgten dafür, dass kein Lichtschimmer nach aussen drang. Ortswehren wurden auf die Beine gestellt. Es waren vor allem nicht mehr und noch nicht diensttuende Männer. Sie wurden mit Gewehren bewaffnet, und ihre Aufgabe wäre es gewesen, bei einem deutschen Überfall das Hinterland zu verteidigen.

Die schulentlassenen Burschen besuchten den militärischen Vorunterricht (heute Jugend + Sport), um dann in der Rekrutenschule den turnerischen Anforderungen gewachsen zu sein. Das bestandene Leistungsbrevet wurde



Grenzbesetzung!

Wie wir bereits in den letzten Nummern ausdrücklich darauf hingewiesen haben, werden Unfälle bei der Erfüllung irgendeiner Dienstpflicht während der Grenzbesetzung durch unsere Versicherungs-Gesellschaft in vollem Umlange gedeckt. Dagegen sind Unfälle und ihre Folgen, die durch Kriegsereignisse, bei bürgerlichen Unruhen oder Aufruhr herbeigeführt werden, nicht versichert. Keine Abonnenten-Unfallversicherung in der Schweiz schliesst derartige Ereignisse ein.

Der erste tödliche Unfall eines im Aktivdienst stehenden Abonnenten mußte uns leider bereits angemeldet werden:

LOUIS PILET, wohnhaft gewesen in CHATEAU D'OEX, stürzte nachts im Kantonement von einer Leiter. Er erlitt einen Schädelbruch und verschied wenige Stunden später.

Die bedingungsgemäße Versicherungssumme von Fr. **3500.-** wurde der Anspruchsberechtigten sofort zur Verfügung gestellt.

Sie erschen daraus, wie wichtig es ist, daß gerade diejenigen Familien, wo der Ernährer oder ein Sohn im Militärdienst steht, keines unserer Abonnements aufgeben oder durch Hinausschiebung der regelmäßigen Zahlung einen Unterbruch der Versicherung verursachen sollten.

Verlag G. Meyer, Klausstraße 33-35, Zürich 8

Schweizer Familien-Wochenblatt Meyers Schweizer Frauen- und Modeblatt La Patrie Suisse La femme d'aujourd'hui.

Die Versicherung besteht bei der Schweizerischen Unfallversicherungs-Gesellschaft in Winterthur.

Abb. 2: Abonnenten-Unfallversicherung

Das «Schweizer Familien-Wochenblatt» kommentierte im Herbst 1939 einen tödlichen Sturz von einer Leiter auf seine Weise.

mit einer silbernen Anstecknadel belohnt. Äusser dem Schwimmtest, den wir als Seebuben natürlich schnell bestanden, besuchte ich dreimal einen einwöchigen Skikurs im Bündnerland.

Junges Eheglück und kein Geld

Als 22jährige Büroangestellte und Verkäuferin auf Arbeitssuche

Nach unserer Hochzeit hatten wir eine Woche Ferien, um die neue Wohnung einzurichten. Die sehr schönen Möbel kauften wir mit unseren hart ersparten Franken an der Landesausstellung in Zürich. Mein Mann war nach seinem Diplomabschluss am Technikum Burgdorf längere Zeit arbeitslos.

Als er endlich eine feste Anstellung in einer Fabrik in Menziken bekam, beschlossen wir zu heiraten. Ich arbeitete damals in Davos. Natürlich hatten auch wir Angst vor dem Krieg. Aber Liebe und Vertrauen in eine rosige Zukunft waren stärker als die heimlichen Zweifel. So feierten wir mit allen unseren Lieben das grosse Fest, und wir genossen das junge Glück in vollen Zügen.

Natürlich war es bitter, als mein Mann in seinen Wiederholungskurs einrücken musste. Aber ich hatte noch immer viel Arbeit in meinem neuen Heim, und schon kam die dritte Woche. Ich bereitete ein schönes Fest für die glückliche Heimkehr meines Mannes vor. Aber es gab keine Feier. Zwei Tage vor der Entlassung war Mobilmachung, und Wachtmeister S. marschierte mit vielen tausend anderen in den Jura. Nachdem der erste Schock etwas vorbei war, fragte ich mich, ob das nun das Ende unseres jungen Glücks sei. Mit meinen Ängsten war ich ja nicht allein, fast in jeder Familie gab es Söhne oder Ehemänner, die auch fort waren.

Da mein Mann vor unserer Heirat lange Zeit arbeitslos war, hatte er kein Anrecht auf Wehrmannsausgleich. Mit der Hochzeit und dem Möbeleinkauf waren unsere «Sparbüchli» aufgebraucht. Meine Eltern und Schwiegereltern baten mich, nach Hause zu kommen, aber das gab mir mein Stolz nicht zu. Also telefonierte ich mit meinem früheren Arbeitgeber in Davos, der sofort damit einverstanden war, mir meinen früheren Posten wieder zu geben. Mein Nachfolger war ja auch an der Grenze! Die Antwort machte mich sehr glücklich, denn so war meine Zukunft wieder gesichert. Ungeduldig wartete ich auf einen Telefonanruf meines Mannes, um ihm die frohe Nachricht mitteilen zu können. Aber welche Enttäuschung! «Nein, kommt nicht in Frage. Ich will nicht riskieren, dass, wenn ich einmal Urlaub habe, du wieder in Davos bist und nicht in unserem neuen Heim.» Alles Wenn und Aber half nichts. Sein Rat war: «Geh nach Hause, meine Eltern werden den Hauszins zahlen, und etwas Taschengeld bekommst du auch.» Das wollte ich aber nicht. Und meine finanzielle Lage wurde immer prekärer. Verzweifelt suchte ich einen neuen Arbeitgeber, aber ich kannte ja niemanden an meinem neuen Wohnort.

Dann ging ich vier Tage in eine Kleiderfabrik. Länger konnte ich es nicht aushalten. Ich musste lernen, dass mit dem Schulwissen noch lange nicht alles machbar ist. Es war ein harter Schlag für meinen Stolz, dass jede



Abb. 3: Abschied

Nach der Auslösung der allgemeinen Kriegsmobilmachung vom 29. August 1939 durch den Bundesrat wurden rund 450'000 Schweizer auf Samstag, den 2. September einberufen. (RDB)

angelernte, einfache Frau besser arbeitete als ich. Als ich wieder zu Hause war, fragte mich die Hausbesitzerin, ob ich nicht bereit wäre, ihrem Schwiegersohn zu helfen. Seine Frau bekäme ihr zweites Kind und könne ihrem Mann vorläufig nicht helfen. Schon am nächsten Tag meldete ich mich im Kleinbetrieb des Schwiegersohnes. Ich hatte alle schriftlichen Arbeiten zu erledigen und wenn nötig auch im Betrieb mitzuhelfen. Es machte mir Freude, möglichst grosse Aufträge einzubringen. Und schon bald wurden einige Frauen mehr eingestellt, so dass meine Mithilfe an den Strickmaschinen nicht mehr nötig war. Natürlich hatte ich keinen Riesenlohn. Aber es genügte, um mich über Wasser zu halten, und zudem machte mir der Erfolg Freude. Dass dieser beidseitige unbeugsame Widerstand einen Flecken in unser Reinheit machte, war nicht zu vermeiden. Heute

denke ich oft, wieviel mehr Freiheit und Selbstbestimmungsrecht unsere Frauen heute haben, alles wäre auch für mich einfacher gewesen. Ob sie aber glücklicher sind, als wir es waren, bleibe dahingestellt.

So vergingen zwei Jahre, und mein Mann fand eine neue Arbeit. Ich verliess meinen Arbeitsplatz, und ein Jahr später waren wir schon zu dritt. Die vielen Meinungsverschiedenheiten waren bald vergessen.

Wie entwickelt man ohne Geld einen Papst?

Als 17jähriger Fotografenlehrling 1939 in Luzern

Als im Sommer 1939 das europäische Drama auf die vielen kommenden Gräber schielte, befand ich mich seit einem halben Jahr in der Rolle eines Fotografenlehrlings. Meine Lehrstelle besass alle Merkmale eines reichlich seltsamen Betriebes. Hier konnte ich im besten Falle zu einem unsauberem Laboranten ausgebildet werden. Das Lehrlingsamt gab jedoch ohne Bedenken seinen Segen. Wir produzierten mit einer anfälligen Rotationsmaschine Ansichtskarten. Fixieren, Wässern und ein Teil des Trocknens waren Handarbeit. Das Papier lieferte die Agfa in 100-Meter-Rollen. Mein Chef war über diese unbarmherzige Agfa oft erzürnt; seit Juni 1939 lieferte sie nur noch per Nachnahme. Grau & Co schlich seit Jahr und Tag haarscharf dem Konkurs entlang. Meine Lehrstelle war wirklich einmalig, eine unbeschreibliche Mischung von Missbehagen und Geborgenheit. Die Arbeitsräume waren klein und feucht, Herr Grau, der Bruder des Patrons, nahm mich unter seine Fittiche. Ausserdem gab es noch zwei bis drei Hilfsarbeiterinnen und ein zierliches Fräulein mit dem unpassenden Namen «Berta». Grau & Co besass als einzigen Luxus ein Büro mit Milchglastüre, an der eine Goldschrift prangte. Dahinter sass der Chef.

So sah mein Vordergrund aus, als sich im politischen Hintergrund der Krieg abzeichnete. Ich hörte so oft ich konnte Radio, bestaunte die Mobilmachungsplakate. Mit meinen 17 Jahren war ich aber viel zu verträumt, um die Realität erfassen zu können.

Herr Grau erschien nach der Mobilmachung in Uniform. Er fühlte sich sichtlich als Wachtmeister der Ballontruppen ..., zusätzlich war er ein Bewunderer Hitlers! Seine Frau war auch da. Sie sah aus, wie wahrschein-

lich eine Blondine aussehen muss, und sie interessierte sich sehr für meine schwarzen Locken. Herr K., das sympathische und kritische Hinkebein, musste sich als HD melden. Er machte einen verzweifelten Eindruck und nannte Hitler ein Schwein. Der Patron lachte und meinte: «Lieber K., du wirst dieses Genie noch erleben!»

Dann aber musste eine dringliche Sache besprochen werden, es ging um den Zahltag, und Geld war wieder einmal keines da. Hingegen ein dringlicher Auftrag über 5'000 Postkarten mit dem Konterfei des neuen Papstes Pius XII. Ebenfalls da war ein Avis von der SBB: Mit 200 «Fränkli» konnte man jederzeit eine Rolle Fotopapier einlösen! Nun passierte das Grotteske. Die drei Hilfsarbeiterinnen kratzten förmlich das Geld zusammen, der guten Sache wegen. Meinten sie den Papst oder den Zahltag? Und so pilgerte ich am ersten Mobilmachungstag mit unserem halbkaputten «Leiterwägeli» zum Bahnhof. Dort wogte ein ungeheures und feldgraues Gedränge. Eigentlich hätte ich hier alle Gelegenheit gehabt, etwas ganz Besonderes zu erleben. Aber das Fotopapier war für mich viel wichtiger.

In der kommenden Nacht schlich sich Herr Grau aus der Küche des Hotels und liess die Maschine laufen. Die Papstköpfe glänzten nun auf Papier und ruhten in einer grossen Schachtel. Am Morgen fand ich sie dann mit einem Zettel versehen: «Lieber L., versuche den Papst zu entwickeln, ich kann nicht weg.» Ich versuchte es, doch zu allem Elend fehlte auch noch der Entwickler. Ich entwickelte den Papst also so gut es ging, einmal zu hell, meistens zu dunkel und mit vielen Flecken. Das war meine Katastrophe während der ersten Tage des Krieges.

Finanzielle Notlage

Die Basler Wehrmannsfrau Rosa Böhringer und ihre Aktivitäten aus der Sicht ihres Sohnes

Unter dem Nachlass meiner vor zwei Jahren verstorbenen Mutter, Rosa Böhringer, fand ich einige interessante Dokumente jener trüben Zeitepoche. Es handelt sich dabei um die Basler Wehrmannsfrauen; sie kämpften damals für eine höhere Militärunterstützung.

In diesen schweren Jahren, als niemand so genau wusste, wie das noch

enden würde, hatten sich einige Arbeiterfrauen im Kanton Baselstadt zu einer Interessengemeinschaft zusammengeschlossen. Ihre Männer waren in das Militär eingezogen worden. Je nach politischer Lage blieben sie oftmals monatelang von zu Hause weg. Dementsprechend gross war auch der Lohnausfall. Die Regierung half der leidgeprüften Stadtbevölkerung mit einer Militärnotunterstützung, die aus der sogenannten Nationalspende stammte. Diese Lohnausfallentschädigung war natürlich klein bemessen, sie reichte nur für das Allernötigste.

Der Vorstand dieser Frauengruppe, welchem unter anderen auch meine Mutter angehörte, bemühte sich nach der Gründung um eine Verbesserung ihrer finanziellen Notlage. Es gelang ihnen, sich bei dem damaligen Basler Militärdirektor, Regierungsrat Dr. Ludwig, am grünen Tisch Gehör zu verschaffen. Er wurde anhand von Haushaltsbelegen überzeugt, dass eine Erhöhung der Notunterstützung unumgänglich sei. Das hatte eine Tageszulage von einem Franken zur Folge. Selbstverständlich wollte die Basler Regierung eine Verschuldung der Stadtbevölkerung vermeiden.

Kurz nach dieser Besprechung im Rathaus wurde am 29. September 1939 im Unionssaal des Basler Volkshauses unter der Leitung von Frau Wenger zu einer Orientierung eingeladen. Etwa 100 Frauen von im Dienst stehenden Basler Wehrmännern nahmen daran teil. Major Saladin, Vertreter des Kreiskommandos Basel, erteilte allgemeine Ratschläge über die Lösung der verschiedensten Schwierigkeiten und gab in dieser Stunde allen Frauen auf ihre Fragen Auskunft. Diese Aussprache wurde von den Anwesenden zufriedenstellend aufgenommen. Die Wehrmannsfrauen bedankten sich ihrerseits und betonten, dass sie nicht nur fordern wollten, sondern auch mithelfen, wo es nötig sei. So beschloss man, für die Soldaten Baumwoll-Leibchen zu stricken. In Zusammenarbeit mit den Militärbehörden konnte Garn für diesen Zweck eingekauft werden, welches nachträglich der Soldatenfürsorge belastet wurde.

Nicht zu vergessen: Die Presse war an dieser Versammlung mit von der Partie. Man hoffte auf die Solidarität der «Arbeiterzeitung» (AZ), die aber damals den Spiess umdrehte und die Veranstaltung als ein Hornbergerschieszen titulierte. In ihrem Artikel fragte die AZ, ob die Wehrmannsfrauen von Basel jetzt nach dem Muster Berlin-Moskau stricken würden. Dieser Zeitungsbericht erzürnte meine Mutter derart, dass sie nach Be-

G. DUTTWEILER

LIMMATSTRASSE 152
Telephon 5.79.90

ZÜRICH, den 9. März 1940
POSTFACH INDUSTRIE 89

An die Vereinigung Wehrmannsfrauen Basel
Steinenschulhaus
B a s e l

Sehr geehrte Wehrmannsfrauen,

Auf Ihre Zeilen vom 6. Februar teile ich Ihnen mit, dass ich mich praktisch und auch in meiner politischen Eigenschaft als Nationalrat stets für genügende Ansätze der Lohnausfallentschädigung eingesetzt habe. In meinem eigenen Betrieb gilt jetzt die beiliegende Lohnregelung.

Andererseits muss ich Ihnen sagen, dass wir nicht so weit gehen dürfen, alles heute gemachte als absolut unzulänglich in Grund und Boden zu kritisieren. Tatsache ist, dass im letzten Weltkrieg nicht ein Bruchteil dessen geleistet worden ist, was heute an Wehrmannsschutz und anderen sozialen Leistungen als selbstverständlich gilt. Insbesondere in den Grossstädten sind die Leistungen des Staates für die Familien der Unselbständigerwerbenden ganz bestimmt aller Anerkennung wert. Viel schlimmer steht es z.Z. noch mit den Verhältnissen gewisser Schichten der Selbständigerwerbenden, besonders Künstlern etc.

Ich werde mich weiterhin dafür einsetzen, dass bis zur Grenze der Leistungsfähigkeit von Staat und Privatwirtschaft gegenüber unseren Soldaten und ihren Familien unsere Pflicht erfüllt wird.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Gottlieb Duttweiler
1 Verweise auf das
dreizehntägige Postulat meines
Praktisationskollegen F. Valder.

Abb. 4: Wehrmannsschutz

Der Zürcher Nationalrat Gottlieb Duttweiler antwortet der «Vereinigung Basler Wehrmannsfrauen». die sich in ihrem Schreiben vom 6. Februar 1940 darüber beklagt hat, dass weder die Notunterstützung noch die Lohnausfallentschädigung genug hoch seien. (Nachlass Rosa Böhringer-Wiesendanger)

Liebe Wehrmannsfrau

Bei unserer letzten Zusammenkunft hat sich allseitig der Wunsch geäußert auch etwas beizutragen für das Wohl unserer Soldaten, da Unterwäsche sehr ^{knapp} mit haben wir entschlossen Leibchen zu stricken. Das Material wird gratis abgegeben es sollte jede Wehrmannsfrau zur Pflicht und Ehre machen an diesem Werke mitzuarbeiten.

Strickstunden^{enden} statt, ab 11. Okt. je Mittwoch von 2 bis 6 Uhr
Nachmittag und je Donnerstag von 2 bis 10 Abends inn

Stirnenschulhaus

Bitte wenn möglich eine Rundstricknadel № 2 ½ mitzubringen

Hertzlich grüßt innige ^{hat} Tagkräftige Wehrmännerfrauen.

Abb. 5: Wehrmannsfrauen

Die Frauen rufen in den einzelnen Quartieren dazu auf, für bedürftige Soldaten zu stricken, um auf diese Weise etwas zur Landesverteidigung beizutragen und das Zusammengehörigkeitsgefühl zu stärken. (Nachlass Rosa Böhringer-Wiesendanger)

kanntgabe der Depesche zur Redaktion lief und den Redaktionsmitgliedern mit der Abwerbung von SP-Parteimitgliedern drohte. Daraufhin folgte in der nächsten Zeitungsausgabe eine Richtigstellung.

Der damalige Nationalrat, Gottlieb Duttweiler, wurde für die Verbesserung der Lohnausfallentschädigung um politische Unterstützung gebeten. Er sollte sich mit einem Postulat an den Bundesrat wenden.

Abschied und Neubeginn

Als 33jähriger Sanitätswachtmeister während der ersten Aktivdiensttage

Es war im Herbst 1939. Etwas müde fuhr ich mit dem Velo wie gewohnt nach Hause. War es wirklich wie gewohnt? Hatten die Kollegen im Geschäft angesichts der drohenden politischen Lage nicht von einem möglichen Aufgebot unserer Truppen gesprochen? In Polen waren deutsche Armeeteile

einmarschiert, der deutsche Reichskanzler Adolf Hitler hatte am Morgen durch das Radio aller Welt bekanntgegeben, dass seit fünf Uhr früh gekämpft werde. Was bedeutete diese Blitzaktion für unser Land? Noch bevor ich zu Hause war, sollte ich es erfahren. Vor einem Haus in meiner Nachbarschaft standen Leute mit ernsten Gesichtern, still und überrascht studierte männlich einen Anschlag mit rotem Diagonalstreifen: den Marschbefehl für die Grenztruppen. Den Aufruf näher betrachtend, wurde mir klar, dass ich als Angehöriger einer Rotkreuzkolonne ebenfalls unverzüglich einzurücken hatte.

Daheim stand meine Frau in der Küche und war mit dem Zubereiten des Abendessens beschäftigt. Ehe ich noch etwas sagen konnte, fragte sie aufgeregt: «Hast du gehört, was passiert ist?» «Ja, ich weiss», erwiderte ich. Still überlegend ging ich in die Stube und holte mein Dienstbüchlein hervor. Ja, da stand es, auf der Innenseite des Umschlages, ebenfalls mit einem roten Querstreifen: «Bei Mobilmachung der Grenztruppen haben Sie sich mit voller Packung sofort beim Platzkommando zu melden.» Betroffen und mit sorgenvollen Vorahnungen begannen wir mit dem Abendessen. «Du Pauly, ich muss heute Abend noch einrücken», sagte ich zu meiner Frau, «zum Glück habe ich noch fast alles bereit». Denn eine Woche vorher war ich von einem Spezialkurs in der Kaserne Basel zurückgekehrt und hatte meinen Tornister noch nicht gänzlich ausgeräumt. Ich sah, wie mich meine Frau besorgt ansah. Für sie war es jetzt besonders schwer, sie war schwanger, und wir erwarteten anfangs Oktober die Geburt unseres ersten Kindes. Dann ging die Tür auf, und herein kam die Schwester meiner Frau, wie immer in Eile. Sichtlich erstaunt über unsere ernsten Mienen, begrüßte sie uns zurückhaltend, fragend sah sie uns an: «Du Margrit, Gusty muss jetzt einrücken, wir müssen ihm noch helfen packen. Möchtest du nicht noch etwas essen?» fragte meine Frau mit der Kaffeetasse in der Hand. Langsam setzte sich Margrit ebenfalls an den Tisch. «Ja, kein Wunder», begann die Schwägerin das Gespräch, «ich habe auf dem Weg hierher so viele Soldaten gesehen mit Frauen und Kindern.» Ich erklärte ihr, was dies alles bedeutet. «Ja, wenn's so ist», fuhr sie weiter, «bleibe ich heute Nacht bei dir, Pauly. Ist's dir recht, Gusty?» Man kann sich vorstellen, wie froh und etwas erleichtert ich diese Worte aufnahm. Jetzt war Pauly doch nicht allein. Und so machten wir uns ans Fertigpacken, diskutierten miteinander, was wohl in

den nächsten Tagen noch geschehen möge. Vielleicht, ja vielleicht könne ich ja bald wieder heim. Ich ermahnte Pauly, unserem nebenan wohnenden Hausmeister noch Bescheid zu sagen. Ungefähr eine Stunde später verliess ich das Haus, in Uniform und vollgepackt. Der Abschied verlief begreiflicherweise in gedrückter Stimmung. Pauly sah mir mit verschleierte Augen nach.

Vor dem städtischen Platzkommando war bereits schon eine grössere Anzahl Kameraden unserer Kolonne eingetroffen. Mit Spannung warteten wir auf das Eintreffen unserer militärischer Vorgesetzten. Gesprochen wurde nicht viel, in Gedanken versunken trippelten wir hin und her. Einige unterhielten sich leise, etwas abseits stehend, umgeben von ihren Angehörigen. «Sammlung in Einer-Reihe!» tönte es plötzlich vom Treppeneingang her. «Säcke ablegen!» Ja, jetzt geht's los. Sichtlich zögernd und etwas unbeholfen formierten wir uns in Reih und Glied. Mit befehlsgewohnter Stimme erklärte uns ein Hauptmann, dass der Krieg nun doch, wie schon seit einiger Zeit befürchtet, ausgebrochen sei, dass deutsche Panzertruppen und Luftwaffeneinheiten Polen überrollt hätten und dass demnächst weitere Kriegserklärungen folgen werden. Anschliessend gab er bekannt, dass eben auf Anordnung unseres vor kurzem gewählten Generals heute Abend sämtliche Grenzbrigaden in Marsch gesetzt werden. Unsere Aufgabe sei es, die nach den verschiedenen Grenzabschnitten beorderten Truppen an vorbestimmten Punkten sanitätsdienstlich zu untersuchen. Alsdann wurde «Achtung steht!» befohlen. Mit erhobener Hand leisteten wir den Eid für unser Land. Gleichzeitig wurde uns klar gemacht, dass wir nun ab sofort unter Kriegsrecht stünden. Wenig später folgte die Einteilung in kleinere Gruppen. Mit Tragbahre, Sanitätstasche und Feldflasche ausgerüstet – wohlverstanden alles noch altes Material –, marschierten die einzelnen Grüppchen zu Fuss an die befohlenen Punkte. Von einer Verpflegung jedoch hatte niemand etwas erwähnt. Es hiess nur: «Schaut, wie ihr zurechtkommt.»

Das Wetter an diesem 29. August war uns einsam dahinmarschierenden Soldaten wohlgesinnt. Eine bleiche Sonne versank langsam hinter einem blass leuchtenden Abendrot. Unterwegs versorgten wir uns noch mit Ess- und Trinkbarem und stopften alles in unsere schon prall gefüllten Tornister. Allmählich näherten wir uns dem Ziel. Männer in Uniformen, Frauen mit prall gefüllten Einkaufstaschen belebten die sonst eher ruhige Dorfstrasse.



Abb. 6: Vorbereitungen

Die Ehefrau hilft ihrem Mann beim vorschrittmässigen Packen. (RDB/ATP)

Im Schulhaus, wo wir unsere Sanitätshilfsstelle einzurichten beabsichtigten, war niemand zu sehen. Das Handarbeitszimmer schien uns der geeignete Raum zu sein. Und während mein Kamerad Peter und ich beratschlagten, wie das ganze einzurichten wäre, erschien unter der Türe der Abwart des Schulhauses. Was wir hier zu suchen hätten, fuhr er uns an, offenbar erstaunt, dass er von unserm Einzug in seinen Bereich nicht vorzeitig unterrichtet worden war. Was blieb uns anderes übrig, als ihm möglichst eindrücklich von unserer Abkommandierung zu berichten. «Wo wollt ihr denn schlafen?» fragte er uns noch. Wir konnten aber einstweilen gar noch nicht ans Schlafen denken, denn so, wie wir informiert waren, sollten die ganze Nacht hindurch militärische Einheiten der Grenze zu marschieren, und wir hätten dann für Linderung eventuell auftretender schmerzender Fussballen zu sorgen. Verdutzt liess uns der Abwart wohl oder übel gewähren. Bevor er ging, versprach er uns, mit Kaffee und Zubehör aufzuwarten. Allmählich gelang es uns, mit den mitgeschleppten alten Rohrtragbahren und dem im Zimmer vorhandenen Material eine improvisierte Sanitätshilfsstelle aufzubauen. Dass hier jemand für eventuell vorbeimarschierende blessierte Soldaten besorgt sei, verriet die auf der Aussenseite befestigte, im Wind flatternde Rotkreuzfahne.

Und so sassen wir, ich möchte fast sagen, auf verlorenem Posten, harrten der Dinge, die da kommen sollten. Mein Kamerad sass, mit seinen Gedanken noch daheim, auf einem Taburett, während ich überlegte, was zur Vervollständigung unseres Sanitätspostens noch alles getan werden könnte. Eine ausgedehnte Kriegserfahrung besaßen wir allerdings noch nicht, aber später bekamen wir noch reichlich Gelegenheit, das Fehlende aufzuholen. Mittlerweile war es Nacht geworden. Die Frau des Abwarts brachte uns inzwischen den versprochenen Kaffee, nicht ohne leckere Zutaten. Während wir uns geniesserisch an unserer Nachtverpflegung stärkten, besprachen wir zusammen die Geschehnisse der vergangenen Stunden, wobei wir von den nun erfolgten Kriegserklärungen Englands und Frankreichs erfuhren. Zwischendurch begaben wir uns ins Dunkle, um unsere Anwesenheit den vorbeirollenden, reitenden und marschierenden Truppen kundzutun. Der Abwart hatte vorsorglicherweise eine verdunkelte Aussenlampe eingeschaltet, um so unsere Rotkreuzfahne besser kenntlich zu machen. Und wirklich erschienen auf unserem Posten im Verlaufe der fortschreitenden

Nacht hie und da hilfeschende Soldaten. Wir gaben uns alle erdenkliche Mühe, die schmerzenden Stellen auch richtig zu behandeln, und wir vergassen nicht, jedesmal noch etwas Sanitätsmaterial für eine eventuelle Nachbehandlung mitzugeben.

Gegen Morgen, der Kaffeekrug war leer, ging auch unser Notvorrat allmählich zu Ende. Draussen auf der Strasse war es ruhiger geworden, nur noch vereinzelte Gruppen kamen und verschwanden in der aufkommenden Morgendämmerung. Auf unseren Tragbahnen ausgestreckt, versuchten wir still dahindösend unsere Gedanken zu ordnen. Aber es war unmöglich, wir waren zu aufgeregt. Eine innere Unruhe hatte uns erfasst. Eine bange Frage tauchte unversehens auf: Blieben wir wohl verschont vom Einmarsch oder Durchmarsch fremder Armeen? Wir Bürger eines kleinen Landes standen nun als Zeugen auf dem Trittbrett eines rasend dahinfahrenden, apokalyptischen Kriegsnetzes, gesteuert von einem Zugführer des tausendjährigen Reiches. Eine fremde Macht hatte unser gewohntes Alltagsleben in den vergangenen Stunden jählings unterbrochen. Und ohne dass wir es ahnten, war für uns alle diese Nacht der Anfang eines jahrelangen Aktivdienstes.

Nachwuchs

Als neunjähriges Bauernmädchen im September 1939 auf der Zürcher Landschaft

8. September 1939, abends: Ungewohnt still und ruhig drückten wir Kinder uns in unserer warmen, geräumigen Bauernküche herum. Der Grund dieser ungewohnten Zurückhaltung ist Mama. In schweren Gedanken versunken, steht sie am Holzherd, um für uns noch etwas zu kochen. Die Wehen durchzucken von Zeit zu Zeit ihren Leib. Vater ist mit dem Velo zur nächsten Telefonstation gefahren, um dem Arzt zu berichten, dass es soweit sei. Dieses neunte Kind wird Mama nicht daheim gebären wie alle vorherigen. Zu gross und zu bedrückend sind die Umstände. Ihre sonst so zähe Gesundheit ist angeschlagen. Mehr als früher machen ihr diesmal die Schwangerschaft, die grosse Arbeitslast, das offene Bein und die finanziellen Nöte zu schaffen. Und nun ist der Krieg ausgebrochen! Äusseres Zeichen sind die vielen Soldaten überall. Gottlob musste Vater nicht auch noch einrücken. Durch einen gesundheitlichen Schaden ist er davon befreit. Aber

was geschieht mit ihren Kindern, wenn sie die Geburt nicht übersteht? Die sechs Mädchen und zwei Buben, von dene das Älteste gerade 15, das Jüngste drei Jahre alt ist? Noch dazu die Sorge darüber, dass ihre zwei alleinstehenden Brüder in den Militärdienst mussten und die kranke Mutter allein im Bergheimet zurückgeblieben ist. Fürs erste musste nun ihre Älteste, das 15jährige Liseli, mit einem jüngeren Geschwister dorthin. Zusammen mit gutnachbarlicher Hilfe werden sie es wohl für einige Zeit schaffen. Unterdessen ist vor dem Haus das Doktorauto vorgefahren, das einzige, das es jetzt weit und breit noch gibt. Nur allzu schnell entschwindet unsere liebe Mama. Frau Doktor bringt sie ins Spital in die Stadt.

Unsere Küche hat alle Geborgenheit verloren. Tapfer übernimmt meine zweitälteste 13jährige Schwester das Zepter und kümmert sich um das kleinste Schwesterchen. Wir jüngeren fühlen uns unbehaglich und verziehen uns unauffällig zu Vater in den Stall. Er ist am Melken. Der warme Schein der Stallampe vermag den sorgenvollen Ausdruck auf seinem Gesicht nicht zu mildern. Aber die freundlichen Soldaten aus dem Waadtland tun ihr möglichstes. Sie kommen ja in jeder freien Minute vom nahen Kantonement, sitzen auf Strohhallen oder einem Futtertrog und schnupfern heimatliche Stalluft und Wärme. Die meisten von ihnen kommen von Bauernhöfen, wissen um die vielfachen Nöte und helfen ungefragt bei dieser oder jener Arbeit. Trotz allem besinnlichen Ernst sind sie lebhaft und fröhlich, radebrechen in drolliger Art, und einer hat sogar eine Handorgel mitgebracht. Heimwehlieder ertönen darauf und spritzige welsche Weisen. Doch heute schweigt die Handorgel. Sie teilen Vaters Sorgen.

Einen Tag später: Vater hat ins Spital telefoniert. Gestern Abend sei noch ein gesunder und kräftiger Knabe geboren worden. Vater und wir alle freuen uns sehr darüber. Nur dass Mama so hohes Fieber hat, ist bedenklich. Die Tage schleppen sich dahin. Von den Soldaten hört Vater viel Beunruhigendes über das Kriegsgeschehen.

In Zürich ist die Landesausstellung immer noch in vollem Gange. Mit viel Beschwernis und vielen Aufregungen holen wir zwei unserer schönsten Kühe vorzeitig von der Alp, weil sie für den grossen Umzug ausgewählt worden sind. Diese Mühe ist letzten Endes aber vergeblich, denn er wird kurzfristig abgesagt – des Krieges wegen. Dabei hatte uns Mama so schöne «Trächtli» geschneidert, die wir an die Landi hätten anziehen dürfen. Die

grosse Freude aber, dass unsere gute Mama sich langsam wieder erholt, überwiegt alles. Drei lange Wochen später kommt sie mit dem kleinen «Büebli» und einem Lächeln im Gesicht heim!

Miserabel

Als 21 jähriger Fourier auf dem Weg in den Aktivdienst

Wie aus Pressemitteilungen hervorgeht, soll dieses Jahr aus Anlass der vor 50 Jahren erfolgten Mobilmachung gross gefeiert werden. Das damalige Ereignis soll irgendwie glorifiziert werden. Ich habe den ganzen Aktivdienst mitgemacht und diesen in verschiedenen Phasen ganz unterschiedlich gefärbt erlebt. Meine nachfolgende Schilderung betrifft nur den Teil unmittelbar nach der Mobilmachung. Sie tönt nicht besonders gut, entspricht aber in allen Teilen der vollen Wahrheit.

Ich wurde als Zweitältester Sohn mit sechs Geschwistern in eine Kleinbauernfamilie hineingeboren. Das Bauernhaus war baufällig und bot mit der Zeit zu wenig Platz für neun Personen, weshalb wir ein neues Haus bauen mussten. Kurz nach Baubeginn starb unser Vater. Mein Bruder hatte soeben das Lehrerseminar mit Erfolg abgeschlossen, fand aber keine Stelle, weil es zu viele Lehrer hatte. Ich selber hatte eine kaufmännische Lehre absolviert und eben eine neue Stelle angetreten, als der längst befürchtete Zweite Weltkrieg ausbrach. Den Bauernbetrieb hatten wir vorher mit einem billigen Tagelöhner schlecht und recht weitergeführt. Nun mussten wir von einem Tag auf den andern alles liegen lassen und einrücken. Es war dies ein schwerer Schock für uns. Das neue Haus hätte Mitte September bezugsbereit sein sollen, da wir das alte Bauernhaus bereits anderweitig vermietet hatten. Nun mussten aber auch alle Bauarbeiter einrücken; im neuen Hause fehlten noch die Treppen, Fenster und Türen. Wir wussten nicht mehr ein und aus. Schliesslich bekam mein Bruder für das Zügeln einen Tag Urlaub, nachdem auch einige ältere beurlaubte Bauarbeiter die wichtigsten noch fehlenden Bauleistungen erbracht hatten. Mir selber wurde der Urlaub mit der Begründung abgeschlagen, es genüge, wenn mein Bruder beim Umzug helfe. Noch nach Jahren suchte ich nach Sachen, die beim Umzug verschwanden.

Die ersten Aktivdiensttage habe ich in miserabler Erinnerung. Wir «durften» die ersten zwei Nächte jeweils mehr als 50 Kilometer marschieren, und dies mit Vollpackung und Munitionstornister, alles auf Asphaltstrassen und mit schweren Nagelschuhen. In der zweiten Nacht regnete es stark, das Wasser lief einem beim Nacken hinein und bei den Schuhen heraus. Fast jeder klagte über Blasen an den Füßen. Die Verpflegung war schlecht: Es gab «Spatz», der in den Kochkisten sauer geworden war, und einen Cervelat von Vorweihnachten. Mehr als die Hälfte unserer Kompanie «lag ab» und gelangte per Bahn, mit Ross und Wagen oder sonstwie an den Etappenort. Am schlimmsten sah es bei aktiven Sportlern aus. Es muss leider gesagt werden: kein einziger brachte den Marsch zu Ende. Als Strafe für dieses Versagen durfte die ganze Kompanie in den folgenden Wochen jeden zweiten Tag einen 30-Kilometer-Marsch mit Vollpackung und hochgeschlossenen Stehkragen der Ausgangsuniform absolvieren. Wir hatten damals wochenlang kein Ex-Tenue und trugen Tag und Nacht die gleichen «Hudeln» am Leibe! Die meisten Offiziere waren preussisch angehaucht und bewunderten die deutsche Armee. Bei den Stäben lagen die deutschen Propaganda-illustrierten (z.B. «Das Signal») auf und wurden auch gelesen. Unser Zugführer schikanierte uns: Wir mussten oft dutzende Male Sammelübungen wiederholen, weil es dem Oberleutnant zu langsam ging. Die vielgepriesene Kameradschaft existierte nur auf dem Papier. Viele betranken sich jeden Abend, um ihre Sorgen privater Natur zu vergessen, und im Kantonnement gab es regelmässig Streit und Schlägereien.

«... und es war Krieg!»

Schwierigkeiten und Notlagen

Angst und Arbeitslosigkeit

Als Kleinkind in einer armen Basler Familie

Meine ersten Kindheitserinnerungen reichen in die Zeit des Kriegsendes zurück. Im Herbst 1945 sehe ich mich mit den Eltern und einem älteren Bruder in der Gaststube des Hotels «Sonne» in der Rheingasse sitzen. Noch heute erinnere ich mich an den Geruch dieser Gaststube. Wie ich später vom Bruder hörte, sind wir die ganze Nacht zu Fuss nach Basel gewandert. Flüchtend aus der Herzensenge der gerechten Bürger unserer Schweizer Heimatgemeinde. Mein Vater war durch eine schwere Krankheit, welche damals als Simulitis bezeichnet wurde, auf die Unterstützung der Heimatgemeinde angewiesen. Wie diese aussah, kann nur ermessen, wer Ähnliches gesehen hat. Auch noch nach Basel wurden uns amtsgerechte Kontrolleure nachgesandt, welche unangemeldet hereinschnitten, während die minderbemittelte Familie am Mittagstisch sass. Es musste protokolliert werden, was da im Topf auf dem Tisch stand, und es wurde beurteilt, ob das nötig sei. Die Katze würde doch den Kindern die Milch wegtrinken, respektive die Armenkasse sei nicht gewillt, die Milch für eine Katze zu bezahlen. Also zurück auf die Eckbank in der Wirtsstube, wo die völlig mittellose

Familie verschüchtert um Herberge bat. Wir bekamen dann ein enges Doppelzimmer mit Blick auf den schattigen Hinterhof hinaus. Wir schliefen also zu viert in diesen Betten. Auf dem Nachttisch stand ein alter Petrolkocher, mit dem wir aus irgendwelchen Büchsen Mahlzeiten herrichteten. Es war für mich lange Zeit ganz selbstverständlich, aus Büchsen statt aus Tassen zu trinken. Was mag da wohl auf dem Feuer gewesen sein? Ich erinnere mich nur an Wasserkakao.

Das folgende deutliche Erinnerungsbild war mir lange unerklärlich. Am Rheinweg marschierte eine gelbbraun gekleidete Soldateneinheit mit schwarzem Beret. Sie luden meine ohnmächtig gewordene Mutter auf ihre Schultern, so wie man heute bei militärischen Abdankungen bisweilen die Gebeine im Sarg zu Grabe trägt. Steif und korrekt. Ich, noch nicht dreijährig, stapfte verloren hinter diesem Zug her, ohne den Vorgang zu verstehen. Meine unterernährte Mutter hatten die letzten Kräfte verlassen. Die Soldaten sollen amerikanische Besatzungsmächte gewesen sein. Warum sie in Basel waren, ist mir bis heute nicht recht klar.

Gegen den Winter hatte mein Vater wohl Arbeit gefunden, und wir zogen in eine alte Wohnung. In der Mitte stand ein eingeheizter Kanonenofen. Der Vater bemühte sich, von der Baustelle die krummen und rostigen Nägel nach Hause zu bringen, sie zu klopfen und zu strecken, so dass sie mit Kisten und Altholz zu einer Wohnungseinrichtung wurden. Meine Bettdecke bestand aus einem alten, schwarzen Mantel. Das Metallbettchen wäre heute Geld wert, damals bog sich das Metallgeflecht nach allen Seiten wie ein havariertes, vergessener Gartenzaun. Je mehr Gegenstände wir besaßen, um so mehr Nistplätze gab es für die Wanzen, welche die ganze muffige Häuserreihe der Strasse bewohnten. Nach dem Ausräuchern durch das Gesundheitsamt war für kurze Zeit eine Besserung zu erwarten. Und dann biss es uns wieder am ganzen Leib.

Im gleichen Stock wie wir wohnte eine emigrierte Mutter mit zwei schulpflichtigen Kindern. Eine Jüdin, die nicht wusste, ob ihr Gatte zurückkäme. Meine Mutter mochte sie nicht, und sie verhehlte auch nicht warum. Diese Familie bekam von der Flüchtlingshilfe finanzielle Unterstützung. Es ging ihr offensichtlich so gut, dass die Frau Zigaretten rauchen, ihre Fingernägel rot lackieren und sogar die Pullover bügeln konnte. Besonders dieses Bügeln fand meine Mutter den Gipfel. Strom fürs Bügeln konnten wir uns



Abb. 7: Mohnöl

Eine Ermattingerin verstaubt vor der alten «Öli» ihren kostbaren Einkauf.

(Hans Baumgartner)

nicht leisten. Der Zähler schluckte 20-Rappen-Stücke, und wenn keine mehr im Haus waren, ging das Licht aus.

Zwischendurch war der Vater durch einen Unfall am Arbeitsplatz wieder arbeitslos geworden, und das unwürdige Betteln bei der Heimatgemeinde ging erneut los. Des Vaters Unvermögen, die Familie zu ernähren, und die Angst der Mutter, welche das vierte Kind erwartete, liessen Spannungen und Streit nicht vermeiden. Wo sollen entkräftete Eltern Geduld und Mut herholen, ihre Kinder zu erziehen? Vor allem die finanzielle Not begriffen wir Kinder bald. So sagte mein vierjähriger Bruder, als die Mutter mit ihm aus dem Lebensmittelgeschäft herauskam: «Gäll Mamme, du verchauftsch nitt alles Gäld, dass mer denn au no hänn, wenn mer gross sen!» Zweimal pro Woche kam ein Holzhändler mit Scheiten und Spänen auf seinem Karren durch die Strasse. Das war für uns Kinder ein interessantes

Treiben. Aber Holz kaufen war nur eine Sache für die besseren Leute. Unser Brennholz kam von den Abbrüchen der alten Stadthäuser. Hier schleppten die Eltern, bald mit Hilfe der Kinder, die vernagelten, mit Gips verschmierten Bretter und Balken aus den Trümmern der abgerissenen Wohnhäuser. Die Bauarbeiter schienen froh zu sein, wenn sie Hilfe bekamen, denn auch für sie war dies noch Handarbeit. So liefen wir tagelang mit einem Handwagen zwischen unserem Hinterhof und den Bauplätzen hin und her. Der Vater wusste immer, wo der nächste Abriss eine Lücke in die Altstadt hineinfraß. Nachdem das Holz von Hand im Hinterhof zersägt worden war, trug man die Körbe über viele Treppen hinauf auf den Estrich. Wenn wir später die Holzkörbe mit einem selber gebastelten Flaschenzug hinaufziehen konnten, fühlte man sich schon luxuriös.

Man muss! – Muss man?

Als zwölfjähriges Mädchen mit einem deutschen Halbbruder

Mein Halbbruder Josef, der acht Jahre älter war als ich, wurde 1943 gerade 20 Jahre alt. Er war nicht nur älter als wir drei Halbgeschwister mit Schweizerpass – er war deutscher Staatsbürger. Sein Vater starb, bevor er auf der Welt war, und unsere Mutter kam zur Entbindung wieder in die Schweiz und blieb auch in ihrer Heimat. *Meine Mutter hatte vor dem Krieg nicht versucht, Josef einbürgern zu lassen. Er hätte sonst die kleine Pension aus Deutschland verloren ... Und sie war auf den kleinen Zustupf angewiesen.* Josef hatte eine Halbschwester (sie hatten den gleichen Vater). Diese Frau war durch und durch Deutsche und vom Sieg des Führers überzeugt. Sie arbeitete damals auf dem deutschen Konsulat in Zürich und kannte alle «Fröntler». Für sie war das Nichteinrücken ein Verrat am Vaterland, und ihre Äusserungen waren dementsprechend. Obwohl sie ihren Halbbruder heiss liebte, überwog ihre Hysterie für Grossdeutschland und seinen Führer.

Josef war für uns einfach der grosse Bruder, bis der Krieg ausbrach. Während des Krieges wurde uns «kleinen» Geschwistern bewusst, dass Josef kein Schweizer war. So musste er nicht die RS absolvieren wie seine Kollegen, sondern wurde in den Arbeitsdienst (Strassenbau am Sustenpass)

eingezogen. Von seiner Konstitution und auch von seinem Beruf her war das eine Arbeit, die ihn schaffte. *Im Arbeitsdienst wurde er sehr schikaniert. Unsere Familie galt als gut schweizerisch, so nehme ich wenigstens an, aber der andere Zweig zu Josef? Josef zog sich eine Blutvergiftung an der Hand zu. Er durfte aber erst heim zum Arzt, als der Lagerarzt bemerkte, dass der Daumen oder eventuell die ganze Hand abgenommen werden müsse. Die Hand konnte gerettet werden. Sie blieb aber leicht verkrüppelt.* Entlassen wurde er aber nicht, nur an einen «ringeren» Posten versetzt.

Das schlimmste Ereignis für uns alle war, als Josef den Marschbefehl vom Deutschen Reich bekam. Vater war seit Monaten im Militärdienst. Mama arbeitete Tag und Nacht, um das Geschäft über Wasser zu halten und die fünf hungrigen Mäuler zu stopfen. Mein Bruder war hin und her gerissen. Befehl bedeutete: man muss! Dann gab es ja wie überall zwei Lager: jene, die für, und die andern, die gegen Deutschland waren. Die Leute, die mit einem Sieg Deutschlands rechneten, schilderten Josef das Kriegsdienstleisten in den schillerndsten Farben, und die andern sahen ihn nur als Kanonenfutter. Die «Fröntler» machten meinem Bruder die Hölle heiss und sagten ihm, dass es ja nur noch eine Frage der Zeit sei, bis die Deutschen die Schweiz einnehmen würden, und dann sei er der erste (wenn er sich immer noch hier befände), der standesrechtlich erschossen würde. Mama war verzweifelt, zudem hatte die Tag-und-Nacht-Arbeit ihre Nerven nicht geschont. Sie rief immer wieder verzweifelt: «Du bist kein Deutscher! Willst du denn nur als Kanonenfutter dienen?» In ihrer Hilflosigkeit und Verzweiflung versteckte sie die schon für das Einrücken zurechtgelegten Kleider. Josef war hin und her gerissen zwischen dem Gedanken, dass er ja wirklich kein Deutscher, sondern ein Schweizer sei, und dem Gedanken, dass ein Befehl ein Befehl sei, dem man folgen müsse. Die Beschwörungen meiner Mutter und die Tränen der kleinen Geschwister siegten. Josef blieb bei uns! Er musste noch einige Male in den Arbeitsdienst, und er wurde innert kürzester Frist staatenlos.

Krankheit, Hoffnung und ... ein Radio

Als Jüngster in einer neunköpfigen Visper Familie

Wenn ich von den Kriegsjahren erzählen soll, muss ich zwangsläufig auch von meiner Familie berichten. Meine Mutter war gesund, auch mein Vater, doch hatte ich drei Brüder, die waren Bluter. Eine Krankheit, bei der das Blut nur schwer gerinnt. Alle drei sind früh gestorben: Josef mit drei Jahren. Hans mit 18 Jahren, und der Toni wurde knapp 30 Jahre alt. Von den dreien habe ich nur den Toni kennenlernen dürfen. Dies verdanke ich dem Dorfarzt Dr. W. Er gab dem Toni «gesundes» Blut. Spender war die ganze Familie. Dies in einer Wohnung, die aus Stube, Küche und einer Kammer bestand. Die Kammer war nur im Sommer bewohnbar, denn in ihr herrschte immer Aussentemperatur. Mit dieser Bluttransfusionsmethode erreichte Toni das Alter, in dem er das Dienstbüchlein erhielt und sich stellen musste.

Josef kam am 17. März 1923 auf die Welt. Er sah aus wie alle frisch geborenen Kinder. Nichts deutete auf eine Krankheit hin. Er lernte früh gehen und sprechen. Papa war um diese Zeit krank. Er hatte sich in der chemischen Fabrik eine Quecksilbervergiftung zugezogen. Wenn nun der Vater im Liegestuhl an der Sonne Erholung und Linderung von der Krankheit suchte, brachte ihm der Kleine Wiesenblumen als Geschenk. Stibitzte ihm dann im günstigen Moment die Zeitung, um ihn zu necken.

An einem sonnigen Samstagnachmittag waren die Grossen auf der Strasse beim Plattenspiel. Auf einen Holzklotz legte jeder Spieler einen Fünfer, Kopf nach oben. Mit dem Wurf vom Holzklotz zum Zielstrich ermittelte man die Reihenfolge der Werfer. Der, welcher der Ziellinie am nächsten war, durfte beginnen. Wer den Klotz traf, konnte die Münzen behalten, die mit der Zahl nach oben lagen. Die andern musste er wieder auflegen. Josef kam nun unbemerkt in die Nähe eines Werfers und wurde an der linken Stirnseite getroffen: Aus dieser Schramme floss das Blut und war mit keinem Verband zu stillen. Der Kleine musste sterben. Kein Arzt war zur Stelle oder jemand, der gewusst hätte, was man für seine Rettung hätte tun können. Der erste weisse Sarg wurde ins Grab gelegt.

Hans, im Familienbüchlein ist er als Johann eingetragen, und der Anton erlebten eine gefährvolle Jugend. Einige Zeit besuchten sie auch die Schule.

Mit Zeitungenverkaufen und dem Vertragen von Wochenblättern ersparten sich die beiden Geld, um ein Velo zu kaufen. Am 1. August 1932 starb dann auch Hans an einer schweren inneren Blutung. Ich war damals gerade ein Jahr alt und gesund. Um diese Zeit eröffnete der Dr. W. seine Praxis. Der, welcher mit seinen Bluttransfusionen den Toni über die gefährlichen Runden seiner Krankheit brachte. Er konnte aber doch nicht verhindern, dass sich durch die Muskelblutungen die Beinbewegungen immer mehr verschlechterten. Zuletzt konnte sich Toni nicht mehr ohne fremde Hilfe fortbewegen. Die Treppe schaffte er noch selber, indem er über die Stufen herunterrutschte. Der Bruder nahm ihn unten in Empfang und legte ihn auf ein Brett, das auf einem Leiterwagen befestigt war. So brachte Edy seinen Bruder Toni zur Rekrutierung. «Was, du willst zum Militär?» fragten ihn verwundert seine Jahrgänger. «Ich werde vom Frieden predigen, dann braucht es keine Soldaten und Kanonen mehr,» antwortete schlagfertig der Toni. Der Zufall wollte es nun, dass ein junger Arzt, Dr. L., bei der Aushebung beteiligt war. Er hatte volles Verständnis für den Toni und bot sich an, ihm zu helfen. Er wolle versuchen, die Beine zu operieren, damit er sie wieder gebrauchen könne. Er müsse aber nach Bern in ein Spital kommen, wo die besten medizinischen Einrichtungen zur Verfügung stünden. Es war ein glücklicher Tag. Ein strahlender Toni, er fühlte sich wie neugeboren. Hoffnung ist wohl die stärkste Macht. Der Arzt warnte aber: «Bitte steck das Ziel nicht allzu hoch! Wunder kann ich keine vollbringen. Ich werde aber alles versuchen und mein Bestes tun.» «Aber die Kosten», kam meinem Bruder plötzlich in den Sinn, «das kann sich meine Familie nicht leisten.»

Die Begeisterung war weg, und bange Falten legten sich über seine Stirn. «Wegen dem Geld müssen Sie sich keine Sorgen machen, junger Mann», entgegnete lachend der Doktor. «Wir betreiben Forschung, und das kommt all jenen zugute, die an dieser eigenartigen Krankheit leiden.» Es gab dann noch eine Absprache mit den Eltern, und darauf reiste unser Bruder ins Inselspital nach Bern. Und dann kam ein Anruf: Anton gehe es schlecht. Wenn wir ihn noch lebend sehen wollten, müssten wir uns beeilen. Der Vater und sein Bruder fuhren nach Bern, und sie erzählten uns, was sie angetroffen hatten. Toni in einem Glaskasten voll von Kabeln und Schläuchen. Eine Verständigung war unmöglich. Wenn Toni aber für kurze Zeit die Augen öffnete, lächelte er und erkannte sie. Es gab also noch Hoffnung.

Endlich wurden die Auskünfte aus Bern immer besser. Er durfte aufstehen, mit Krücken. Zuerst mit Hilfe, dann alleine. Dann kam er nach Hause. Er hatte nach den strengen Monaten Ruhe und Erholung nötig. Auch Doktor L. war der Meinung, dass ein Urlaub zu Hause dem Toni frischen Mut geben würde, um die nächste Operation zu überstehen. Und Toni kam. Er öffnete die Tür des Eisenbahnwagens, machte mit Hilfe der Krücken drei Schritte zur Treppe und streckte sie uns zu. Wir wollten helfen, aber er winkte ab. Umfasste mit beiden Händen das Geländer, machte den ersten und zweiten Treppentritt und bewältigte dann auch den höchsten zur Erde. Es gab da noch keine Perrons. Dann verlangte er wieder die Krücken und trat den ersten Schritt auf uns zu. Ein herrliches Gefühl für uns alle. Es war wohl die schönste Verspätung, die die SBB je erfahren hat. Der Leiterwagen war bereit, aber Toni winkte ab. Den Heimweg wollte er zu Fuss schaffen. Im Bett sei er lange genug gelegen. Der zehnmünütige Marsch dauerte dann eine halbe Stunde. Auf den Wagen hatten wir den Koffer und einen recht grossen Karton gelegt. «Nehmt den Karton in die Hand. Der Inhalt könnte durch das Rütteln funktionsuntüchtig werden», sagte er zu uns.

Zu Hause bewältigte Toni das Treppenhaus ohne fremde Hilfe. Dem Briefkasten schenkte er einen verstohlenen Blick; er hatte ihn mit dem Bruder selber gebastelt. Oben wartete die Mutter. Toni beeilte sich, so gut es ging, und dann lagen sie sich in den Armen. Der Tränen brauchten sie sich nicht zu schämen, denn es waren Tränen der Freude. Wir aber drängten Toni, endlich das Paket zu öffnen. Toni hatte es jedoch nicht so eilig. Er nahm zuerst alles in sich auf: die dunkle Mauerwand links vom Küchentisch, den Kleiderschrank, an dem die Handtücher hingen, rechts die Treppe, die zum Estrich führte, den Schuhschrank mit dem verbogenen Eisendraht. Und den Balken beim Kochherd, wo das Wachstum von uns allen ablesbar war!

Die Stubentüre stand offen. Auf dem Tisch das geheimnisvolle Paket: «Edy, mach auf, dann hat der ‚Gwunder‘ ein Ende.» Als ich dann den oben abgerundeten Holzkasten in der Kiste sah, war ich enttäuscht. Edy nahm den Kasten ganz heraus, stellte ihn auf den Tisch unter der Wanduhr, nestelte an einem Draht herum, drehte an einem Knopf ... Ein ganz schwaches Licht in einem kleinen viereckigen Fenster leuchtete auf, es brummte

immer lauter, und dann war Marschmusik zu hören. «Ein Radio, ein Radio!» schrie ich und umarmte den Bruder. Wir, die das Wasser noch vom Brunnen holen mussten, waren plötzlich mit der weiten Welt verbunden.

«Aber ich hatte trotzdem eine glückliche Kindheit»

Als Schulkind in Basel

Bei Kriegsausbruch war ich mit meinen Eltern an der Landesausstellung in Zürich. Ich verbrachte den Tag im Kinderparadies, und ich weiss noch, dass ich sehr viel weinte, weil ich dachte, meine Eltern würden mich nicht mehr abholen. Plötzlich standen sie doch da und sagten, wir würden noch einmal den «SchiffUbach» fahren – damit war ich dann getröstet. Was Krieg für die Menschen bedeutet, wusste ich damals noch nicht.

1940 kam ich in die erste Klasse. Aus dieser Zeit weiss ich noch, dass wir oft mit der Schule im Keller waren. Wenn die Sirenen heulten, mussten wir hinunter. Ich erinnere mich auch, dass wir im Winter wochenlang frei hatten – «Kohleferien». Das war natürlich sehr schön. Dann kam die Zeit, als es sehr oft nachts Alarm gab. Ich war sehr empfindlich, und ich hörte die Flugzeuge, schon bevor der Alarm losging. Da ich mit meiner Schwester in der Mansarde schlief, ging ich einen Stock tiefer zu meinen Eltern und weckte sie: «Die Flieger kommen.» Erst dann ertönten die Sirenen. Ich habe heute noch einen sehr leichten Schlaf, vielleicht ist das auf die Angst aus dieser Zeit zurückzuführen. Bei Alarm hätten wir eigentlich in den Keller gehen müssen, aber meine Eltern sagten: «Wir bleiben oben, im Keller steht der Gasboiler, und wenn etwas passiert, ist es unten viel schlimmer.» Mein Vater war im Luftschutz und musste bei Alarm immer weg. Es kam vor, dass – kaum war er wieder zu Hause – erneut die Sirenen heulten und er uns wieder verlassen musste. Ich durfte dann im Bett meines Vaters bleiben. Meine Schwester hörte von allem nichts und schlief einfach weiter. Sonst änderte sich in der Familie nicht viel. Mein Vater musste ja nicht in den Aktivdienst.

Unsere Nachbarn hatten einen Schrebergarten ganz nahe der Grenze zu Frankreich. Ab und zu gingen wir Kinder mit und halfen beim Gärtnern. Und ich weiss noch gut, dass wir einmal durchdringende Schreie hörten

von der andern Seite der Grenze. Der Nachbar sagte uns dann, das seien die Deutschen, die die Elsässer auspeitschen würden. Ich bekomme noch heute Gänsehaut, wenn ich an diese Schreie denke. Meine Eltern hörten oft Radio und lasen Zeitungen. Ich selber konnte mit Nachrichten nicht viel anfangen. Ich hörte einfach zu, wenn die Eltern diskutierten. Und ich weiss noch von meiner kleineren Schwester, dass sie immer wieder sagte: «Wenn ich den Hitler, den Himmler und den Ribbentrop einmal antreffe, dann erschiesse ich sie.» Ich weiss nicht, wieso gerade diese drei – die Namen hat sie wohl immer wieder gehört.

Wir wohnten in der Nähe des Hilfsspitals, dem Auffanglager für Flüchtlinge aus ganz Europa. In offenen Lastwagen wurden die zerlumpten und ausgehungerten Menschen durch unser Quartier ins Spital gefahren. Oft war ich beim Ausladen dabei und durfte den Flüchtlingen kleine Geschenke übergeben, etwas Essbares oder Kleider für die Erwachsenen, Spielzeug für die Kinder. Meine damals etwa sechsjährige Schwester gab sogar – unter Tränen – ihre Lieblingspuppe weg.

Aber nichts hat mich so tief beeindruckt wie folgendes Erlebnis: Wieder einmal war ich beim Hilfsspital. Dieses Mal hatte mir meine Mutter Seidenstrümpfe und Zwieback mitgegeben. Es waren zwei Päckchen mit Strümpfen, im einen waren die ganzen oder geflickten, im andern die zerrissenen. Diese letzteren sollte ich den Helfern zum Stopfen von Kissen oder ähnlichem geben, die ganzen durfte ich direkt verschenken. Ein Gitter trennte mich von den Frauen im Lager. Magere Hände wurden herausgestreckt, und ich übergab einer Frau das Päckchen mit den ganzen Strümpfen. Eine andere stand so unglücklich daneben, und in meiner Not gab ich ihr das Päckchen mit den zerrissenen Strümpfen. Nachher hatte ich schreckliche Gewissensbisse und war lange Zeit untröstlich. Immer wieder stellte ich mir das enttäuschte Gesicht der Frau beim Auspacken der «Lumpen» vor. Noch stand ich dort, als ein Lastwagen mit Männern eintraf. Ein alter Mann, mager, mit grossen, traurigen Augen fiel mir auf. Er sollte das Paket Zwieback bekommen. Ich reichte es hinauf, er wollte es nehmen, aber ein jüngerer Mann schnappte es ihm weg. Nie werde ich seine Enttäuschung und Traurigkeit vergessen. Jeden Abend schloss ich ihn in meine Gebete ein. Ich nannte ihn «Carlo», die «Strumpf-Frau» hiess für mich Elisabeth, und noch viele Jahre betete ich jede Nacht: «Lieber Gott, schütze meine

Eltern und meine Schwester und mach Carlo und Elisabeth wieder glücklich.» Und in jedem Flüchtling oder Asylsuchenden sehe ich noch heute Carlo und Elisabeth.

Einmal hatten wir Singen in der Aula unserer Schule. Plötzlich fuhren draussen – es war eine ganz enge Strasse – unzählige Panzer vorbei, mit grossem Lärm, und ich dachte, die Deutschen seien da. Es waren aber Schweizer, die zur Grenze fuhren. Das war ein solcher Schock, dass ich später nicht mehr in diese Aula wollte. Ich hatte einfach geglaubt, es seien die Deutschen, jetzt sei es passiert. Man hatte ja immer gesagt, es sei möglich, dass sie kämen. Und ich dachte, jetzt sind sie da. Man erzählte ja, was passieren würde, wenn sie kämen. Sie nähmen uns gefangen und wir kämen in ein Lager – man stellte sich viele Dinge vor, schreckliche Sachen. Auch weil man gehört hatte, was die Deutschen mit den Elsässern machten. Und ich war im Glauben, jetzt kommt das zu uns.

Anlässlich eines Besuches bei ihrem Hausarzt sagte dieser meiner Mutter, sie solle sofort packen und mit den Kindern Basel verlassen. Wir Kinder waren an diesem Tag bei der Grossmutter, und meine Mutter kam nach dem Arztbesuch in den Garten. Sie war ganz verstört, aber wir sassen dort alle so friedlich, und als sie uns so sah, konnte sie sich einfach nicht mehr vorstellen, von Basel wegzugehen. Meine Grossmutter und meine Tanten fragten nur, wohin wir denn fliehen sollten. Meine Mutter hatte zu Hause schon immer alles bereit, um Basel verlassen zu können. Ein Kinderwagen war gepackt. Dort hinein wäre meine kleine Schwester gekommen, und dann wären wir schon irgendwohin gegangen. Ich meine, es war ja auch vorgesehen, Basel im Notfall zu evakuieren, und meine Eltern wussten auch, wo man sich in Basel für diese Evakuierung hätte melden müssen. Zu dieser Zeit verliessen aber viele Basler die Stadt, wenn sie irgendwo ein Chalet hatten oder genügend Geld für ein Hotel in der Innerschweiz.

Im Winter 1943/44 bekam mein Vater eine schwere Grippe (er musste ja fast jede Nacht in den Luftschutz) und dann eine Brustfellentzündung; daraus wurde eine Tuberkulose. 1944 musste er zur Kur nach Davos, und von da an änderte sich bei uns viel: Mein Vater erhielt nur noch drei Monate den Lohn von seiner Firma, und meine Mutter musste nun sehen, wie sie uns einigermassen über Wasser halten konnte. Sie arbeitete auswärts, verdiente aber nicht viel. In dieser Zeit gingen wir hie und da zu

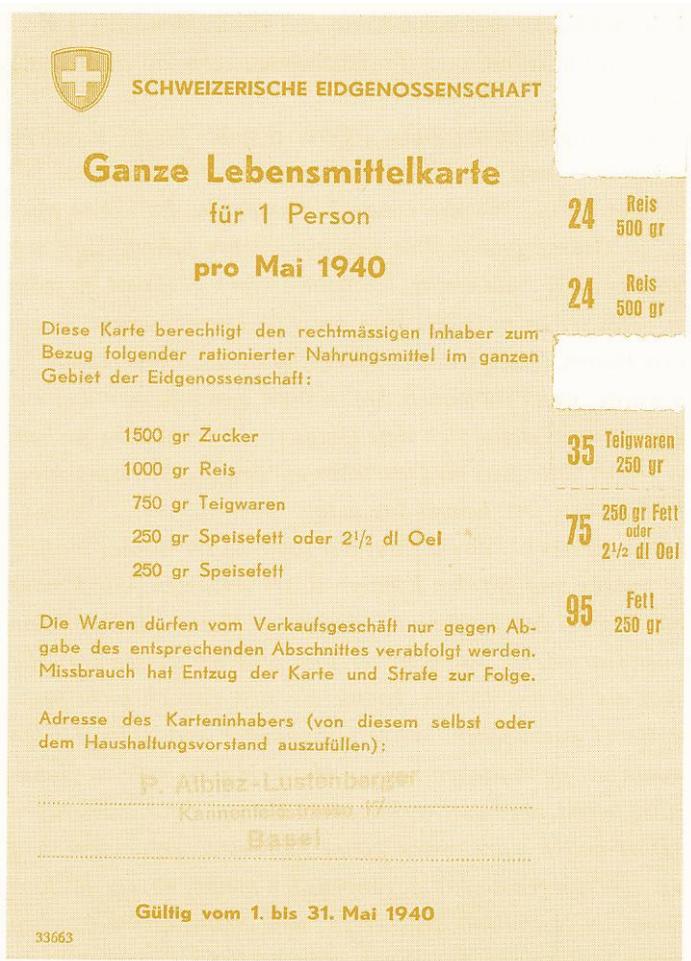
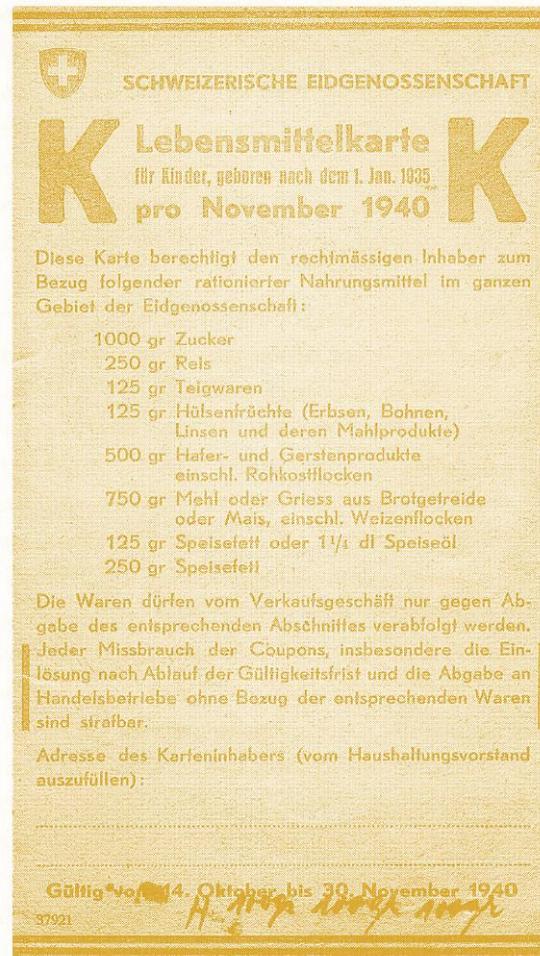


Abb. 8: Rationierung

Die Rationierung wurde ab Ende August 1939 stufenweise eingeführt. Bei Kriegsbeginn wurden zunächst Zucker, Reis, Teigwaren, Hülsenfrüchte, Getreide und Fette rationiert. Später folgten andere Produkte. Der Rationierung eines Produktes ging in den meisten Fällen eine zweimonatige Bezugssperre voraus, um Hamsterkäufe zu verhindern. Es gab jedoch auch Produkte, die während der ganzen Jahre nie rationiert wurden. Dazu gehörten: Alkohol, Raucherwaren, Geflügel, Fisch, Trockengemüse, Gewürze, Blut- und Leberwürste, Sardinen, Thon und Kartoffeln. Im Laufe der Jahre erfuhr das Rationierungssystem eine weitgehende Ausdifferenzierung: Berücksichtigt wurden unter anderem die unterschiedlichen Bedürfnisse von Kindern, älteren Men-



schen, Schwerarbeitern und schwangeren Frauen. Gleichzeitig führte man im April 1941 die Mahlzeitenkarte für die Verpflegung in Restaurants und Kantinen ein. In allen Fällen kam dabei das System des «geschlossenen Kreislaufs» zur Anwendung. Das bedeutete, dass niemand – weder Konsumentin, Detaillist, Gast noch Grossist – ohne entsprechende Marken Waren beziehen konnte! Um allfälligen Missbräuchen vorzubeugen, druckte der Bund die Karten auf besonderem Papier und in monatlich wechselnden Farben. Aufgehoben wurde die Rationierung erst im Juli 1948. (Angaben aus: Guth Nadia; Hunger Bettina (Hg.), Reduit Basel, Basel 1989 und Neue Helvetische Gesellschaft (Hg.), Die Schweiz und der Zweite Weltkrieg, Winterthur 1990)

Verwandten zum Essen. Schlimm für meinen Vater war auch, dass er uns alleine zurücklassen musste. Er wusste, dass kein Geld mehr hereinkam, und er hatte Angst, weil er keine Ahnung hatte, was passieren würde. Manchmal hörte man in der ganzen Schweiz, wenn die grenznahen Städte bombardiert wurden. Und in diesen Momenten wusste er nicht, wo genau es geschah. Es hätte ja Basel sein können. Ich glaube, er hat in Davos sehr darunter gelitten, dass er nichts für uns tun konnte. Wir selber waren einfach mitten drin.

Gegen Ende des Krieges kam es dann zu Tiefflügen über Basel. Die Bomber waren da, bevor es Alarm gab. Beim Bombardement des Kembserwerkes spielten meine Schwester und ich auf der Strasse, unsere Mutter machte Einkäufe. In Panik rannten wir zu unserm Haus, wo uns eine Nachbarin zu sich hereinholte. Aber meine Mutter wusste ja nicht, wo wir waren. Sie eilte nach Hause, kam aber nur bis zum Polizeiposten; dort zwang man sie, hereinzukommen, und bis zum Endalarm liessen sie meine Mutter nicht gehen. Dann rannte sie heim. Ich lag weinend am Boden hei der Nachbarin (ich wusste, dass man sich bei Fliegeralarm auf den Boden legen musste). Dieses Erlebnis hat mich sehr aufgewühlt. Aber wenn man es vergleicht mit dem, was Kinder in den Kriegsländern erlebten, war das ja ganz harmlos. Am Anfang des Krieges realisierte man gar nicht, wie schlimm es war. Von der Mansarde aus konnten wir zusehen, wie sich die Deutschen und Franzosen gegenseitig beschossen. Der Gefahr wurden wir uns erst allmählich bewusst. Aber ich hatte trotzdem eine glückliche Kindheit. Wir mussten nie hungern oder frieren. Gut, man musste sich einschränken; ein Stück Schokolade, war das ein Fest! Und als mein Vater aus Davos zurückkam, erhielt er zusätzliche Essrationen, z.B. Rahm. Und dann gab es hie und da «Weie» mit Schlagrahm. Wir durften damit aber nicht plagieren, denn andere Leute hatten das ja nicht.

Das Kriegsende erlebte ich so: Als ich am Waffenstillstandstag von der Schule nach Hause kam, stand meine Mutter auf dem Balkon, warf mir Geld herunter und rief: «Gang go Angge hole, es git Anggeschnitte!» Das weiss ich noch. Mit «Anggeschnitte» haben wir das Kriegsende gefeiert.

Angst und Schrecken

Als Schülerin mit einem jüdischen Namen in St. Georgen

Ich war 15 Jahre alt, als der Krieg ausbrach. Für mich ein schreckliches Erlebnis. Mit einem jüdischen Namen (obschon mein Vater getauft war) wurde uns in der Schule «Judegoße» nachgerufen. Als St. Gallierin wusste ich, dass St. Gallen vor der Befestigungslinie lag und aufgegeben worden wäre, wenn die Deutschen gekommen wären. Jüdische Freunde zogen ins Welschland um. Ich hatte Wach- und Nachtalpträume: im Lastwagen und Eisenbahnwagen ins KZ transportiert und vergast zu werden!

In unserem Garten vergruben wir drei Schwestern mit Erlaubnis der Eltern das Silberbesteck. Aus Angst fragten wir uns nicht, wer das Silber ausgraben würde, wenn der Hitler käme.

Sirenengeheul, Bomber über St. Gallen, Richtung Bodensee fliegend. Als ich abends mit meinem Hund über den Grat hinter unserem Haus wanderte und gegen den Bodensee blickte, sah ich roten Feuerschein über Friedrichshafen. Mich schauderte! Ein schreckliches Feuer so nah! Und all die armen Menschen dort! Flüchtlinge kamen in unser Haus und sassen mit uns am Tisch. Meine Eltern waren für Unterkünfte besorgt, gaben Möbel und Essen mit. Einige der Flüchtlinge wurden brutal wieder an die Grenze gejagt – in den sicheren Tod! Eineinhalb Jahre wohnte ein zehnjähriges Flüchtlingsmädchen bei uns, bis die Familie dann endlich in den USA wieder Zusammensein durfte. Die Frau schreibt uns heute noch, was für ein Erlebnis die Zeit in unserer Familie für sie gewesen ist. Italienische Verwandte kamen in Italien unter Mussolini um. Wir hatten sie ein Jahr vor Kriegsanfang noch in Triest besucht.

All diese Erlebnisse prägten meine Jugendjahre und bleiben als unheimliche und schreckliche Erinnerungen in mir und kommen wieder hervor, wenn ich an das Flüchtlingselend von heute in der Schweiz und der ganzen Welt denke. Das einzig Gute war, dass mein Vater nicht einrücken musste.

Abgewiesen

Rosa Schneiderlin, geborene Kohler, in der Erinnerung ihrer Nichte

Sie war damals schon alt und kränklich, als sie mit ihrem Mann jüdischer Herkunft in grosser Angst und Eile Paris verliess, um im Süden ruhig leben zu können. So schlossen sie sich einer Gruppe von Flüchtlingen an. Doch unterwegs wurden sie plötzlich von einer Militärpatrouille angehalten, die Papiere geprüft und auf grobe Weise auf ein Lastauto geladen. Was passierte da eigentlich mit ihrem Mann? Wir erhielten ein lakonisches Telegramm (für uns ein Rätsel): «Leon auf der Flucht erschossen.» Im Untergeschoss des Bahnhofs München, auf Strohlagern, warteten die Armen dann auf die «Weiterfahrt». Ein SOS-Ruf an ihren im Moment in Deutschland weilenden Neffen rettete sie. Er nahm sie für eine kurze Zeit zu sich als Haushälterin und besorgte ihr deutsche Papiere, ohne das traurige «J».

Damit wollte sie nun in ihre Heimat, die Schweiz. An der Grenze wurde sie aber zurückgewiesen, und alles Reden half nichts: «Ich bin Schweizerin, Witwe und habe noch einen Neffen und einen alten Bruder, die für mich aufkommen.» «Besorgen Sie sich zuerst diese Papiere!» Ihr SOS-Ruf erreichte uns, doch das verlangte Schriftstück wurde uns von der Gemeinde verweigert. Gründe: fünf Personen in unserer kleinen 2-Zimmer-Wohnung. Was passiert, wenn sie krank wird? Der kleine Lohn des Neffen ... Der alte Bruder im Altersheim wurde von der Gemeinde unterstützt ... Tante Rosa überlebte diese Abweisung nicht. Mit einer Meldung aus einem kleinen deutschen Dorf teilte man uns mit, dass sich Frau Rosa Schneiderlin das Leben genommen hatte und beerdigt worden war. Beilage: Pass der Verstorbenen ... Mit ihrem französischen Pass und dem «J» wäre sie ins KZ gekommen, mit ihrem deutschen Pass konnte sie nicht mehr in die Schweiz.

25 Franken pro Monat

Als junger Bauernknecht in einem kleinen Bauerndorf im Kanton Thurgau

Nach meinem Schulaustritt 1941 war mir bereits klar, dass mein Wunsch, eine Lehre als Automechaniker zu absolvieren, aus finanziellen Gründen nicht realisierbar war. Mein Vater war seit 1938 infolge eines schweren Holzerunfalls voll invalid, und ich war von drei Geschwistern der Älteste. In einer landwirtschaftlichen Zeitung fand ich dann ein Inserat, worin einem jungen Burschen (so wörtlich) die Gelegenheit geboten wurde, sich in Stall, Feld, Acker und Wald auszubilden. Der Inserent nannte sich «Ackerbauleiter». Was das bedeutete, fand ich erst später heraus: Dieser war während des Krieges der Inhaber der Gemeindeackerstelle, die dafür zuständig war, dass jeder Landwirt seinen Pflichtteil einzuhalten hatte. Mit Ausbildungsfähigkeiten oder gar mit einer Meisterprüfung hatte dieser Titel keinen Zusammenhang.

So zog ich dann voller Illusionen in ein kleines Bauerndorf im Kanton Thurgau, mit dem festen Entschluss, an meiner ersten Stelle mindestens bis zur Konfirmation zu bleiben. Was ich dann angetroffen habe, kann ich leider mit dem besten Willen nicht Weiterbildung nennen. Ich verdiente 25 Franken pro Monat und hatte freies Logis. Kühe melken durfte ich nicht, obwohl ich es damals bereits konnte. Ich durfte nur den Stall ausmisten und die Kühe putzen. Ebenso ging es mir mit meinen Lieblingstieren, den Pferden. Hier war nur die Reinigung meine Pflicht, das Fahren war andern vorbehalten. Tagsüber war ich – äusser in der Erntezeit – meistens im Wald mit Holzspalten und «Buscheln» beschäftigt. Einmal musste ich eine grosse Föhre «ausstocken» und fällen, weil sie mitten in einer Waldwiese stand, die der Anbauschlacht geopfert werden musste. Als ich am Morgen loszog, sagte der Meister zu mir: «Wenn du diesen Baum bis am Abend am Boden hast, kannst du ein schönes Trinkgeld erwarten.» Müde und doch glücklich, es geschafft zu haben, kam ich am Abend nach Hause. Zu meiner Enttäuschung erhielt ich dann ein 50-Rappen-Stück. Von November bis Januar wurde ich von meinem Meister an fast alle Bauern im Dorf zum Dreschen ausgemietet. Von dem eingebrachten Geld erhielt ich nicht einen Rappen. Der Meister selbst nahm sein Amt als Ackerbauleiter sehr genau. Er ging immer heimlich zu den Bauern, damit ja keiner ein Bäumchen pflanzte und

ein Stück Boden der Anbauschlacht entziehen konnte. Dies trug ihm im Dorf den Spitznamen «Beobachter» ein!

Am Karfreitag 1943 wurde ich dann konfirmiert, und ich kündigte meine Stelle. Ich hatte aber nicht mit den kriegswirtschaftlichen Massnahmen und der Macht des Ackerbauleiters gerechnet. So erhielt ich vom kantonalen Arbeitsamt einen eingeschriebenen Brief mit dem Inhalt, ein Stellenwechsel sei mir infolge kriegswirtschaftlicher Massnahmen nicht gestattet. Weil mir jedoch der Meister die verlangte Lohnerhöhung auf 80 Franken pro Monat nicht gewähren wollte, musste er mich trotz allem ziehen lassen.

Was nachher kam, war jedoch noch schlimmer. Da ich weder der Landwirtschaft den Rücken kehren noch den Kanton verlassen durfte, kam ich wieder auf einen Bauernhof. Arbeitsbeginn war um 03.30 Uhr, Feierabend war vielfach erst um 22.00 Uhr oder noch später. Der Meister war grösstenteils im Militärdienst und die Meisterin meist ungehalten und mürrisch. Es kam so, wie es kommen musste: Als der Meister einmal für ein paar Wochen in Urlaub kam und nichts Gescheiteres wusste, als mich zusammenzustauchen, war bei mir das Mass voll. Ich packte abends mein Waschkörblein, schnallte es auf das Velo und fuhr los ins Toggenburg zu meinem Vater. Am andern Tag teilte ich meinem Meister telefonisch mit, dass ich zu Hause sei. Nun schaltete sich wieder Dr. A. vom thurgauischen kantonalen Arbeitsamt ein, der wie ein Landvogt über die kleinen Bauernknechtlein wachte. Ich wurde auf das Arbeitsamt zitiert, wo mir die Leviten gelesen wurden, was mir allerdings wenig Eindruck machte. Ich wurde dazu verknurrt, noch eine Kündigungszeit von vier Wochen einzuhalten. Nachher sollte ich wieder auf das Arbeitsamt kommen. Da hat sich aber trotz meinen noch nicht 18 Jahren mein Freiheitsdrang geregt. Ich erklärte Dr. A., dass ich ein freier Schweizer sei und mir meinen Arbeitsplatz selber aussuchen würde. Das wurde zwar akzeptiert. Aber Dr. A. veranlasste, dass mir meine Schriften gesperrt wurden, bis ich wieder eine Stelle in der thurgauischen Landschaft annahm. Anschliessend kam ich dann nach Kreuzlingen. Dort fand ich einen guten und verständigen Meister. Ich musste auch strenge Arbeit leisten, aber mit dem Unterschied, dass der Meister während seinesurlaubes mit mir durch die Ställe ging und mir für meine Arbeit jedesmal zusätzlich eine 20-Franken-Note in die Hände drückte. Ich blieb dann bis Kriegsende.



Abb. 9: Arbeitsbeschaffung

Das «Schweizer Familien-Wochenblatt» machte in Anspielung auf die bundesrätliche Politik der letzten zwei Kriegsjahre Reklame in eigener Sache.

Nicht einmal ein Sackgeld ...

Als 18jährige Frau auf dem Bauernhof und in der Blechdosenfabrik Oberdiessbach

Im August 1939 hatten meine Mutter, meine Schwester und ich strenge Wochen hinter uns. Die Kartoffeln hatten wir wie zu Gotthelfs Zeiten mit dem «Karst» geerntet. Gottlob war das Wetter gut gewesen. Ich freute mich auf den Samstag und Sonntag. Ich wollte dann mit meinem Verlobten etwas unternehmen. Wir wären gerne an die Landi gefahren, aber wir hatten zusammen nur gerade 30 Franken. Mein Verlobter hatte vier Schwestern, er war der Jüngste. Sie hatten oft gehungert in ihrem steilen «Bergheimtli»: Dreimal am Tag hatte es Kartoffeln, und wenn es ein schlechtes Jahr gewesen war, waren sie auf weisse Rüben ausgewichen. Mein Verlobter war der Kleinste gewesen in der Schule. Er hatte jedoch das Glück gehabt, dass ihn einer seiner Kameraden hin und wieder zum Mittagessen eingeladen hatte.

Nun bestritt der Sohn die ganze Feldwirtschaft; seine Schwestern waren alle verheiratet und seine Eltern gebrechlich. Er hatte nur ein kleines Sackgeld, und ich bekam von meiner Mutter nicht einmal das. Mein Vater und mein Bruder waren vor fünf Jahren gestorben. Meine Mutter kam nicht darüber hinweg. Ich glaube, sie hätte lieber mich als ihren 19jährigen Sohn im Sarg gesehen. Für mich reuten sie sogar die Briefmarken.

Am Montag musste mein Verlobter in den Wiederholungskurs einrücken. Das einzige, was wir am Sonntag unternehmen konnten, war eine Velotour in die Berge. Das Essen musste mitgenommen werden. Mit dem Velo ging's zur Station des Bähnchens. Vom Gipfel aus wanderten wir zum Faulhorn und kamen auf halbem Weg in ein fürchterliches Gewitter mit Hagel. Nirgends gab es einen Unterstand. Unsere Kleider klebten auf der Haut. Halb erfroren kamen wir auf dem Faulhorn an. Unser Geld langte gerade noch für einen heissen Tee. Dann verzogen wir uns ins Massenlager und schlotterten dort weiter. Neben der Kälte quälte uns noch ein anderes Problem: Die Auslage für den überrissen teuren Tee hätten wir uns gar nicht leisten dürfen. Es blieb nichts mehr übrig zum Bezahlen des Massenlagers. Was sollten wir tun? Beschämend war beides: unsere Zahlungsunfähigkeit einzugestehen und das Lager ohne zu zahlen zu verlassen.

Im Morgengrauen wanderten wir der Sonne entgegen. Im Rucksack befand



Abb. 10: Wiederverwertung

Das Eidgenössische Volkswirtschaftsdepartement verfügte am 11. Oktober 1940, alle «Altstoffe» zu sammeln: Papier, Textilien, Metalle aller Art, Gummi, Leder, Flaschen, Speiseresten. Knochen. («Schweizer Familien-Wochenblatt»)

sich kalter Kaffee, von zu Hause mitgebracht. Seit dem Mittagessen vom Samstag hatten wir nichts mehr gegessen. Zu Fuss ging es weiter bergab und dann per Velo heimzu. Mein Verlobter musste noch seinen Tornister packen. Das sollte ein Abschied für viele Monate sein.

Über den Winter nahm ich Arbeit in einer Blechdosenfabrik in Oberdiessbach an. Für 50 Rappen in der Stunde arbeitete ich dort täglich zwölf Stunden an der Stanzmaschine. Ich hatte stehend Safrandöschen auszustanzen. Meine Mitarbeiterinnen verzogen sich öfters in die Toilette, um zu rauchen und zu schwatzen. Das lag mir nicht. Ein älterer Mitarbeiter hatte Erbarmen mit mir und besorgte mir einen Schemel. Da hätte doch auch die Firma selber daran denken können, das Stanzen ging ja auch im Sitzen! Den Neid der Mitarbeiterinnen bekam ich sofort zu spüren. Oft war der Schemel am Morgen verschwunden.

Nun hatte ich leider jemandem erzählt, dass meine Tante in der Gegend wohnte. Sowohl sie wie meine Mutter kamen aus einer angesehenen Familie. Sie hatten die Fabrikarbeit immer verpönt, als wäre sie unser unwürdig.

Eines Abends, als ich heimkam, müde wie immer, schrie mich meine Mutter zornig an und wollte von mir wissen, was ich da in Oberdiessbach für ein Verhältnis habe. Die Tante sei da gewesen. In Wahrheit war ich meinem Verlobten treu, und meinen Mitarbeiter sah ich ausserhalb der Fabrikhallen nie. Überhaupt ging ich nur arbeiten, weil ich mir mit geborgtem Geld ein Velo gekauft hatte. Wenn meine Mutter oder meine Tante das Velo bezahlt hätte, wäre ich ja gar nicht genötigt gewesen, eine Arbeit anzunehmen.

Das Velo war dann im Frühjahr abbezahlt, und ich wurde wieder zu Hause gebraucht. Äusser mir wusste ja in der Familie niemand mit dem Traktor umzugehen. An unseren Betrieb waren noch eine Futtermühle und Knochenstampfe angegliedert. Ich versorgte allein die Kundschaft. Wenn an irgendeiner Maschine ein Riemen riss oder das Rad der Turbine eingefroren war, so musste ich mir selber helfen. Als dann in der Umgebung die Pferde und Väter geholt wurden, die Männer waren meistens Dragoner, pflügte ich mit meinem Traktor den Bauern die Felder. Ich fuhr von morgens bis abends mit dem Traktor, so dass ich kaum noch sitzen konnte nach dem vielen Holpern. Ich musste Jauche führen, das Heu ernten, das Heu mähen – und das alles war meiner Mutter nie ein Sackgeld wert.

Bloss Schwierigkeiten

Als Kontrolleur und Infanteriecorporal, Jahrgang 1908, im Kanton Aargau

1939 wohnte ich in einer kleinen Bauerngemeinde im Kanton Aargau. Am 2. September 1939 musste ich einrücken. Zurück blieben meine Frau und ein fünfjähriger Sohn. Mein Dienst dauerte bis zum Herbst 1940. Dann bekam ich einen grösseren Urlaub von sieben Wochen. Ich hatte jedoch alle Mühe, um in dieser Zeit bei meinem früheren Arbeitgeber wieder arbeiten zu können. Und das Schlimmste folgte dann in der siebten Woche: Ich bekam die Kündigung, weil ich für 1941 in die Landwehr eingeteilt worden war!

Da ich in diesem Dorf keine Arbeit fand, wandte ich mich an den Gemeindeammann. Dieser schickte mich dann mit zwei andern Arbeitslosen in den Wald, um Holz zu fällen. Arbeitszeit: 8 Stunden, Lohn: 5 Franken.

So konnte ich meine Familie nicht ernähren. Meine Frau fand dann eine Stelle. Aber das Problem war, wohin wir mit dem Kind sollten während der Arbeitszeit. Sie konnte es dann einer befreundeten Familie geben.

Dann verhalf mir ein früherer Arbeitskollege zu einer Stelle in Zürich. Drei Jahre pendelte ich hin und her. Von einer Baugenossenschaft konnte ich dann ein Reiheneinfamilienhaus mieten. Am 4. Oktober 1944 zügelten wir in dieses Haus. Was ich an diesem Tag erlebte, möchte ich kein zweites Mal mehr erleben. Das Haus war noch nicht fertig gebaut. Es gab keine Haustüre, im Wohnzimmer fehlten Decke und Boden, im Keller stand 30 Zentimeter hoch Wasser. Der zweite Schock kam einen Tag später: Im Briefkasten lag ein Aufgebot für den 6. Oktober. So musste ich meine Familie wieder verlassen.

«Wenn man bedenkt...»

Als junger Laborant in Geldnot

Ja, überhaupt das Geld! Meine Lohnausfallentschädigung betrug damals 50 Rappen. Diese 50 Rappen wurden gemeinsam mit den 4 Franken Unterstützungsgeld an meine Eltern ausbezahlt. Mit diesen 4 Franken und 50 Rappen mussten meine Eltern für den Mietzins und das Essen aufkommen. Auch wenn ich daheim war, verbesserte sich der finanzielle Zustand nicht wesentlich. Es kam sogar öfter vor, dass das Geld für die Einlösung der damals eingeführten Rationierungsmarken nicht ausreichte.

Ich kam einmal nach einem längeren Aktivdienst nach Hause. Was war das erste, das ich zur Kenntnis nehmen musste? Eine Mahnung zur Bezahlung der fälligen Wehrsteuer. Mit einer entsprechenden Antwort über die bisher geleisteten Dienstage konnte ich die zuständigen Herren zum Schweigen bringen.

Während der Aktivdienstzeit blieben die Löhne, die niedrig genug waren, praktisch unverändert. Wenn man bedenkt, dass ich als Jüngling einen Monatslohn von 30 Franken erhielt und davon noch das Mittagessen bezahlen musste, das jeweils 80 Rappen kostete! Später arbeitete ich mit einem Stundenlohn von 52 Rappen. Als 20jähriger Bursche bezog ich einen Stundenlohn von 1 Franken.

Sein oder Nichtsein

Als Grenzwächter, Jahrgang 1915, in einem kleinen Bauerndorf im Kanton Schaffhausen

Als junger Bauernbub baute ich mir mitten im Krieg eine Existenz auf, wurde Grenzwächter und kam, frisch verheiratet, im Kanton Schaffhausen zum Einsatz. Meine Frau und ich fühlten uns als Berner Bauernkinder bald recht heimisch in der ländlichen Gegend.

Im Dorf befand sich eine Zimmerei. Der Zimmermann machte, sofern er sich nicht gerade im Aktivdienst befand, den «Abbund» (Holzkonstruktion eines Hauses) für ein Haus. Dafür brauchte er Hilfe. Und weil ich als Grenzwächter oft am Tage zu Hause war, half ich ihm dabei. Im Dorf wohnte noch ein gelernter Zimmermann, verheiratet, Vater von drei Kindern, ein ehemaliger deutscher Handwerkerbursche, ein prima gutmütiger und starker Mann. Er besass im Dorf bereits ein selbstgebautes Haus, dem aber der Balkon noch fehlte. Dieser fehlende Balkon spielt hier in diesem Bericht eine wichtige Rolle.

Nach Feierabend, er arbeitete anderswo, half auch dieser Berufsmann beim «Abbund», und wir drei wurden bald gute Freunde. Während der Arbeit diskutierten wir sehr oft über den Krieg und das Dorfgeschehen. Ich hatte schon damals eine bekannte Schweizer Zeitung abonniert und war politisch sehr interessiert. Da mich sein fehlender Balkon störte – auch wegen der Unfallgefahr für die Kinder –, foppte ich ihn deswegen oft: «Das muss ein ganz schöner Balkon werden. Zimmermannskunst, wie du noch keine gesehen hast.» Wir sprachen auch über die Einberufung der Ausländer. Ich bemerkte, dass im Dorf einer war, der verdächtigt wurde, kriegstüchtige Burschen dem deutschen Konsulat in St. Gallen zu melden. Dieser war auch Ausländer.

Eines Tages fragte mich der Zimmereibesitzer: «Bist du heute Abend zu Hause? Verdunkle deine Wohnung gut und geh nicht zu früh ins Bett.» Als Grenzwächter gab ich ihm keine Antwort. Unser Dienstplan war ja geheim. Spät in der Nacht klopfte es dann. Im Treppenhaus, die Hand auf dem Lichtschalter, steht mein Freund, der ehemalige Handwerkerbursche, kommt bei Dunkelheit zu mir in die Wohnung und schliesst sofort ab. Stehend klaubt er den Brief aus St. Gallen aus der Tasche. Am ganzen Körper

zitternd sagt er: «Ich komme, um von dir Abschied zu nehmen. Es ist nun soweit! Oder was soll ich sonst tun? Meine Frau hat mir zwar gesagt, sie gehe mit allen drei Kindern in den Rhein. Sie hat auch noch gesagt, ich solle gehen und den Grenzwächter fragen. Der wisse ja Bescheid. Seine Frau erwarte ein Kind.» Dass ich über das Sein oder Nichtsein einer ganzen Familie entscheiden musste, belastete mich sehr. Aber auf einmal wurde ich ganz ruhig und sagte überlegt: «Wenn du gehst, bist du und deine Familie erledigt. Wenn du bleibst, sind wir alle mit dir zusammen erledigt, sofern dieser Teufel uns angreift. Ich weiss aber, dass er uns nicht mehr angreift. Dazu ist es jetzt zu spät. Und noch eines: deinen Balkon wird niemand mehr machen.» Peinliche Stille, und nach kurzem Zögern gibt er mir kräftig die Hand und sagt: «Du hast recht! Ja, der Balkon – ich weiss ich bleibe!» Er blieb tatsächlich, und bald darauf musste er bei uns als Refraktär (ausländischer Kriegsdienstverweigerer) in Zivil einrücken. Er wurde im Strassenbau bei einer Güterzusammenlegung eingesetzt. Ich traf ihn beim Arbeiten an einem Kompressor. Er hielt mit der Arbeit inne, kam zu mir und sagte: «Ich sehe den ganzen Tag das Schweizerkreuz flattern über mir. Dafür würde ich die dreckigste Arbeit tun.» Mit seiner Frau sprach ich nie ein Wort. Doch diesen lieben Blick einer Mutter vergesse ich nie, und wenn ich in diesem Dorf verweile, schaue ich mir den schönen Balkon an. Er ist für mich das schönste Denkmal meiner Aktivdienstzeit.

«Jenseits des Rheins und direkt an der Grenze»

Als Schülerin und Ortschefin in Riehen

Wir hatten zwei aneinandergebaute Häuser; vor uns standen die drei kleinen Einfamilienhäuser und die Häuser an der Strasse vorne: ein Mehrfamilien- und ein Zweifamilienhaus. Für diese Häuser war ich zwischen 1942 und 1945 als Ortschefin verantwortlich. Rundherum gab es keine Männer mehr, Herr K. war zu alt und ehemaliger Deutscher, die Frauen waren entweder krank oder verhindert: Die Nachbarin hatte noch kleine schulpflichtige Kinder, wie meine Mutter auch. Alle diese Frauen und Männer kamen für den Luftschutz nicht in Frage. So blieb nur ich übrig! Ich bekam ein Aufgebot und musste einen ganzen Tag in eine alte Fabrik, um zu üben: Zu-

erst erhielt man eine Uniform, eine Art Arbeiterkleid – Hose und Kittel –, dann noch eine Mütze und eine Gasmaskе. Einige Offiziere zeigten uns, wie die Gasmaskе an- und ausgezogen wird. Auf allen Vieren robbten wir mit der Gasmaskе durch eine vernebelte Fabrikhalle. Wir übten, wie wir uns bei einem Brand- oder Giftgasalarm zu verhalten hätten. Weiter wurden uns die verschiedenen Sirenen erklärt: Alarm, Endalarm usw. Jede von uns musste Adresse und Telefonnummer der nächsten wichtigen Stelle fassen. Für den Ernstfall! Der wichtigste Auftrag bestand darin, beim Losgehen der Sirenen alle unsere Leute zu alarmieren. Diese hätten dann in die eigenen Keller, die zum Teil ebenerdig lagen, gehen und wir dann melden müssen, oh und was in unserem Bereich passiert. Ich hatte immer zur Strasse hinaufzugehen und nachzuschauen, ob bei uns oder unten am Grenzfluss zu Deutschland etwas geschehe. Am Tag befand ich mich jedoch in der Schule – also gar nicht im Quartier –, und in der Nacht schlief ich natürlich. Wenn es jeweils Alarm gab, musste mich meine Mutter immer zuerst wecken, sonst hätte ich wohl verschlafen! Passiert ist Gott sei Dank nie etwas. Aber als wir eines schönen Morgens in die Schule kamen, hatten wir keine Fensterscheiben mehr – und es war kalt: Münchenstein war bombardiert worden. Es dauerte eine ganze Woche, bis alle Scheiben ersetzt waren. Tag für Tag sassen wir in unseren Wintermänteln da. Eines Nachts wurde es aber ziemlich knapp: Wir erwachten alle von alleine, weil wir auch ohne Alarm hören konnten, wie der Isteiner Klotz bombardiert wurde. Alle aus der Umgebung gingen hinauf zum Wenkenhof. Wir sahen, wie die Dörfer in unmittelbarer Nähe in Flammen aufgingen. Es war taghell, und wir konnten nachher nicht mehr einschlafen. Wir mussten immer daran denken, wie es gewesen wäre, wenn das in Lörrach oder Weil passiert wäre.

Damals habe ich mir zum ersten Mal gesagt, dass es eigentlich sinnvoll ist, zu wissen, was im Ernstfall zu tun ist. Meine ältere Schwester und ich wären übrigens auch von der Schule aus klassenweise evakuiert worden. Unsere Mutter war ja nicht mehr zu Hause, sondern mit der Jüngsten bei ihrer Schwester in der Innerschweiz. Weil wir jenseits des Rheins und direkt an der Grenze wohnten, musste ich auch jeweils zu meinem Vater Mittagessen gehen. Sein Detachement ass immer im «Ochsen», gerade neben dem Polizeiposten! All diese Soldaten, die sonst blöde Witze machten, waren

sehr ruhig lind gedrückt. Wir wussten ja, dass Riehen aufgegeben worden wäre!

Eines schönen Tages schickte Vater meine Schwester und mich zu einer Freundin unserer Mutter. Er befahl uns beiden: «Geht nach Aesch und kommt nicht zurück, bevor ich euch telefoniere. Stellt alle Hähnen ab, schliesst das Haus und geht!» Das war im Frühjahr 1941. An der Grenze standen nur noch die älteren Wehrmänner: Landwehr und Landsturm. Wir blieben zehn Tage in Aesch.

Es war einige Wochen vor Kriegsende: Wir sassen im Garten und hörten plötzlich einen Riesenlärm. Oben auf der Strasse sahen wir, wie Lörrach bombardiert wurde. Es war einfach schrecklich, die Flieger zu sehen, wie sie im Sturzflug hinunterschossen und wieder wegflogen. Nachher nur noch eine Rauchwolke! Eine wahre Katastrophe. Am andern Tag hörten wir, wie viele Menschen getötet worden waren. Katastrophal! Wir sahen, wie die Überlebenden flohen – in Planwagen. Tagelang ein Zug von Menschen mit Ross und Wagen. Das machte einen grossen Eindruck auf mich.

Was mir aber heute am meisten nachgeht, insbesondere wenn ich einen Dokumentarfilm aus dieser Zeit sehe, ist das Schreien der Menschen, die damals durch die Wiese, den Grenzfluss, in die Schweiz fliehen wollten. Entweder wurden sie vom Hochwasser mitgerissen und ertranken, oder die Deutschen schossen sie nieder! Die Schweizer konnten nichts tun, sie wären in die Schusslinie geraten. Was die Schweizer aber getan hatten, verbotenerweise getan hatten, spielte sich beim Meienbühl in der Eisernen Hand, oberhalb von Riehen, ab: Dort legten sie ab und zu den Stacheldraht auf die Erde, damit man einfach darübersteigen konnte. Die Schweizer Soldaten redeten jeweils mit den Deutschen ein Stück weiter oben, damit sie kurze Zeit abgelenkt waren, so dass die Juden in die Schweiz kommen konnten. Das wussten aber nur ganz wenige Soldaten. Ich selber erfuhr erst nach dem Krieg davon. Mein Vater kam höchstens zwischendurch nach Hause und sagte uns, dass es wieder ein paar geschafft hätten, mehr sagte er nicht. Nur ganz wenige wussten davon, denn es gab ja auch andere: z.B. unsern Mieter. Dieser sagte bei Kriegsende zu meiner Mutter: «Ich war immer frei, ich hatte immer einen weissen Lappen bei mir.» Das war für «d' Mamma» so schrecklich, dass sie ihn bei der ersten besten Gelegenheit aus der Wohnung rausschmiss. Das ertrug sie nicht, immerhin hätte ihr

Merkblatt

für die zur Zivilevakuuation Basel-Stadt (ZEB)
angemeldeten Kantonseinwohner

Allgemeines

Die von den verantwortlichen Organen vorbereitete Teilevakuuation steht unter militärischem Kommando. Zu ihrer reibungslosen Durchführung ist erforderlich, daß alle Beteiligten sich den **Anordnungen willig fügen und möglichste Ruhe bewahren**. Widersetzlichkeiten können zum Ausschluß von der Evakuuation führen und Bestrafung nach sich ziehen.

Persönliches

Jeder Evakuierte erhält ein Couvert. Dieses enthält:

1. Evakuationskarte als Ausweis,
2. die Reisemarke, die bei der Evakuuation sichtbar zu tragen ist und als Ausweis auf dem Bahnhof dient. (Name und Basler Adresse auf der Rückseite selbst eintragen.)
3. Gepäcketiketten (noch auszufüllen!).
4. Schlüsseletiketten (noch auszufüllen!).
5. Dieses Merkblatt (sorgfältig lesen!).

Verlust des Couverts zieht Nichtberücksichtigung nach sich.

Reisevorbereitungen

Zur Mitnahme bereitzuhalten sind: Couvert mit Evakuationskarte, Personalausweis und Lebensmittelkarte.

Gepäck bis zu 30 kg pro Person (Kinder 15 kg) ist zugelassen, doch soll es nicht sperrig sein und muß die beigegebene Etikette tragen.

Vorgeschrieben sind: Mantel, Wolldecke, Kissenbezug, unzerbrechliches Eßgeschirr und Besteck, Milchkesseli, Proviant für zwei Tage, Wäsche und

Abb. 11: Zivilevakuuation

Basel-Stadt war der einzige Kanton, der die Evakuuation der Zivilbevölkerung systematisch geplant hatte. Am 26. März 1940 wurden in Basel, Riehen und Bettingen elf ZEB-Büros eröffnet, (aus: Merkblatt für die zur Zivilevakuuation Basel-Stadt (ZEB) angemeldeten Kantonseinwohner, Nachlass Albiez-Lustenberger)

Kleider. Man fertige sich sofort eine Liste der mitzunehmenden Sachen an. Sie dürfte enthalten:

Reiseproviant, Eßgeschirr, Wolldecke, Kissenbezug, Mantel, Jacke, Kleider, Pullover, Schürzen, Taschentücher, Hemden und Kragen, Nachthemden, Unterkleider, Strümpfe oder Socken, Schuhe, Hausschuhe, Halstuch, Mütze, Schirm (Stock), Toilettenartikel, Handtücher, Medikamente mit Rezepten, Taschenlampe, Sackmesser, Kleiderbürste, Schuhputzzeug, Waschseife, Nähzeug (Sicherheitsnadeln), Handarbeit, Schreibmaterial; für Kinder: kleines Spielzeug und Schulbücher; für Kleinkinder: Gummieinlagen, Lätzchen, Milchflasche etc. Kochapparat und Gummibettflasche sind erwünscht.

Das Höchstgewicht darf nicht überschritten werden.

Wertgegenstände und Kassabüchlein sind mitzunehmen.

Haustiere sind abzutun (Hunde und Katzen: Wasenmeisterei, Fabrikstr. 50), **Kleinvieh** ist im Schlachthof (Elsässerstr. 4) abzugeben. Eine Mitnahme ist ausgeschlossen.

Abreise

Der Abruf zur Evakuierung erfolgt durch öffentliche Bekanntmachung des Regierungsrates oder persönliches Aufgebot. Jedermann hat auf seine Zugnummer zu achten, durch die er aufgerufen wird, und sich seine Gruppennummer zu merken, nach der er besammelt wird. Jeder Teilnehmer hat pünktlich mit **sichtbar befestigter Reisemarke** auf dem bekanntgegebenen Sammelplatz zu erscheinen, die Evakuationskarte auf sich zu haben und das mit der ZEB-Gepäckadresse versehene Gepäck mitzuführen.

Die Wohnung ist in guter Ordnung zurückzulassen und zu verschließen. Vorher ist zu kontrollieren, ob Elektrizität, Gas und Wasser abgestellt sind.

Der Schlüssel ist, mit der Etikette versehen, an der Sammelstelle abzugeben, er wird in amtliche Obhut genommen.

Auf der **Fahrt zum Bahnhof**, beim Verladen im Bahnhof und während der Bahnfahrt ist den Weisungen des Begleitpersonals unbedingt Folge zu leisten. Das Verlassen des Zuges ist ohne ausdrückliche Erlaubnis streng verboten. Dem Aufgebot ist **unbedingt Folge zu leisten**.

 **Evakuierte, die den ihnen bezeichneten Zug nicht benutzen, können in keinem andern Zuge mitgenommen werden.**

Kostendeckung

Jeder Evakuierte zahlt an die Kosten soviel er kann.

Der Regierungsrat setzt im Einvernehmen mit dem Aufnahmekanton die Höhe der Entschädigung fest. Die Ausbezahlung von Unterstützungsgeldern (z. B. Wehrmännerunterstützung, Altersrente etc.) wird am Aufnahmeort geregelt.

Mann gekämpft. Wahrscheinlich vergehens, aber er hätte gekämpft. Das Interessante war, dass all diese Juden zum Teil von den Deutschen wussten, wohin sie in Basel gehen konnten, damit sie nicht wieder durch die Schweizer an die Grenze gestellt wurden. Man muss sich das einmal vorstellen! Die meisten der Flüchtlinge gingen dann nach Genf, von wo sie über Frankreich weiterflogen. Bis auch das nicht mehr möglich war.

Bomben am Sonntag nachmittag

Als 24jähriger Lehrer im Sommerferienlager 1944 in Morgins

Es war im Sommer 1944. Wir führten in Morgins VS eine Ferienkolonie durch, die zusammen mit der Leitung rund 65 Personen umfasste. Am 6. August, es war ein Sonntag, griff der Krieg aus heiterem Himmel auf diesen sonst ruhigen Grenzort über.

Wie an Sonntagen üblich, hielten sich die Kinder in der Umgebung des Ferienheims auf, einige spielten wohl auch im Haus. Um halb vier Uhr gab es für uns alle Tee und Brot. Wir waren gerade im Essraum mit den Nachzüglern beschäftigt, als draussen der Ruf ertönte: «Flieger, Flieger!» Wie elektrisierte mich dieser Ruf! Denn was hatten Flugzeuge am Sonntag so nah unserer Grenze zu suchen?

Hinauseilen und nachschauen waren eins. An der Form der Tragflächen erkannte ich deutsche Jagdbomber. Es waren drei, die zunächst hoch über dem Dorf kreisten. Nun war uns bekannt, dass in den Wochen zuvor Deutsche eine gnadenlose Jagd auf französische Maquisards geführt hatten, so z.B. in Oradour sur Glane, im Vercors und in St-Gingolph-France. Uns verblieb aber nicht lange Zeit für Überlegungen. In aller Eile holten wir sämtliche Kinder aus den Zimmern und beorderten sie mit jenen, die schon draussen waren, in einen tiefen Graben, der vom Berghang herunter an unserem Haus vorbeiführte. Zum Glück war dieser völlig ausgetrocknet. Kaum hatten wir uns in Sicherheit gebracht, setzten zwei der Flugzeuge am andern Ende des Dorfes zum Tiefflug an, genau in unsere Richtung. Das erste schoss mit Bordwaffen einige Salven – ins Dachgestühl des Kirchturms, wie wir später erfuhren. Aus dem zweiten Flugzeug glitten nacheinander zwei Silberfische herab – Bomben! Die beiden Einschläge lagen in

gerader Linie zu unserem Heim, der nähere in einer Entfernung von etwa 300 Metern. Nach diesem Überfall zogen die Flugzeuge Richtung Frankreich davon.

Als wir nach geraumer Zeit ins Heim zurückkehrten, stellte ich fest, dass uns die Gruppe der Jüngsten mit ihrer Betreuerin fehlte. Niemand wusste etwas über deren Verbleib. In grosser Sorge machte ich mich auf die Suche. Der nähere Bombentrichter lag in einer Wiese unweit der Kirche. Die andere Bombe hatte ein Haus mit einer Soldatenstube weggerissen und ein Lehrlingsheim stark beschädigt. Aber nirgends eine Spur von unseren Kleinen! Auch im nahe gelegenen Wald, wohin sich verängstigte Bewohner geflüchtet hatten und wo man Verletzte ärztlich betreute, fand ich die Vermissten nicht. In noch grösserer Besorgtheit kehrte ich ins Heim zurück – und da fanden sich die Gesuchten! Sie waren sofort nach dem Tee aufgebrochen, um beim See oben Blumen zu suchen. Als die Bombe einschlug, befanden sie sich nur 100 Meter entfernt auf der Strasse, aber dazwischen stand die Kirche! Eine wunderbare Rettung unserer Kleinsten. Schon bald am Abend schritt ein Tambour durch die Strassen und verkündete ein absolutes Ausgehverbot bis am andern Morgen. Man nahm es hin, auch wenn es keine Begründung gab. Anderntags trafen bei uns telefonische und telegrafische Anfragen ein, da die Spätnachrichten am Sonntag eine eher verwirrende Meldung über die Bombardierung gebracht hatten. Durch einen Kollegen liessen wir dann alle Eltern benachrichtigen, dass uns nichts geschehen sei und dass wir noch eine Woche blieben.

Von den Maquisards an der Grenze erfuhren wir dann, dass die Deutschen an jenem Sonntag im ganzen Val d'Abondance eine Razzia auf sämtliche Dörfer gemacht hätten, mit Bombenabwürfen und Maschinengewehrfeuer auf die Kirchtürme, weil sie dort Beobachtungsposten vermuteten. Dabei gerieten sie irrtümlich auf Schweizer Gebiet, wofür sich die Reichsregierung später sogar entschuldigte.

Bomben, Splitter und Trümmer

Als Bauzeichner zwischen 1937 und 1944 in Süddeutschland

Gelernter Bauzeichner mit Matur, aber arbeitslos, radelte ich im Dezember 1937 nach Stuttgart, wo ich vom Schweizerkonsulat zwei Adressen erhielt, deren eine mir indirekt zur Stelle verhalf, die ich am 11. Dezember 1937 antrat. Anfangs 1939 legte mir mein Chef nahe, etwas anderes zu suchen, da ihm wegen mir schon ein Militärauftrag durch die Latten gegangen war. Ein Inserat lockte mich nach der «Stadt des KdF-Wagens bei Fallersleben», deren geplantes Entstehen mich interessierte. Dort gab es Baracken für 5'000 Arbeiter, meist Italiener, und eine grosse Allzweckhalle. Dank des Velos fand ich im fünf Kilometer entfernten Städtchen mein Zimmer. Andere kamen mit dem Werkbus 25 Kilometer weit von Braunschweig her. Ein- bis zweimal pro Woche verbrachte ich den Abend in der Barackenstadt mit Geny K., der, wie ich, in Basel aufgewachsen war.

Im schönen Sommer machte ich manche Radtour und eine Ferienfahrt bis Schleswig. Diese verkürzte ich um zwei Tage, und sobald ich vernahm, dass die Schweiz mobilisierte, gab ich meine Stelle auf und rückte ein, ohne das Aufgebot der Gesandtschaft abzuwarten. Dann war ich über ein Jahr im Dienst.

Inzwischen hatte sich Geny ans Arbeitsamt Stuttgart versetzen lassen und bereitete mir dort eine Stelle vor, die ich am 15. Januar 1941 antrat, denn unser von der Achse umzingeltes Land stand ja «Gewehr bei Fuss». Ich konnte Geld sparen, aber mit Ausnahme eines Unterstützungsbeitrages für die Eltern nicht in die Schweiz überweisen. Ich beschloss daher, es am Ort zu verbrauchen, und zwar durch die Aufnahme des Studiums an der Technischen Hochschule Stuttgart. Vorerst als Arbeitsstudent: Während dreier Semester verbrachte ich bis zu 80% der normalen Arbeitszeit im Büro, stundenweise bezahlt. Für das 4. Semester kämpfte ich mich frei entgegen dem Nein des städtischen, aber mit einem bedingten Ja des Landesarbeitsamtes. Ich stand dem Chef noch für die bereits begonnenen Projekte zur Verfügung.

Bis 1943 lebte man in Süddeutschland ziemlich normal. Ich begrüßte, dass es in den Gaststätten anstelle der einseitigen Fleischfresserei nun vermehrt Gemüseplatten gab, und ich kam mit meinen Marken reichlich aus. Das

Velofahren musste ich leider aufgeben, denn ich hatte keinen triftigen Grund, um neue Pneu's zu bekommen. Dann aber vermehrten sich die Fliegeralarme, und es fielen Bomben, einmal in München, einmal im Vaihinger Wald, wohin sich vielleicht humane englische Piloten absichtlich verirrt hatten, dann gezielt auf den Stuttgarter Bahnhof. Einmal gab es Tote im grossen Marktplatz-Bunker, und da und dort explodierten Lufttorpedos, die die Ziegeldächer wellenförmig durcheinanderbrachten. Man hatte schon einige Massnahmen getroffen: Nebst öffentlichen Schutzräumen erstellte man in unserm Quartier einen Feuerlöschweiher. Auf den Dachböden stellte man Sandsäcke, Sandkisten, Schaufeln und Wasser bereit. Die Keller wurden durch Durchbrüche und Fluchttunnels miteinander verbunden. In der Regel hatten sie Backsteingewölbe, gaben also eine gewisse Sicherheit gegen Brandbomben, Splitter und herabfallende Trümmer. So fand ich es nötiger, im Haus zu bleiben und gleich nach einer Entwarnung hochzusteigen und nach Brandherden Umschau zu halten, als mich in entferntere Schutzräume zu begeben. Denn Dachstühle, Böden und Stockwerkgebälk waren aus Holz. Einmal fuhr ein Blindgänger ins Nachbarhaus, und wir verbrachten einige Nächte in respektabler Umgebung, ich auf einem Kohlenauto in einem offenen Schuppen, bis Kriegsgefangene die Bombe entschärft und ausgegraben hatten. Wie ein «Säuli» lag sie im Strassen-graben, bevor sie abgeführt wurde und wir wieder ins Haus zurückkehren konnten.

Die fünfstöckigen Mietshäuser waren jeweils paarweise zusammengebaut. Dazwischen lagen die Durchfahrten zu den Höfen. Einmal bildete man eine Eimerkette vom Löschweiher bis zum Dach eines benachbarten Blocks, von wo aus wir das Feuer im Nebenhaus bekämpften. Ein anderes Mal löschte ich nach einem Angriff eine Brandbombe, die in unsere unter dem Dach befindliche Waschküche gefallen war und alles schwärzte, aber keinen weiteren Schaden anrichten konnte.

Anfangs 1944 war schon klar, dass ich im Juni nach Abschluss des 4. Semesters und nach der Zwischenprüfung in die Schweiz zurückwollte. Das Ausreisevisum beantragte ich im Mai. Als die Zeit da war, ging ich x-mal vergeblich vorbei. Die Verzögerung wurde mit der Bombardierung und Dislozierung des Amtes entschuldigt.

Inzwischen belegte ich das 5. Semester. Da ging es aber nicht mehr normal

zu: Statt dass wir studierten, ersetzten wir in der bombardierten Hochschule die zersplitterten Fensterscheiben durch Kartons. Einige Professoren empfingen ihre Studenten bei sich zu Hause. So erhielt ich bei Schmitthenner noch ein paar Korrekturen, bis auch sein schönes Haus in Trümmer fiel. Das Haus von Architekt Hornung befand sich auf der Bismarkhöhe. Da als «kriegswichtig» eingestuft, wurde es – zur Aufnahme eines Dutzend Angestellter – erweitert. Der Chef selber musste dann in den Krieg, und dann riss eine Bombe die Westseite des Hauses ein und setzte dem Betrieb ein Ende.

Mein Kollege K. aus Zürich hatte seine Familie in Sicherheit gebracht, zu den Schwiegereltern auf den Löwensteinerbergen. Da es verboten war, irgendwelche Schriften oder Bilder über die Grenzen zu nehmen, anbot er sich, ein Paket von mir mit Briefen und Photos in Verwahrung zu nehmen. So fuhr ich also am 11. September 1944 zu seinen Schwiegereltern, und bei klarer Sicht konnten wir in der Ferne einen Luftangriff verfolgen, von dem mein Kollege vermutete, er gelte vielleicht Untertürkheim (Mercedes usw.). Anderntags genoss ich es, bei schönem Wetter und einmal fern von Sirenengeheul drei Stunden über die Höhen von Murrhard zu spazieren. Dort konnte ich noch ein Billet bis Fellbach lösen, von wo aus es noch ein Tram nach Cannstadt gab. Von da ging es zu Fuss durch den Park der Bahnlinie entlang zum Hauptbahnhof. Nun waren es noch 20 nächtliche Gehminuten zur Silberburgstrasse 41 ..., und da gab's kein Haus mehr, das nicht ausgebrannt war. Überall glühte und flackerte es noch. Einer einzigen Person begegnete ich noch. Am Hegelplatz irritierte mich ein schwarzer Riesenklotz: Er bestand aus aufgestapelten Särgen. Es gab zwei Sorten Kellerfenster. Die russgeschwärzten besagten, dass dort auch die Keller mit ihren Lattenverschlägen ausgebrannt waren, und das war bei unserem Haus der Fall. Mit einem Rucksack ging ich nun Richtung Büro. Die Dillmannstrasse 1 war das erste, noch unversehrte Haus, das ich traf. Da wohnte doch der Kassierer der Schweizergesellschaft, also ging ich nachschauen. Frau Sch. war froh, in dieser unheimlichen Umgebung nicht mehr alleine zu sein. Sie erwartete noch andere Flüchtlinge. Betreuer eines ausgebrannten Altersheimes offerierten mir aber ein Kanapee als Schlafstätte. Am andern Morgen begab ich mich zu unserm ehemaligen Haus. Da war auch Herr Kurz, der Bruder meiner betagten Logisgeberin, Witfrau Sauter. Er war

sofort nach dem Angriff hinaufgestiegen, musste aber mit seiner Krücke und dem Holzbein aus dem Ersten Weltkrieg machtlos zuschauen, wie ringsum die Häuser Stockwerk um Stockwerk ausbrannten. Er sei nebst mir der einzige Überlebende des Hauses, zwei Koffer von mir seien in einer von der Polizei requirierten Garage eingestellt worden. Man führte mich in den Hof, wo 20 Opfer aufgereiht waren, alle mit Blutspuren an Nase und Mund, aber sonst friedlich daliegend. Equipen waren daran, mit Seilen Mauern abzureissen, die einzustürzen drohten.

Bis ich mein Visum bekam und am 28. September 1944 ausreisen konnte, lebte ich nun in der neuen Gemeinschaft. Warmes Essen konnte man in einer Feldküche vorerst gratis und markenfrei abholen. Wasser gab's in Zisternenwagen, aber in der Nähe gab es auch einen Quellwasserbrunnen, wo ich jeden Morgen mit zwei Eimern Schlange stand. Im Keller des Lutherstiftes hatten die meisten der alten Leute samt ihrem Pfarrer den Tod durch das sich ansammelnde Kohlenmonoxyd erlitten, und das war ja auch in unserem und vielen andern Häusern der Fall, wo sich die Leute des Feuersturms wegen auf die Strassen wagten. Frau Steller war mit zwei Kleinkindern im öffentlichen Schutzraum und konnte die Kleinen andern-tags einer Tante in Tailfingen in Obhut geben. Sie bat mich, von der Schweiz aus ihrem Vater zu schreiben. Wie sie voraussah, entstand daraus bis zu dessen Ableben anno 1958 eine regelmässige Korrespondenz: Herr Weiss lebte in Jerusalem in einer christlichen Gemeinschaft. Diese wurde dann von den Engländern in ein Lager auf Zypern gebracht. Schliesslich konnte er nach Australien auswandern.

Vor meiner Ausreise erstand ich mir auf dem Konsulat ein 14tägiges SBB-Abonnement, und auf der Gestapo zeigte ich zur Prüfung noch einige Schriften und ein Fotoalbum vor. Dies wurde verpackt und versiegelt und am Zoll von Singen zur Nachkontrolle geöffnet, wozu natürlich auch eine Leibesvisitation kam. Am Schweizerzoll hiess mich die Grenz wacht aus dem Zug steigen, offerierte mir ein Café complet und Mahlzeitencoupons und liess mich erzählen.

Mehrarbeit

Geborgenheit in der Bedrohung

Als Tochter, Schülerin, angehende Gärtnerin und Luftschutzsoldatin in der Ostschweiz. Schon seit September 1939 waren zwei Unteroffiziere der Verpflegungskompanie in unserem Haus einquartiert. Als dann im Frühling 1940 Funker kamen, die um unbesetzte Zimmer baten, wehrte sich meine Mutter zuerst: Sie habe nur noch ein kleines Gastzimmer mit zwei Betten frei und kaum noch Zeit für mehr Arbeit. Doch am Ende der Diskussion waren die Funker mit ihren Geräten im Bügelzimmer installiert. Dieses führte direkt in den Garten, den die Funker genossen. Diese «Funkerzeit» war für uns Kinder wohl die interessanteste Zeit während der sechs Kriegsjahre. Oft durften wir auf dem «Trampesel», der den Strom herstellte, «trampen». Dies war ein sehr strenges «Velo». Wenn die geheimnisvollen Zeichen aus dem Sender piepsten, wurden wir jeweils fortgeschickt.

Zwischen Senden und Empfangen verfügten die Funker – wie mir schien – über sehr viel Zeit! So hatten wir oft Partner für unser Gartenkricketspiel. Einer der Funker hatte besonders viel Geduld mit uns Kindern. Ich war nun schon in der dritten Sekundarklasse und sehr froh, dass ich manchmal mit Mathematikaufgaben zu ihm in die «Station» gehen konnte. Unsere Strafaufsätze hatten immer den selben Titel: «semper idem». Wir erhielten sie ja auch immer für das gleiche – das Schwatzen. Als der Funker mich ratlos sah, diktierte er mir den Strafaufsatz in die Feder. Er sprach von einem andern «semper idem»: Immer die gleichen Nachrichten kämen von dem Krieg an der Maginotlinie, immer dasselbe, und dann oh Schreck! Vormarsch der deutschen Truppen, Zusammenbruch der französischen Armee, Einmarsch der Deutschen in Paris. Er öffnete mir so die Augen, so dass ich das Kriegsgeschehen besser verfolgen konnte und nach und nach das Unverständliche etwas zu begreifen begann.

Anfangs Mai 1940 blieb das Funkgerät auf einmal ganz still. Es sei zu gefährlich, der Feind könne mithören, erklärte uns Mamma und hatte Angst um Papa. Dann, am Abend, rasten die bei uns einquartierten Verpflegungsunteroffiziere treppauf treppab, suchten Schuhe in der Garage, Mäntel im 3. Stock, packten ihre Tornister, riefen uns zu, dass sich deutsche Truppen

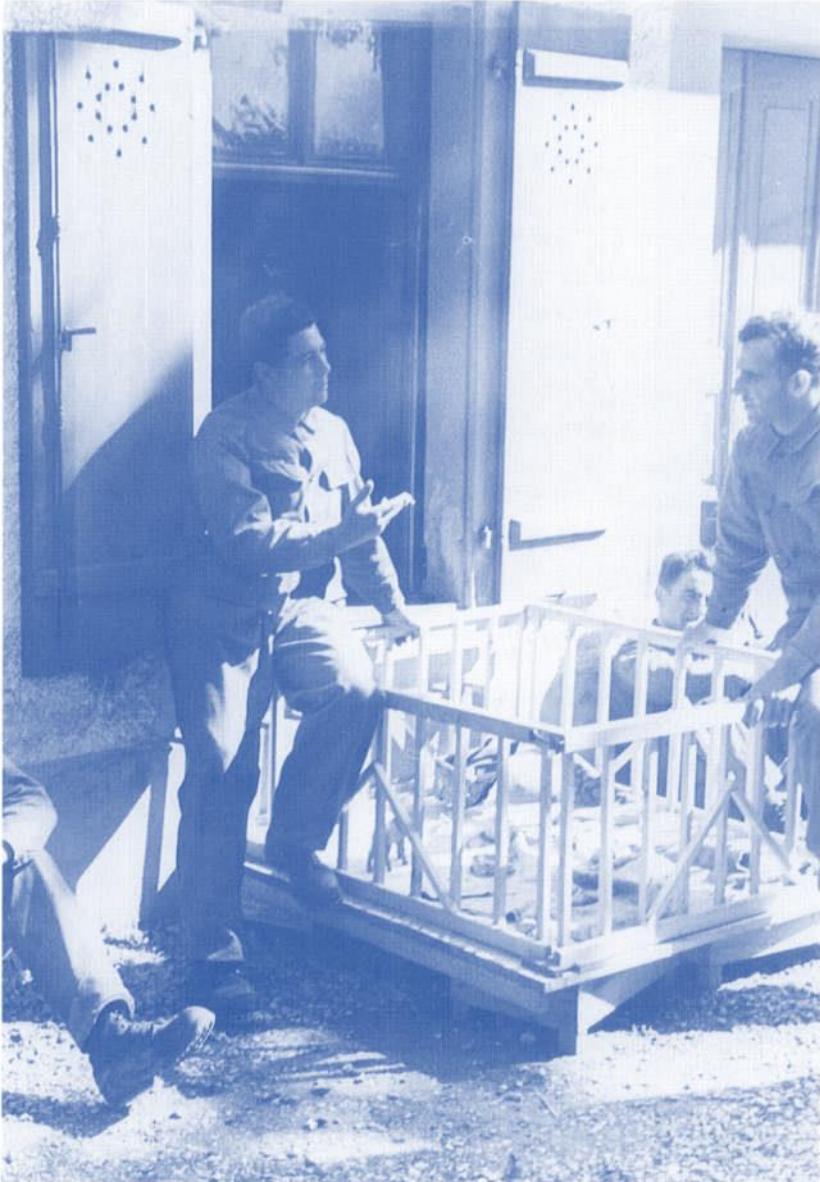


Abb. 12: Einquartierung

Wenn immer möglich, wurden die Armeeingehörigen privat untergebracht.
(Privatbesitz)

bei Basel oder vor Basel ansammelten, und fort fuhren sie auf ihren Velos. Wie jeden Tag brachte ein Militäρχauffeur den Funkern in einem grossen Saurerlastwagen das Nachtessen aus der Kaserne. Viel Benzinverbrauch für einen Kessel mit der Mahlzeit und für einen Kessel mit dem Getränk! Aber an diesem Abend hörten wir weder ein «Hallo» noch Spässe oder Lachen, wie es sonst üblich war bei der Ankunft der Mahlzeiten. Alle Männer machten sorgenvolle Gesichter. Ihre Mienen waren sehr ernst. Mamma befahl uns dann, jedes habe seinen Rucksack zu packen: Zahnbürste, Wäsche, Windjacke, Bergschuhe und nur ein Buch, mehr dürften wir nicht mitnehmen. Dann stellten wir noch ein Liegebett in ihr Zimmer, zwei Brüder schliefen in Papas Bett, eine Postlehrtochter, die nicht jeden Tag nach Hause fahren konnte, schlief auf der Couch, und ich hatte das Liegebett zur Verfügung. Wir fühlten uns trotz der Kriegsbedrohung wohl geboren in dieser unheimlichen Nacht.

Am Morgen telefonierte jemand vom Gemeindeamt. Unsere Familie werde mit einigen anderen nach Quarten evakuiert; unser Haus stehe in der direkten Schusslinie der Artillerie im Falle eines Angriffs auf die Festung Sargans. Mamma antwortete dem Beamten, sie habe das Haus voller Soldaten, sie bleibe hier. Die Kinder aber werde sie zu Verwandten nach Unterterzen schicken. Nach einigem gekonnten Parlamentieren akzeptierte der Beamte natürlich die eigene Organisation meiner Mutter. So fuhren wir drei mit unseren Rucksäcken eine Station weiter. Dort half mein zwölfjähriger Bruder viel im Stall, da ein Onkel und die jüngeren Knechte bei der zweiten Mobilmachung eingezogen worden waren. Ich selbst bin nur einmal um fünf Uhr aufgestanden, meine Lust am Stallausmisten dauerte nicht länger an.

Bald nach Pfingsten waren die Kriegsferien vorbei, wir konnten wieder heimfahren. Aber die Angst war da. Vielleicht würde uns der Krieg auch einmal erreichen. Als dann nach Monaten die Funkstation geschlossen wurde, organisierten wir ein schönes Fest. Später wurde das leere Zimmer an einen Feldpostunteroffizier vergeben.

Für wie lange mein Vater und viele seiner Dienstkameraden in die Lüsis-Kompanie umgeteilt wurden, daran mag ich mich nicht mehr erinnern. Doch so konnten wir Kinder uns wenigstens gut vorstellen, wo er seine Aktivdienstzeit verbrachte. Viele der Männer waren auf der Niedere. Diese

werde befestigt, raunte man. Von diesem kleinen Pass aus, dessen 1800 Meter man vom Lüsis aus auf einem kleinen Zickzackweglein erreichen konnte, sieht man bis ins Rheintal. Jedermann wusste damals irgendwie, dass vom Lüsis auf die Niedere eine Seilbahn gebaut werden sollte. Da die Strasse von Walenstadt damals nur mit dem Fuhrwerk erreicht werden konnte, musste das Drahtseil von Männern hinaufgetragen werden. Dieses Drahtseil wurde also aufgerollt, und eine sehr lange Kolonne von Soldaten trug das Seil auf der Schulter. Als die letzten Männer noch beim Zeughaus beim See standen, marschierten die ersten schon langsam bei unserem Haus vorbei. So musste das Seil mindestens zwei Kilometer lang gewesen sein. Es war noch früh am Morgen, meine Mutter, meine Brüder und ich schenkten den vorbeigehenden Lastträgern Tee aus. Wir hatten immer etwas mitzulaufen, das schien uns lange zu dauern. Auch mussten wir immer wieder grosse Kübel Tee aus der Küche ans Gartentor tragen. Alle wurden wir sehr gelobt von den Soldaten. Nachher sagte Mutter: «Unser Zuckervorrat ist um vieles kleiner geworden.»

Meine Mutter nahm ihre Rolle als «Schweizerfrau in Kriegszeiten» sehr ernst. Bald nach Kriegsbeginn gründete sie im Städtchen allerhand Hilfen, die den Wehrmännern und ihren Familien zugute kamen. Eine ihrer Tätigkeiten während der sechs Jahre umfasste das Besuchen von kranken Soldaten der Festung Sargans. Jeden Montag nachmittag fuhr sie mit dem Velo zum Spital Walenstadt. Dort besuchte sie die Militärpatienten, fragte diese nach Krankheit, Familie und eventuellen Wünschen. Mit ihrem Notizbuch und einem winzigen Bleistift bewaffnet, ging sie von Zimmer zu Zimmer und notierte: Briefpapier, Taschentücher, Unterhosen. Buchtitel und was an Wünschen noch mehr war. Dann machte sie die Einkäufe, die ich dann am andern Tag im Spital zu verteilen hatte. Dies fiel mir anfangs gar nicht leicht. Mit meinen 14 Jahren war ich noch gehemmt, vor allem nicht gewohnt, mit Männern, und dann noch mit kranken, zu sprechen. Auch hatte ich das Pech, dass der erste, den ich nach seiner Krankheit fragte, mir antwortete, man habe ihm einen Nabelbruch operiert. Ich war vollständig verdattert ob dem Gelächter seiner Kameraden. Später tat ich aber dieses Verteilen immer gerne.

Zu Ostern 1941 hatte Mutter irgendwo 100 Eier aufgetrieben. Von wo und wie, weiss ich nicht mehr. Wochen vor Ostern mussten wir alle Zwiebelhäute

aufheben. Am Karfreitag pflückte ich Herbstzeitlosenblätter, Kerbelkraut und Schlüsselblumen. Stundenlang unwickelten wir die Eier mit den Blättern und Blumen, um sie dann im Zwiebelhautsud hart zu kochen. Am Ostermorgen dekorierte ich schöne Körbe, die wir mit den Ostereiern füllten. Dann befestigte ich einen der Körbe auf dem Gepäckträger meines Velos, den andern klemmte ich an die Lenkstange. Heil kam ich mit all den Eiern den Berg hinunter. Später wollte ich ein Stück auf dem Trottoir fahren. Doch dort waren Schienen für die Rollwagen der Weberei. Mein Velo blieb stecken. Die gefärbten Eier rollten wie verrückt überallhin. Hastig las ich diese zusammen, wischte den Staub weg und garnierte die Körbe von Neuem. Bei mir war alle Osterfreude weg. Die kranken Soldaten aber lachten ob dem verunglückten Osterhasen und trösteten mich, dass die Eier ja trotzdem gut und dazu noch schön seien. Überdies sei ihre Freude gross, dass sie trotz Grenzbesetzung und Krankheit einen Osterhasen hätten sehen dürfen. – Am andern Tag fuhr ich ins Welschland in meinem ersten Jackenkleid, das wegen des Sturzes vom Velo nicht mehr als neu bezeichnet werden konnte.

Während der langen Aktivdienstzeit meines Vaters grub mein Bruder unsern Garten um. Leider musste auch ein grosses Stück Rasen mit Gemüse bebaut werden. Unser Gartenkriquet wurde zu einem Minispiel. Meine Mutter und das Dienstmädchen, wenn wir wieder eines hatten auftreiben können, pflanzten und säten. Obwohl ich im Garten nur zum Jäten und Blumenschneiden gebraucht wurde, entschied ich mich nach der dritten Sekundarklasse für eine Gartenbauschule. Dr. Wahlen hatte sogar mich animieren können.

Als ich die Ausbildung begann, war die Anbauschlacht in vollem Gange. In der Schule beschäftigten wir uns ebensoviel mit Schafzucht, Wollespinnen, Hühnerzucht, Bienen, Tabakauffädeln, Getreideernten, Kartoffelstecken wie mit Blumen, Topfpflanzen und anderen speziellen Facharbeiten. Wir Schülerinnen wurden alle überall eingesetzt, da die zwei Männer für all die landwirtschaftlichen Arbeiten nicht mehr genügten. Dr. Wahlen hatte die Anbauschlacht befohlen, diese musste geführt werden. Einmal wurden die schönsten und grössten Pappeln gefällt. Damals brauchte man noch Pappelholz für den Flugzeugbau. Wenigstens brachten diese Pappeln der Schule mehr Geld ein als die Hühner und die Bienen.

Zur Tätigkeit meiner Mutter und ihrer Freundinnen in der Soldatenhilfe gehörte auch die Kriegswäscherei. Wie auch jetzt noch musste jeder Wehrmann seine schmutzige Wäsche in einem Stoffsäcklein nach Hause schicken, von wo dann alles frisch und sauber der Feldpost zum Zurücksenden übergeben wurde. Es gab aber auch alleinstehende Männer. Diese hatten das Recht, ihre schmutzigen Sachen der Kriegswäscherei zu übergeben. Diese Arbeit wurde in Walenstadt von einem Stab freiwilliger Frauen ausgeführt. In der Waschküche des Waisenhauses wurde die Wäsche gewaschen. Einer meiner Brüder holte dann die ausgewrungene Wäsche auf unserem kleinen «Leiterwägeli» ab und zog sie das grosse Stück den Berg hinauf. Diese Wäsche musste ich oft aufhängen. Getrocknet wurde sie wieder ins Städtchen gefahren, wo andere Frauen diese in der Soldatenstube glätteten und versandten. Es klingt etwas lächerlich, der ganze Transport mit dieser Wäsche. Ich begreife erst beim Niederschreiben ganz, dass die Müdigkeit unserer Mutter oft sehr gross gewesen sein muss. Und dass sie uns deshalb wohl manchmal etwas ungeduldig herumgehetzt hat.

Einmal war die Wäsche, die ich aufzuhängen hatte, voller toter Biester. Ich hatte keine Lust mehr, weiter aufzuhängen. Mutter erklärte mir, dass seien ja nur tote Flöhe, ich solle bitte an ihre Freundin denken, die diese Wäsche habe waschen müssen. «In M. wurde eine HD-Strafkolonie entlaust und desinfiziert, hänge bitte etwas schneller auf!» wurde ich ermahnt.

Es wurde immer schwieriger, das Holz für die Wäscherei vom Gemeindeamt zu bekommen. Später erhielt meine Mutter das Holz reibungslos durch die Verpflegungskompanie.

Am 1. Februar 1943 bekamen wir Grossen eine kleine Schwester. Als die Hebamme das Kleine badete und Papa und ich bewundernd zuschauten, läutete das Telefon. Erstaunt hörten wir Mutter schon munter antworten. Das Kompaniebüro musste sofort wissen, wohin das Holz für die Kriegswäscherei zu liefern sei. Wir hörten Mamma danken und genaue Anweisungen geben, dann bat sie, weitere Probleme auf später aufzuheben, sie wünsche etwas zu ruhen, denn vor einer halben Stunde habe sie ein Mädchen geboren. Wir waren sehr stolz auf sie. Es kamen jeden Tag viele Blumen ins Haus, meistens Azaleen, die hatte sie verdient. Am 2. Februar musste mein Vater wieder einrücken.

Als ich die Gartenbauschule abgeschlossen hatte und wieder zu Hause war,

wurde mein Jahrgang (die jungen Burschen waren noch nicht in der Rekrutenschule) eingezogen. Wir mussten entweder in den Landdienst oder in den Luftschutz. Ich habe mich für den Luftschutz entschieden und musste eine dreiwöchige «Rekrutenschule» in Luzern absolvieren. In dieser kurzen Zeit mussten wir neben dem Anlernen der Samaritergrundlagen, dem Funktionieren einer Hyperitengiftungskammer noch Taktschritte klopfen lernen. Mein Vater bemerkte, das sei nur, weil die Deutschen so siegreich seien. Er sehe nicht ein, wie man einen Verwundeten auf einer Tragbahre im Taktschritt aus einem Trümmerfeld wegtragen könne!

Später musste ich dann noch einen einwöchigen Wiederholungskurs mit dem Luftschutz in Walenstadt machen. Als dann die Bomber der Alliierten über unsere Gegend zu fliegen begannen, hatten wir oft Nachalarm. Da hiess es aufstehen, die Uniform anziehen und ins Schulhaus rennen. Dort hatten wir dann geschäftig herumzustehen. Zu meinem Glück gab es in dem Dorf, in dem ich meine Berufsausbildung vervollständigte, keinen Luftschutz. So konnte ich Sack und Pack in Walenstadt lassen.

In Müschwil wachten wir im Winter 1944/45 jede Nacht auf. Schon ziemlich tief überflogen die Bomber den Hinterthurgau. Einmal war nachts der Himmel im Norden schaurig rot. Nach dem langen Bombenkrach war uns diese Röte um so unheimlicher, da wir ja nicht wussten, wo es brannte. Am andern Tag sagte uns der Meister: «Ihr saht Friedrichshafen brennen.» Es war am hellichten Tag: Wir arbeiteten an den Treibbeeten, als ein Bomber ganz tief geflogen kam. Wir sahen plötzlich fünf Männer an Fallschirmen hängen, sie schienen gerade auf uns zuzusteuern. Der Bomber krachte dann beim Weiher, etwas ausserhalb des Dorfes, in die Bäume. Einige der Besatzung landeten ganz nah der Gärtnerei. Wir rannten zu ihnen. Ich bedauerte sehr, dass mich jede Spur von meinem Schulenglisch in dem Moment verliess, als ich es so nötig hätte brauchen können. Nur «Switzerland! Switzerland!» konnte ich rufen. Da schien mir, die Männer sähen erleichtert aus. Ich glaube nicht, dass einer von ihnen verletzt war.

Es geschah im April 1945: An was ich mich am besten erinnere, ist der Geruch. Der starke Geruch von Lisoform. War es an mehreren Tagen, an denen die Kolonnen der merkwürdigen Wagen – ich denke, es waren kleine Camions – durchs Dorf rollten? Auf jeder Seite war ein kleines Fenster auf Gesichtshöhe angebracht. Über dem Fenster leuchtete ein rotes Kreuz.

Wenn die Kolonne vorbeifuhr, wurde der Geruch fast unerträglich. Was wir aber hinter den Guckfenstern sahen, war noch viel mehr. Für ein 20jähriges Mädchen, das trotz des tobenden Krieges seine Jugend und seine Berufsausbildung hatte voll erleben dürfen, war es ein Schreck. Ein bleibender Schock. Hinter den Fenstern war Platz für zwei bis drei Köpfe. Waren es Totenköpfe? Oder lebende Menschen? Rasierte Köpfe mit Augen in tiefen Höhlen und mit abstehenden Ohren. Die Backenknochen waren so markant, als wären es Totenschädel. Es war mir unmöglich, ein Gesicht mit seinen Zügen im Gedächtnis zu behalten. Waren es Männer? Waren es Frauen? Sie schienen kein Geschlecht zu haben. Ich stand am Brunnen und fuhr fort, das Gartenwerkzeug zu waschen. Woher die Menschen kamen, wusste ich. Deshalb war ich auch so aufgewühlt: Die alliierten Truppen waren auf Dachau gestossen und hatten das Konzentrationslager geöffnet. Dann wurden die armen Menschen rasiert, desinfiziert und in die Schweiz in ein Auffanglager gebracht. Noch einmal ein Lager! Viel später erst wurde mir klar, dass jene Menschen weniger schwach waren als Hunderttausende ihrer Leidensgenossen. Ihnen war es noch möglich, während der Reise aufzustehen, um einen Blick durchs Fenster zu werfen. Einen Blick in den Frühling des Jahres 1945 und einen Blick auf ein Mädchen, das in einer grünen Schürze Gartenwerkzeuge von Erde befreite.

Getrübte Freude

Als Kind auf dem Dorf

Geboren wurde ich im Januar 1933. Wohl sah ich die kummervollen Gesichter meiner Eltern, wenn sie aus dem Radio die Reden Hitlers und die Nachrichten hörten. Und wie sie darüber redeten, wie sie unsere achtköpfige Familie durchbringen könnten.

All die Kriegsjahre waren in unserem Dorf überall Soldaten einquartiert. Es wurden viele Mauern im Dorf und durch die Wälder und Wiesen gebaut. Für uns Kinder war es ein Vergnügen, uns zu verstecken und auf den Betonblöcken herumzuhüpfen. Wir hielten uns viel bei den Soldaten auf. Ihre Lieder waren uns bald einmal geläufig.

In unsere Wohnung, die sonst schon zu klein war, wurde tagsüber ein

Uhrmacher-Soldat einquartiert, dem wir auch über die Schultern gucken durften. Unseren Vater mussten wir nicht vermissen, denn er war als HD (Hilfsdienstpflichtiger) im Kirchturm eingeteilt. Dies erzählte ich allen Leuten mit viel Stolz. Die älteren Kinder machten sich einen Spass daraus, die jungen, verliebten Mädchen zu beobachten, die abends zum nahe gelegenen Polenlager pilgerten. Morgens vor der Schule mussten wir aus der Soldatenküche mit dem «Milchkesseli» Kakao holen und vor dem Mittagessen Suppe mit «Spatz»! Einmal die Woche durfte ich zu einer Familie essen gehen. Die Aktion hiess: «Chum go ässe». Aber leider fiel mein Los auf meinen Lehrer. In der Nähsschule strickten wir mühsam Socken für die Soldaten und «Bäbi» für die Flüchtlingskinder. Neben allen diesen Vergnügungen mussten wir aber auch hart arbeiten. Im Wald Holz suchen, im Garten und Haushalt helfen, Ähren sammeln.

Ein Bild kann ich nie vergessen, und es macht mich heute noch traurig, wenn ich das Haus sehe: Es war ein Flüchtlingsheim für Franzosenkinder. Mit tieftraurigen Augen, abgemagert und in alten Kleidern und Schuhen standen sie im Schnee hinter einem hohen Drahtzaun und schauten uns lärmenden und lustigen Kindern beim Schlitteln zu.

Regini, Greti und «Thadi Bäbi»

Als zwölfjähriger Knabe im Herbst 1943 bei der Dorfhebamme in Arbeit

Es war im Jahre 1943. Ich war zwölfjährig und ging in die 5. Primarklasse in Spiringen. Der Krieg tobte immer noch, und es wurde immer schlimmer. Im August fragten mich meine Eltern, ob ich nicht der Hebamme von Spiringen das Vieh besorgen würde. Die Hebamme war weitherum bekannt als «Thadi Bäbi». Hans, ihr Mann, sei für längere Zeit im Militär, und sie bekomme sonst niemanden. Sie wohne bei zwei Schwestern. Ich sei also nicht allein, wenn sie am Tag oder in der Nacht fort müsse. Ich sagte zu, denn das «Thadi Bäbi» hatte auch mir auf die Welt geholfen. Die zwei Schwestern der Hebamme hiessen Regini und Greti. Regini hatte selber Land und Vieh, Greti, das stark gehbehindert war, besorgte den Haushalt. Im September, als das Vieh von den Alpen kam, musste ich antreten. Die Tiere kamen zuerst auf die Herbstweide, wo auch das Vieh von Regini war.



Abb. 13: Kinderarbeit

Das Rossbollensammeln gehörte neben dem Ährenlesen und Brennholzsuchen zu den regelmässigen Aufgaben der Mädchen und Knaben. (Hans Baumgartner)

Am Morgen gingen wir zusammen die Kühe melken, dann das Vieh auf die Weide treiben und den Stall richten. Später musste ich die Milch heimtragen. Das dauerte etwa 20 Minuten. Zu Hause hatte Greti das Morgenessen bereit: viel Rösti mit Spiegeleiern! Vielleicht gab Greti damals dem Bund die Eier nicht nach Vorschrift ab. Aber Greti handelte schon richtig, sie wurden ja auch so gut verwendet. Nach dem Morgenessen hatten wir wieder allerlei Arbeit. Manchmal gingen wir wieder auf die Weide, Streue sammeln. Ich musste die «Burdeli» in den Stall tragen. Am Abend mussten wir wieder das Vieh besorgen und die Milch heimholen. So ging das jeden Tag, bis das Vieh in die «Eigen» kam. Von da an musste ich das Vieh von Hans selber besorgen. Hans hatte noch ein grösseres Schwein, das uns immer wieder den Stall, der aus älteren «Bürten» war, zernagte. Das Schwein hatte nämlich keine Klammern mehr in seiner Nase.

Am 1. Oktober war wieder Schulanfang. In dieser Zeit war ich von der Schulmesse dispensiert. Ich durfte später in die Schule kommen, weil ich

am Morgen melken und das Vieh besorgen musste. Der Schulweg war ein Gang von einer Stunde. Damals hatten wir noch Klosterfrauen in der Schule. Sie fragten mich nie ab, denn sie hatten grosses Verständnis dafür, dass ich leider nicht viel wusste. Erst im November sagten sie zu mir, dass ich wieder einmal etwas lernen müsse. Ich fing an zu weinen und sagte, dass mir die Zeit fehle.

Heute lebt nur noch Hans, er ist über 80 Jahre alt. Ich kann mir gut vorstellen, dass es für Hans nicht immer leicht war im Krieg. Daheim hatte er ja nur einen Schulbuben als Aushilfe!

Salat und Gemüse statt Most und Käse

Als 24jährige Gärtnerin bei der «Anbauschlacht» in der Ostschweiz

Im Herbst 1939 erfuhr mein Beruf als Gärtnerin von Topfpflanzen und Schnittblumen einen ungewollten Wechsel. Ich musste meinen Beruf auf «Landschaft» umstellen und Kundengärten betreuen, während die eigentliche Gärtnerarbeit mehr abends vollbracht werden musste. Aber nicht nur ich als Gärtnerin musste mich umstellen. Überall musste alles intensiver genutzt werden, trotz fehlender Männerhände: Die Hausfrauen mussten einteilen und ausrechnen, wie man mit den Lebensmittelrationen durch den ganzen Monat kam. Nicht allen ist das gelungen!

1940 trat ich eine Stellung in der Ostschweiz an. Hier war ich nur selten in der Gärtnerei beschäftigt, meistens war ich auf dem Friedhof oder in den Kundengärten. Damit ich lernte, wo unsere Kunden wohnten, machte die Gärtnerfamilie mit mir am ersten Sonntag einen Spaziergang durch die Gemeinde. Ich staunte damals schon, wie die «Gemüseplätze» auf dem mageren Boden den Waldrändern entlang angelegt waren. Die Leute dort waren sich nicht an Salat und Gemüse gewohnt, sondern mehr an Most und Käse. Ihnen passte der Plan Wahlen überhaupt nicht. Um zu beweisen, dass sich das Höhenklima nicht für die Anbauschlacht eigne, wählte man möglichst schattige Standorte. Nur auf unserem «Gemüseplatz» gedieh alles wunderbar.

Als Herrschaftsgärtnerin betreute ich einmal nebst Treibbeeten, Treibhaus und Park auch noch 20 Aren Gemüse- und Beerenland. Das war neu umge-

grabenes Land – Rasen und auch ein Tennisplatz. Es sah recht komisch aus, auf rotem Boden Gemüse zu ziehen.

Am Ende des Krieges war ich Gärtnerin in einem Kinderheim. Mein Gemüseland bestand aus 40 Aren, und täglich brachte ich Körbe voll frisches Gemüse ins Heim. Damals lebte im Dorfein Bauer, der sich weigerte, die vorgeschriebene Anbauschlacht mitzumachen. Ihm wurden dann für ein paar Jahre einige Aren Land entzogen. Überhaupt hatte kein Bauer Lust, mehr Gemüse anzupflanzen als vorgeschrieben.

Die Kinder waren trotz der Rationierung gut genährt, und die Ferienkinder aus der Stadt schwärmten trotz des einfachen Essens: Hier lebten sie wie die Fürsten. Nur die Sekundarschüler mit ihrer Jugendzulage und dem grossen Brothunger meinten, zu kurz zu kommen. Jeder bekam einen Brotsack und durfte seine Ration für einen Tag abwägen. Die Köchin war nicht kleinlich und legte gewöhnlich noch ein Stück Brot dazu. Aber es war dann bitter für die Knaben, wenn die Jüngeren ihr Zvieribrot mit Apfel fassten und sie selber nur einen Apfel, weil es nach dem Frühstück und dem Znüni kein Brot mehr hatte. Es dauerte keine Woche, bis wieder einer reklamierte. Natürlich hatte ich als junge Gärtnerin ganz andere Pläne. Eigentlich wollte ich ins Ausland. In meinem Beruf hätte ich mehr Möglichkeiten gehabt als jede Büroangestellte und Krankenschwester. Aber die Grenzen waren zu, und es war für mich dennoch der richtige Beruf.

Blutige Knie

Als Primarschüler auf dem Feld

Um die Versorgung zu sichern, meliorierte man im Zweiten Weltkrieg auch die Moore und Riede. Zu Beginn war es eine mühsame Sache. Die Schilfwurzeln wollten einfach nicht «kapitulieren», sie forderten viel Schweiss und Fleiss. Kühe und Ochsen zogen den Pflug; die Ernte wurde mit eisenbeschlagenen Holzrädern versehenen Wagen in die Scheune gefahren. Traktoren gab es kaum.

Sobald die Getreidefelder abgeerntet waren, nahmen mein Bruder und ich zusammen mit vielen Müttern und anderen Kindern vom Feld Besitz und sammelten die zurückgebliebenen Ähren. Auf den Knien rutschten wir zwei

über die Stoppeln, hamsterten das kostbare Gut, und es störte uns kaum, dass es blutige Knie und Beine absetzte. Dafür gab es keine Rückenschmerzen! Die genauen Zahlen weiss ich nicht mehr. Ich weiss nur, dass es einmal weit über 100 Kilogramm Mehl gab. Wie viele Ähren dazu benötigt wurden, zählten wir nicht, noch rechneten wir es aus. Frühmorgens machten wir uns jeweils auf den Weg, und wir blieben, bis es zu dunkeln begann. Das erregte bei den Hausfrauen offenen Neid und Missgunst, denn mit ihren kleinen Kindern konnten sie nicht so viele Stunden einsetzen, und ihre Ernte blieb entsprechend kleiner.

Bei einem Bauern liessen wir unsere Ernte dreschen, via Dorfbäcker gingen die Körner in die Mühle, und zurück kam herrliches Mehl, ein kleiner Teil ganz weisses und der Rest «Ruchmehl». Der Bund subventionierte uns sogar die Mahlkosten! Für dieses Mehl benötigten wir keine Lebensmittelmarken, diese verschenkten wir an Verwandte. So zauberte unsere Mutter auch mitten im Krieg herrliche Backwaren auf den Tisch, die unvergleichlich mundeten, wussten wir doch, was für eine Riesearbeit dahintersteckte.

In den übrigen Schulferien sammelten wir Tannenzapfen, und zwar bei jedem Wetter. Obwohl der Weg in die Wälder lang und steil war, hamsterten wir so viele, dass die Eltern während mehrerer Winter ausschliesslich damit heizen konnten. Zentralheizungen gab es ja kaum, und der Brennstoff war ebenfalls rationiert. Unsere Stube war jedoch stets warm. Waren die Tannenzapfen nass, ergab das für unsere damaligen Kräfte recht schwere Säcke. Eine harte Arbeit für zwei Primarschüler!

Geld war rar, der Vater oft im Militärdienst, die fünf Kinder wollten aber ernährt werden. Deshalb besaßen wir noch einen recht grossen «Pflanzplätz», wo Unkraut spross und gejätet werden musste. Täglich wollten ausserdem meine Kaninchen ihr Futter, und die Ställe waren zu reinigen. Die Pflege der über zwei Dutzend Tiere erforderte viel Einsatz. Dafür gab es hie und da einen Festtagsbraten. Den Grossteil der schlachtreifen Tiere konnten wir zu einem recht guten Preis verkaufen, denn für Kaninchen benötigte man keine Fleischmarken.



**Eine
gesunde
starke
Jugend**

ist der beste Garant für die Zukunft unserer Heimat. Und welche Eltern hätten nicht Freude an Kindern, die frisch und froh in die Welt blicken, die forsano-segestärkt an Spiel und Sport Freude haben, die in der Schule aufgeweckt sind und ihre Aufgaben mit Leichtigkeit bewältigen!

Forsanose gehört täglich auf den Frühstückstisch, — der Jugend bringt sie ein Plus an lebenswichtigen Aufbaustoffen und hilft so im Entwicklungsalter — den Erwachsenen schafft Forsanose Kraftreserven zu außerordentlichen Leistungen.

Der Gehalt an Vitamine A, B₁ und D wird regelmäßig durch das staatl. Untersuchungs-laborat. (Physiolog.-chem. Anstalt der Universität Basel) kontrolliert

Forsanose

hilft im Entwicklungsalter

große Büchse Fr. 4.-, kleine Büchse Fr. 2.20, erhältlich in jeder Apotheke
FOFAG, FORSANOSE-FABRIK, VOLKETSWIL-ZÜRICH

Abb. 14: Stärkung

Das Frühstücksgetränk Forsanose verspricht Kraftreserven für ausserordentliche Leistungen. («Schweizer Familien-Wochenblatt» vom 15. Juni 1940)

Die vielen Vorschriften von Herrn Wahlen

Als Landwirt, Jahrgang 1903, im Kanton Zürich

In der Zwischenkriegszeit konnten wir zu unserem Landwirtschaftsbetrieb noch ein zweites Gut dazu kaufen. Dazu kamen noch ein Traktor und zwei Knechte. Und dann kamen die vielen Vorschriften von Bundesrat Wahlen. Unser Traktor war in der ganzen Umgebung der einzige. Ich musste unzählige fremde Streuwiesen zu Ackerboden umpflügen. Zum Glück bekam ich von der Obrigkeit immer genügend Brennstoff (trotz Rationierung). Auch mussten wir und einige andere Bauern viele Hektaren Streuland meliorieren lassen und zu Ackerland umpflügen. Da wir aber dieses zähe Land mit unseren einfachen Ackerbaugeräten nicht selber kultivieren konnten, verpachteten wir alles der Stadt Zürich. Diese pflügte, eggte und kultivierte das Land mehrere Jahre in vorbildlicher Weise mit nur sechs schweren Ochsen. Weil ich wie andere Bauern an der Grenze Wache stehen musste und nicht wusste, wie die Zeit totzuschlagen, musste mein alter Vater mit den Knechten alleine das grosse Heimwesen bewältigen. Trotz der Nützlichkeit der Anbauschlacht kann ich mich heute noch nicht mit dem Ackerbau-minister Wahlen befreunden, der konnte ja nur vom grünen Tisch aus befehlen! Zum Beispiel rechneten die Herren im Regierungsgebäude in Zürich aus, ich hätte einige Aren zuwenig Ackerland, ich müsse demzufolge 2'000 Kilogramm Heu abliefern. Auf meinen Rekurs hin schritten zwei Behördenmitglieder zu Fuss meinen ganzen Betrieb ab. Zum Glück tolerierten dann die Herren in Zürich diese Ausmesserei mit nur den Schritten nicht, und ich musste kein Heu abliefern. Ich musste auch ein grosses Stück Wald roden, das hiess, den Wald gründlich ausgraben, damit er auch als Ackerland gebraucht werden konnte. Aber diese Arbeit konnte ich nicht selber in nützlicher Frist erledigen. Zum Glück hatte es ganz in der Nähe ein Polenlager. Von diesen Polen wurden mir zehn zur Waldrodung zugeteilt. Mit genügend Most und einem «Zabig» leisteten diese sehr gute Arbeit, und ich musste dem Bund keinen Franken Entschädigung abliefern.



Abb. 15: Tafelobst aus Mannenbach (TG)

Das Fehlen von Pferden zwang auch die Jüngsten zur Arbeit. (Hans Baumgartner)

Ja, so war's

Als Mutter. Haus- und Geschäftsfrau. Jahrgang 1907, in einem Innerschweizer Städtchen

Anno 1939 war ich unpässlich, und somit wollte ich mich in Oberägeri etwas erholen. O weh – nach drei Tagen kam die schreckliche Nachricht: «Alles einrücken!» Und das gab meinen armen Nerven den Rest. Blutarm,

weil ich dazumal ein Kind verloren hatte, kehrte ich auf schnellstem Wege wieder heim. Da waren auch schon unsere zwei Wehrmänner eingerückt. Im Städtchen Sempach führten wir einen Käserei- und Molkereibetrieb und fabrizierten jeden Tag drei grosse Emmentaler, etwas Tilsiter und einen schönen Butterberg. Zum Glück erhielten wir schnell eine Aushilfe, und weil wir ja ein sehr wichtiges Lebensmittelgeschäft führten, kamen auch bald wieder unsere Soldaten zurück. Mein Mann war zwei Zentimeter zu klein und damit dienstuntauglich. Das brachte ihm der Erste Weltkrieg ein, denn mit 15 Jahren konnte er auch nicht mehr in die Schule, sondern musste für seine Brüder im Geschäft eintreten. Und durch die schwere Arbeit blieb bei ihm das Wachstum aus. So waren wir beide von Jugend an nicht verwöhnt und hatten gelernt einzuteilen. Aber die schwere Arbeit machte uns im Alter krank.

Es gab auch für mich immer wieder schwere Arbeit. Für den Haushalt hatte ich eine Lehrtochter, und wir arbeiteten Hand in Hand, und somit war ich Mutter, Haus- und Geschäftsfrau. Die Milch annehmen und verkaufen. Buttern und schweren Käse herausnehmen helfen. Die waren allemal über 110 Kilogramm schwer, und so fiel ich auch zweimal vornüber und quetschte mir dabei die Rippen. Das war der Anfang des Zweiten Weltkrieges. Vermehrt Arbeit gab es auch durch die Rationierung. Sonntags mussten die drei älteren Buben von acht, neun und zwölf Jahren mit mir die «Märkli» sortieren und einkleben. Und alles musste mit dem Verkauf der Ware übereinstimmen. Durch die «Märkli» gab es auch viel Verdruss und Klagen, ja, es brach einem oft das Herz. Denn es gab damals viele ältere Leutchen, die von Suppe und Milch lebten. Ihnen ging durch die Rationierung viel ab. Es tat einem oft weh, wenn man ihre Tränen sah, dann konnte ich nichts anderes tun, als ihnen ein gutes Mass einschenken, wenn dies niemand merkte. Ansonsten hätte es für uns noch eine schwere Bundesstrafe gegeben. Es gab auch noch viele ältere und jüngere Lungenkranke, denen besonders die Butter fehlte. Diesen armen Kranken halfen wir mit etwas Butter nach und opferten für sie unser eigenes Butterbrot, denn unsere gute eigene Kost gab uns ja das nötige Eiweiss. Einmal gab es mit den «Märkli» eine Aufregung: Wir verstaute die frisch eingeklebten «Märklibogen» in einer Schublade. O weh! Mit Leim fängt man die Mäuse. Die hatten alles kleingemacht für die Jungen, und so mussten wir eine Schachtel voll Kunterbuntes

dem Bundesamt verschenken. Zum Glück hatten wir vorher alles gut notiert und dadurch einen guten Nachweis. Aber war die Arbeit nur so viel wert, dass sie von den Mäusen gefressen werden konnte?

Nebenbei wurde ich auch noch vom Kantonalen Frauenbund Luzern damit beauftragt, Mädchen-Schulklassen für den Landdienst bei Bauernfamilien zu besorgen. Das gab mir die Verantwortung, für ganz junge Mädchen zu sorgen.

Indessen wurden wir eine zehnköpfige Familie. Dazu kamen die Angestellten, und so sassen 14-15 Personen am Tisch. Der Vater kränkelte, und so waren wir direkt froh, als die Internierten kamen. Wir konnten sie einsetzen, um das viele Holz zu spalten, und ich hatte das schöne Glück, einen Soldaten zu bekommen, um die grossen Gemüsegärten neu zu bepflanzen. Dies war für mich eine grosse Wohltat.

Nun ging es auf Heilige Weihnachten zu. Da berichtete mir eine gute Bekannte, ihr Bruder sei mit fünf Kameraden ganz abgelegen an der Grenze zu Österreich. Diese wollten auf Weihnachten desertieren, denn daheim hätten sie Frau und Kinder und fast nichts zu essen. Ich konnte gut helfen, mit guten Worten und einem schönen Weihnachtspaket. Alles war in Butter! Inzwischen waren in der Gemeinde Hunderte von Internierten untergebracht: Polen, Weissrussen, Deutsche. Waschen mussten sie selber, der Frauenbund übernahm nur das Flickern. Ich wurde mit der Organisation dieser Flickerei beauftragt. Das war eine schöne Bescherung, denn niemand hatte Zeit. Was man nicht mehr flicken konnte, ersetzte ich mit älteren Hemden, die ich zusammenbettelte. Ganze Beutel mit Wäsche übergaben mir arme Familien, und ich bezahlte sie dafür mit Käse und Butter. Dann konnte ich bis spät in die Nacht hinein flicken.

Und dann kamen die Polen und Weissrussen ins Tessin, und sie wurden mit unserem Militär dafür eingesetzt, Strassen zu bauen. Als er wieder zurück nach Deutschland fahren musste, weinte der Mülhauser Soldat und sagte: «Jetzt komme ich gar nie mehr zu meiner lieben Frau und den drei kleinen Kindern.» Es war der Internierte, der mir die Gärten so gut pflegte. Jahrelang schon hatte er seine Familie nicht mehr gesehen. Unsere kleine, liebe Heide war damals ein Jahr alt, und er sagte mir: «Als ich fort in den Krieg musste, war meine jüngste Tochter grad so alt wie das Heidele jetzt.» Er nahm unser Kind und herzte es, dabei bekam er einen Weinkrampf. Darauf nahm ich

ihm die Weste ab und nähte ihm einen Talisman hinein. Ja, er musste doch zum letzten Kampf gegen den Russen, und alle seine Kameraden kamen dabei ums Leben. Lange Zeit nach dem Krieg berichtete uns die Frau, ihr Mann lebe, das Kreuzlein, mein Talisman, habe ihn gerettet. So hat sich die Güte und Nächstenliebe gelohnt.

Auch unsere guten Soldaten hatten bald genug von ihrem Wehrdienst. So kam auch eine Gruppe müder und verdreckter Walliser Männer ins Städtchen und besetzte einfach die Scheune vom Nachbarn. Ich war im Geschäft und hörte einen heftigen Krach. Und ich sah, wie die verdreckten Soldaten den Bauern zusammenschlugen, und drei sprangen dem Lehrling nach und schossen mit blinder Munition auf ihn. Vor dem Scheunentor standen zwei beladene Wagen, die der Bauer noch ins Trockene bringen wollte, denn auch vom Himmel krachte und blitzte es ganz heftig. Mir wurde übel, und ich konnte nicht einspringen. Der letzte Kampf im Zweiten Weltkrieg endete für mich noch vor dem Militärgericht. Ja, so war's.

«Ich war nicht die einzige, die in den Landdienst ging ...»

Als Basler Handelsschülerin auf einem Bauernhof in der Nähe von Sempach

Ich war natürlich nicht die einzige, die in den Landdienst ging. Aber die aus dem Mädchengymnasium mussten immer nur ins Baselbiet: Erstens gab es dort nur schöne und grosse Bauernhöfe, und zweitens waren es alles kontrollierte Güter. Wir von der Handelsschule wurden hingegen über die ganze Schweiz verteilt, je nach Konfession in eine entsprechende Landesgegend. Einige von uns mussten sogar in der Hotellerie aushelfen.

Anno 1943 musste ich meine Diplomarbeit schreiben und einige mündliche Prüfungen ablegen. Aus diesem Grund konnten wir uns damals entweder dispensieren oder in unmittelbarer Nähe vom Wohnort einsetzen lassen. Ich selber blieb in Riehen und arbeitete bei der Familie einer meiner Schulfreundinnen. Das war also kein Problem. Ich ging ja dort auch immer ein und aus. Im Sommer 1944 hingegen musste auch ich wieder gehen, dieses Mal nach Sempach – natürlich in die katholische Innerschweiz: Wir kamen in einer Gruppe in diesem Sempach an und wurden im Bahnhof in einen kleinen Saal geführt. Dann wurde gerufen: «Wer will zu sieben Kindern?»

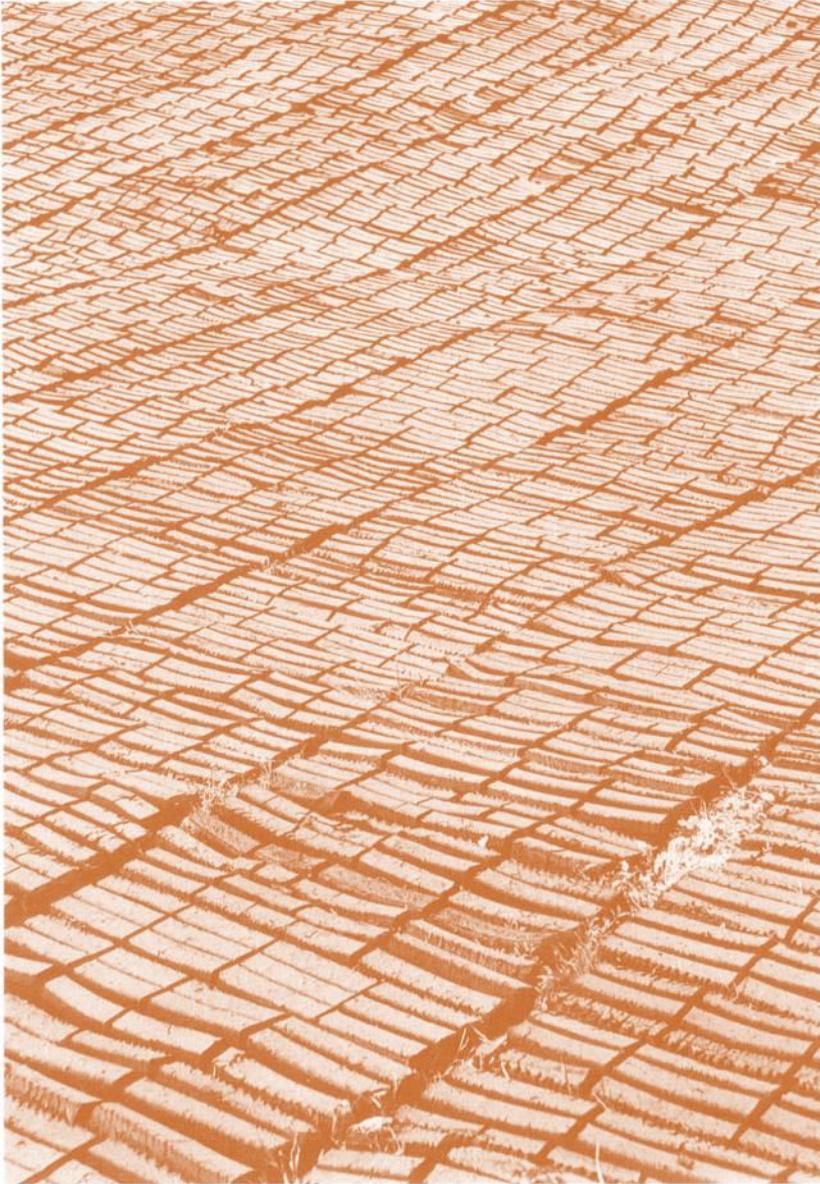


Abb. 16: Torffeld im Luzernbiet

Der Torf wurde nach dem Stechen zum Trocknen ausgelegt oder ziegelförmig aufgeschichtet. Später diente er als Brennmaterial. (Hans Baumgartner)

«Wer will zu neun Kindern?» «Wer will zu elf Kindern?» Und alle wollten zu diesen vielen kleinen Kindern. Ich selber dachte mir: «Ich warte halt einmal. Vielleicht gibt es irgendwo in der Innerschweiz auch noch Familien mit weniger Kindern.» Gegen Ende wurde bekanntgegeben, dass es noch einen grösseren Bauernhof gebe, ein wenig abgelegen halt, aber dort habe es noch keine Kinder. Da sich niemand meldete, fand ich, dies, könne ja nicht viel schlimmer sein als mit vielen kleinen Kindern. Die Frau aus Sempach, die das alles organisierte, sagte zu mir: «Wenn es dir zu streng ist, dann musst du mir telefonieren.» Gut, ich wartete also, bis der «Charrer» mich abholte. Der «Charrer» war für die Pferde verantwortlich und neben dem Meisterknecht und dem Melker, der die Kühe unter sich hatte, der wichtigste Mann auf einem Bauernhof

Wir fuhren also los, und das erste, was ich bei unserer Ankunft sah, war ein riesiger Hund. Aber schon trat die Bäuerin aus dem Haus, die dem Hund erklärte, wer ich sei. Diese Bäuerin – eine grosse, stattliche Frau – war noch nicht 30 Jahre alt. Ich ging mit ihr hinein, sie zeigte mir mein Zimmer, das ich mit der Magd zu teilen hatte, mit schönen «ghiiüslete» Decken. Es sah alles sehr freundlich aus, aber ich stellte mir vor, dass das ein zünftiger Bauernhof mit entsprechend viel Arbeit sei. Nach dem Auspacken ging ich sofort zur Bäuerin in die Küche. Dort standen ein riesiger runder und ein länglicher Tisch. Die Bäuerin erklärte mir, dass am grossen runden Tisch das «Mannevolch» und am länglichen Tisch das «Frouevolch» sitze – da wurde also auch heim Essen streng getrennt, nicht nur in der Kirche. Dann hiess es gleich mit der Arbeit beginnen: Wir mussten für das Nachtessen einen riesigen Berg Kartoffeln rüsten, Kaffee vorbereiten und Käse bzw. «Anke» bereitstellen. Alles wurde schön sorgfältig aufgetragen – nicht so wie heute in den Beizen – und später noch der Tisch für die Frauen gedeckt. Das war ein Grosshaushalt: Hier lebten die Bäuerin und der Bauer – später die fünf Kinder –, zwei Nichten der Bauersfrau, eine resolute 20jährige Magd, ein Meisterknecht, ein Melker, ein «Charrer» und je nachdem fünf bis sechs Knechte. Das Haus war also sehr gross.

Spätestens um sechs Uhr stand ich auf, musste ich doch jeden Tag vor dem Morgenessen alle Betten machen und die Zimmerböden aufwischen. Dann ging man in die Küche den Herd anfeuern – einen Holzherd – und die Rösti machen für den ganzen Haushalt. Die hatte dann schön zu sein; die Leute

wollten kein Gekotz, wie sie selber sagten. Die Magd deckte den Tisch und holte frische Milch. Nach dem Morgenessen rüsteten wir zwei zusammen das Gemüse, wuschen den Salat, bereiteten die Suppe und das Fleisch vor, deckten den Mittagstisch – und dann hiess es das Znüni paratmachen. Schwer bepackt mit dem Essen ging's hinaus aufs Feld zu den Leuten, nachher wieder zurück, um das Mittagessen zu kochen. Der Salat hatte auf dem Tisch zu sein, wenn die Knechte zurückkamen. Vor dem Essen mussten sie ihr Oberhemd ausziehen, sich waschen und vor dem Hineingehen ihre Schuhe ausziehen; niemand durfte verdreht ins Haus – darauf bestand die Bäuerin! Die Frauen hatten nämlich keine Zeit, jeden Tag zu putzen. [...] Später musste man das Nachtessen vorbereiten: Suppe, «Gschwelli» oder Rösti mit Salat und Käse, Brot mit «Anke» und Konfitüre. Fleisch gab es nur zum Mittagessen. Das Essen war sehr gut. Ich konnte aber nicht alles essen, was auf den Tisch kam. Ich wäre wahrscheinlich krank geworden, wenn ich zuviel gegessen hätte – nach der durchsichtigen Milch in Basel! Hier gab es ja richtigen Käse und richtige Eier. Nach dem Essen hiess es wieder abwaschen, aufräumen und Gemüse rüsten für den nächsten Tag. Dann setzten sich die Frauen hin und flickten Socken, die Männer durften Zeitungen lesen bzw. Radio hören. Es wurde auch politisiert: Die Männer kommentierten die Nachrichten, und die Frauen hörten zu! Um halb neun Uhr waren aber alle im Bett, todmüde, Männer wie Frauen.

Das Besondere an diesem Hof in Sempach war, dass die Bäuerin und der Bauer im Erdgeschoss ihre eigenen Wohnräume hatten: Stube, Schlafzimmer, Büro – und ein Badezimmer! Das durften wir Mädchen dann am Samstag benutzen. Aber nur die Mädchen. Die Männer mussten sich draussen oder im Stall waschen. Es hatte übrigens einen Hühnerhof, etwa 50 Schweine – alle mit Auslauf. Damit hatten die Frauen aber nichts zu tun. Sie mussten nur die «Suipfi» aus den Küchenabfällen und Knochen kochen. Es gab auch noch 56 Kühe, für die der Melker verantwortlich war. Dieser ging nur dann aufs Feld, wenn im Stall alles erledigt war. Wurde den Kühen ein Stier zugeführt, mussten wir Frauen ins Haus. Wir durften nicht zusehen, auch nicht aus dem Fenster schauen. Zum Hof gehörten noch drei Pferde, die man ab und zu auslieh, aber nur mit dem «Charter» zusammen. Es hatte noch einen Traktor und einen Jeep, für die wir gegen Rationierungsmarken auch Benzin erhielten. Mit dem Jeep fuhren wir am Sonntag auch nach

Sempach hinunter in die Messe. Ich lief aber lieber zusammen mit der Magd über die Wiesen.

Nach der Messe waren alle Geschäfte geöffnet: Die Bäuerin, die Magd und ich gingen einkaufen, und wir schrieben alles in einem Buch auf So kauften wir z.B. Reis, Zucker, Bouillonwürfel, Teigwaren, Sprit – immer mit Rationierungsmarken. Einmal im Monat wurde bezahlt, und zwar bar, man tauschte nicht. Am Schluss meines Landdienstes bekam ich von der Familie Mehl, einen Korb voll Eier und ein bisschen «Anke». Wir selber mussten ja unsere Rationierungsmarken, die wir zu Hause bekommen hatten, in den Landdienst mitnehmen und der Bauersfrau abgeben. Aber zurück zum Einkaufen: Während wir drei also im Dorf herumeilten, gingen die Männer in die Beiz, um einen zu trinken und das Neueste zu erfahren. Dort wurde dann darüber getratscht und geklatscht, was auf welchem Bauernhof geschehen sei... Das waren also die Männer!

Wäsche gewaschen wurde natürlich auch. Einmal im Spätfrühling und frühen Herbst machte man auf diesem Hof die ganze grosse Wäsche. Zwei Frauen aus Sempach erledigten das. Das ging so: Am Montag mussten wir Frauen alles bereitlegen, schön sortiert selbstverständlich, die Männer die Holz- und Blechzuber aufstellen. In die Holz- und Blechzuber kamen die «Asche» und die Bleiche, in den Blechzuber machten wir Frauen die Wäsche parat. Wir mussten auch genug Holz zutragen, die Männer schlossen die Wasserleitungen an. All das geschah am Montag, damit am Dienstag gewaschen werden konnte. Am Dienstag morgen tauchten die Frauen aus dem Städtchen auf. Zuerst einmal assen sie «Zmorge», zogen sich um – und dann mussten wir nur noch rennen: diese Wäsche, jene Wäsche, da ein wenig Holz bringen, Znüni machen, und das zweimal. Das dauerte zwei Tage! Die ganze Wäsche musste natürlich aufgehängt werden. Zwei der Knechte installierten zwischen zwei Bäumen eine riesige Wäscheleine mit Bohnenstangen als Stützen. Das Aufhängen der Wäsche war unsere Arbeit, nicht diejenige von den Waschfrauen. Diese hatten sonst genug zu tun mit der Wäsche des ganzen Sommers: Bettwäsche, Tischwäsche, die Kleider von allen... Die Knechte wuschen ja nicht selber. Am Abend musste dann die ganze Wäsche abgenommen und am nächsten Morgen auf die Wiesen gelegt werden, damit sie ganz weiss wurde. Gebügelt wurde später von allen, die weiblichen Geschlechts waren. Am dritten Tag kam die kleine

Wäsche dran – dafür reichte eine Frau. Die andern legten die Wäsche zusammen und sortierten sie in die Zainen (Waschkörbe).

Das alles wurde von der Bauersfrau organisiert, die eigentlich gar keine Bäuerin war: Sie kam vom Büro. Einmal erzählte sie mir auch, dass sie es sich einige Male überlegt habe, ob sie überhaupt einen Bauern heiraten soll. Sie sagte damals zu mir: «Weisst du, ich sagte ihm, er sei schon recht, aber ein Bauer ... Nein, auf keinen Fall! Er gab aber einfach nicht nach. Und das zweite Mal sagte ich ihm, er sei schon recht, aber diese Arbeit... Das kann ich nicht!» Er versprach ihr, sie bekomme eine Magd und alles, was sie wünsche. Er wollte einfach sie und keine andere. So sagte sie ja. Sie konnte organisieren und arbeiten, aber sie wusste genau, wo ihre Grenzen lagen. Und die Arbeit gefiel ihr.

Das Schönste war jedoch, dass die Knechte am Sonntag in der Stube assen – nur die Knechte! Die Frauen mussten draussen bleiben und servieren. Nach dem Essen bekamen die Männer einen Kaffee mit «Träsch» und durften Grammophonplatten anhören oder den Radio anstellen. Bei schlechtem Wetter wurde dann in der Stube auch getanzt. Ich selber konnte damals ja noch gar nicht tanzen, aber dort oben habe ich es gelernt. Die Knechte gingen am Sonntag nie fort – äusser zur «Schlachtchilbi» –, sie blieben nach dem Essen auf dem Hof.

In offizieller Mission

Als 22jähriger Fourier und kaufmännischer Angestellter im Dezember 1944 mit dem Roten Kreuz nach Belgien

Als ich im Kriegsfrühling 1942 während meiner Rekrutenschule den Entschluss fasste, Fourier zu werden, konnte ich nicht ahnen, dass ich einmal die Gelegenheit bekommen sollte, noch während des Krieges, sozusagen in offizieller Mission, in ein kriegsführendes Land zu reisen. Während eines Aktivdienstes im Sommer 1944 wurde ich vom Schweizerischen Roten Kreuz angefragt, ob ich mich nach Kriegsende als Fourier für eine Ärztemission ins Ausland zur Verfügung stellen würde. Ich schickte den Fragebogen ausgefüllt und unterschrieben nach Bern zurück und vergass nach der Entlassung bald, wozu ich mich bereit erklärt hatte.

Am 16. Dezember 1944, genau am Tag, als in Belgien die Deutschen den wahnwitzigen Versuch unternahmen, mit der Ardennenoffensive eine Wende im Krieg herbeizuführen, bekam ich einen Anruf des Schweizerischen Roten Kreuzes: Ob ich in acht Tagen mit einer Mission nach Belgien reisen könne? Die Schweizer spende wolle den kriegsgeschädigten Belgiern grössere Mengen Lebensmittel schenken, deren Verteilung ich in Zusammenarbeit mit dem Belgischen Roten Kreuz zu organisieren hätte. Ich war 22 Jahre alt, frei und unternehmungslustig und sagte ohne lange Diskussion zu. Es war mir klar, dass diese Reise ein Wagnis war. In Ostfrankreich, in Belgien und Holland wurde noch gekämpft, wenn sich auch der Sieg der Westmächte schon klar abzeichnete. Äusser einer nicht zu leugnenden Abenteuerlust war ich vom Drang beseelt, einen positiven Beitrag zur Linderung des Kriegselends zu leisten. Und ebenso wollte ich eine gute Tat für mein Land vollbringen. Das Image der Schweiz war bei den Westalliierten auf einem Tiefpunkt. Unsere Regierung hatte in ihren Augen die deutsche Industrie zu stark begünstigt und den Warenverkehr zwischen den Achsenmächten durch unser Land geduldet. An die deutsche Ostfront hatte die Schweiz vor nicht zu langer Zeit, auf Initiative von Divisionär Eugen Bircher, Ärztemissionen entsandt. Und nun konnte ich an der ersten Mission der Schweiz in den Westen teilnehmen!

Am kalten zweiten Weihnachtstag des Jahres 1944 standen kurz nach Mittag im Bahnhof Neuenburg ein gutes Dutzend Schweizer Krankenschwestern in ihren Trachten, zwei Ärzte, eine Ärztin und ich in Zivil mit Rotkreuzarmbinden sowie ein Delegierter des Schweizerischen Roten Kreuzes zur Abfahrt nach Paris bereit, das wir 20 Stunden nach Abfahrt erreichten. Drei Tage später bestiegen wir dann ein Schienenauto nach Brüssel.

Nach einem herzlichen Empfang durch den Chef des Belgischen Roten Kreuzes erlebten wir am Neujahrstag 1945 in Brüssel einen von der englischen Fliegerabwehr abgeschlagenen deutschen Luftangriff. Am 2. Januar 1945 errichteten wir in drei besonders verwüsteten belgischen Ortschaften die ersten Missionen. Die Ärzte und Krankenschwestern bestimmten die Kategorien (Schwangere Frauen, Kleinkinder, Kranke), welche regelmässig Rationen von Kondensmilch, Käse und Stärkungsmittel zugeteilt erhielten. Unsere «Mission Medico-Sociale Suisse» wurde rasch beliebt. Und wir spürten die Sympathie, die unserm Land entgegengebracht wurde.

Es brauchte viel Improvisation, um die Versorgung der Missionen mit den aus der Schweiz eingetroffenen Lebensmitteln zu bewerkstelligen. Das Belgische Rote Kreuz verfügte über einen nur kleinen Motorfahrzeugpark, und so mussten wir uns auf dem freien Markt nach Transportmöglichkeiten umsehen. Alte Camions, die man während der deutschen Besetzung versteckt hatte, wurden aufgemöbelt und waren entsprechend pannen anfällig. In den ersten Wochen erlebten wir fast täglich Angriffe der deutschen Vergeltungswaffe VI, einer acht Meter langen Flügelbombe, die von der deutschen Eifel aus abgeschossen wurde. Die Belgier nannten sie «fliegende Hunde». Man hörte sie von weitem durch ihr Riesengeknatter. Englische Fliegerabwehr-Regimenter, hauptsächlich aus Frauen bestehend, feuerten auf sie. Bei klarem Wetter konnte man von blossen Auge ihre Flugbahn verfolgen; wurden sie getroffen, explodierten sie in der Luft, und die Gefahr war vorbei. Gefährlich aber wurde es, wenn das Motorengeknatter verstummte, dann setzten sie zu ihrem vernichtenden Sturzflug an. Dann hiess es in Deckung gehen. Man kroch am besten unter die schweren Eichentische, die fast in jedem belgischen Haus vorhanden waren und auch bei Hauseinstürzen meistens standhielten.

Nach Vertreibung der Deutschen aus Ostbelgien errichteten wir auch in den Ardennenstädtchen Bastogne und Houffalize Missionen. Hier waren wir besonders willkommen. Die Missionsmitglieder wurden nach drei Monaten ausgewechselt; das Rote Kreuz in Bern entschied, die Tätigkeit bis in den Sommer auszudehnen. Ich war der einzige, der von Anfang bis Ende dabei war. In den ersten Augusttagen 1945 kehrte ich wohlbehalten und zufrieden in unser unversehrtes Land zurück.

Einschränkungen und Ungereimtheiten

Pneus, Rationierungsmarken und eine Geldstrafe

Als Schüler in St. Margrethen

Wir hatten ja riesiges Glück, dass unser Land von all den Kriegswirren nur am Rande berührt wurde! Zusammen mit den vorausgegangenen Krisenjahren hat uns gerade diese unsichere, vor allem aber entbehrungsreiche Zeit doch sehr geprägt.

In St. Margrethen, kaum hundert Meter von der Landesgrenze entfernt und in armseligen Verhältnissen aufgewachsen (der Vater gestorben, die Mutter behindert), war ich gerade zwölf, als der Führer «seine» Ostmark «heimholte». Mit einem Schlag brach der kleine Grenzverkehr zusammen. Zuvor hatten wir Jugendlichen uns doch frei, meist ohne Ausweis, über die Grenze bewegt, um unsere Schulkameraden ennet dem Rhein zu besuchen.

Schon damals im Februar 1938, erst recht aber nach Kriegsausbruch wurde die Versorgungslage im Reich (natürlich nur für die Zivilbevölkerung) schlechter. Die immer kleiner werdende Schar von Grenzgängern musste laufend Mangelware hinüberschmuggeln. Auch Velopneus waren sehr begehrt. Ich konnte mir ein kleines Zubrot verdienen, indem ich die vom Händler mit neuen Garnituren versehenen Velos abholte. Ich durfte für einmal tun, was jeder Bub gern macht: so richtig nach Herzenslust in den Pfützen herumfahren, damit der Grenzer nichts merken sollte!

In der Schweiz hatte man aus den Nöten des Ersten Weltkrieges doch einiges gelernt, und das OKK [Oberkriegskommissariat] rief die Bevölkerung immer wieder zum Anlegen von Notvorrat auf. Unsere Familie war aber wie gesagt so mausarm, dass es ja nicht einmal für heute, schon gar nicht für morgen oder gar für übermorgen reichte! Welch ein Glück, dass die Gemeinde für solche Fälle vorgesorgt hatte! Wir durften Rationierungsmarken samt einem Gutschein zum Nachbezug eines bescheidenen Vorrats in Empfang nehmen!

Weniger human zeigte sich später mein Lehrmeister. Er verlangte von mir, ihm meine Mahlzeitencoupons zu überlassen: «Du hast ja ohnehin kein

Geld, um dir an den Schultagen etwas Warmes zu kaufen, ich aber habe noch gesellschaftliche Pflichten!»

Unsere überalterten, zahmen paar Hühner blieben Mutters treue Begleiter, obschon sie kaum Lust verspürten, hin und wieder ein Ei zu legen. Sie teilten mit uns die spärlichen Küchenabfälle wohlhabender Leute. Pro Person und Monat wurden eineinhalb Eier zum Selbstverbrauch zugestanden. Wie konnten wir aber das vom OKK geforderte Plansoll erfüllen? Überhaupt nicht! Die Mutter wurde zu einer Strafe von 50 Franken oder zehn Tagen Gefängnis verurteilt! Trotz wohlbegründeten Gesuchen um Einsehen oder Reduktion wurde dieses Urteil rechtskräftig. Erst nach Kriegsende erfuhr man, welch umfangreicher Schwarzhandel vor allem im Welschland betrieben wurde. Doch wo kein Kläger ist, ist auch kein Richter!

Diese entbehrungsreiche Zeit hat uns immerhin gelehrt, wie man gesünder leben kann – Übergewichtige waren eine Seltenheit. Ich für meinen Teil lebe seither viel bewusster und bin dankbar für alles, was einem das Leben so bietet. Welch lächerlich kleines Opfer ist es doch, ein bescheidenes, ja anspruchsloses Leben zu führen gegen die höchsten Werte dieser Welt: Gesundheit und Frieden mögen uns auf Dauer erhalten bleiben!

Milch und Menschlichkeit

Als Lehrling in einer Molkerei in Niederuzwil

Im Jahre 1949 wurde K. M., Molkereibesitzer, verurteilt, weil er während der Kriegszeit kinderreichen Familien, deren Mütter manchmal um etwas mehr Milch bettelten, ohne Marken und Mehrverdienst, einfach aus Mitleid, etwas entgegengekommen war. Vom damaligen Gemeindeammann und späteren Nationalrat wurde er aus politischen Gründen angeklagt. Nebst einer beträchtlichen Busse, die er sofort bezahlte, musste er noch wie ein gemeiner Verbrecher eine unbedingte Strafe in Saxenried abbüssen. Kurze Zeit darauf, am Karfreitag, starb der allseits beliebte und sehr geachtete Mensch ob dieser Unmenschlichkeit.

Rationierungsmarketi, eine Banane und ein deutscher Nachbar

Als Schülerin in der Ostschweiz

Zu meinen Erinnerungen 1939-1945 zählen Sparrezepte in der Küche und Restenverwertung, der Kuhhandel mit Mahlzeitencoupons und Rationierungsmarken (kinderreiche Familien auf dem Land tauschten Schokoladenmarken gegen solche für Mehl und Fett) und das Ährenlesen auf dem Feld als Weihnachtsgeschenk für Mutter (da ich fleissig war, kam ich jedesmal auf ungefähr 3 Pfund Weissmehl, 4 Kilogramm dunkles Mehl und eine Mahlprämie von etwa Fr. 1.80). Es gab Schokoladenstengeli mit Feigen statt Schokoladenfüllung, und im Restaurant konnte man Kuttelgerichte ohne Mahlzeitencoupons essen (womit auf Kutteln spezialisierte Wirte zu ansehnlichem Vermögen kamen). Rar und extrem teuer waren zu dieser Zeit Bananen. Einen ganzen Franken kostete die Banane, die man nur für Kranke und Betagte bzw. Unterernährte kaufte. So wollte unsere Familie damit auch das bleiche, verängstigte Flüchtlingskind aus Wien, das für drei Monate bei uns eingeladen war, bei seiner Ankunft erfreuen. Doch das Kind warf die Banane in die Ecke und sagte trotzig: «Was i net könn – dös ess i net – i möcht lieber nen Paradeiser!» Wir waren alle ratlos und wussten nicht, was damit gemeint war. Ich als Schweizer Mädchen im gleichen Alter wusste nur, dass ich für ein solches Benehmen eine schallende Ohrfeige bekommen hätte. Doch die Umstehenden sagten alle nur: «Armes Kind – weiss nicht einmal, was eine Banane ist!»

Auch höre ich heute noch die Bomber nachts über unser Haus in der Ostschweiz nach Friedrichshafen fliegen, um die Zeppelinwerke zu bombardieren. Alles war mit schwarzem Futterstoff verdunkelt, die Fensterscheiben bebten, und mit vollbepacktem Rucksack für eine eventuelle Flucht hockten wir im Keller. Nahmen die Detonationen ab und flogen die Bomber wieder ihre Route zurück, wurden wir wieder mutig, stiegen auf den Dachboden, um durch die Dachluke die Feuerrote über dem Bodensee zu betrachten und mit Schauern der Kriegsgeschädigten zu gedenken.

Auch hatten wir deutsche Nachbarn, deren Grossvater öfter das Fenster weit öffnete und herüberrief: «Frau Sekretär, Frau Sekretär, drehen Sie mal gleich das Radio an, unser feiner Adolf spricht. Unser Führer! Bald kommt

Allgemeine Ratschläge.

Wir müssen mit allen Lebensmitteln sparsam umgehen. darum sollen Sie sich alle bemühen, das, Was Ihnen zugeteilt werden kann, auf die vorteilhafteste Weise zu verwenden.

Kartoffeln helfen Mehl sparen, sollen in allen Wähentagen verwendet werden und können in sehr vielen andern Kuchen einen Teil Mehl ersetzen. Sie dürfen nicht frisch, sondern erst anderntags gebraucht werden, sonst sind sie pappig und nass. Am Reibeisen gerieben bleiben sie luftig.

Brötteig vom Bäcker bezogen kann durch etwas Fett verbessert werden. Wo dasselbe sich nicht mehr gut einarbeiten lässt, kann das Wellblech und der Teig selbst vor dem Belag mit Fett bepinselt werden.

Süsmost hilft Zucker sparen.

Saccharin kann auch im Gebäck Zucker ersetzen, bei Crêmen, Wähenguss etc.

Trockenei kann in allen Rezepten Schaleneier ersetzen. Zur Lockerung des Teiges wird etwas mehr Backpulver beigegeben. Gebrauchsanweisung: Pulver lockern, Knollen zerdrücken, 1 Kaffeelöffel ebenvoll glattgestrichen = 5 Eier, dazu Milch oder Milch und Wasser gemischt $1\frac{1}{2}$ dl = 150 gr. Einige Stunden vor der Verwendung das Ganze anrühren und stehen lassen, damit sich die Masse bindet.

Couponfreier Eiersatz: Siehe Lieferanliste. (Nur kleine Quanten bestellen.)

MaJie-Crimepulver, vom Hauptbüro beziehen, lässt sich strecken mit mehr Flüssigkeit und auch mit Weissmehl.

Kakaoresten vom Frühstück in Crêmen und Torten verwenden.

Maisresten ebenfalls in Kuchen verwerten.

Eingsparter Käse gibt von Zeit zu Zeit einen willkommenen Käsekuchen.

Künstl. Süsstoffe: Bondux, Citro-Rapid, Saccharin etc. haben die Eigenschaft, sich einige Stunden nach dem Backen wieder zu verflüchtigen, sind also nur da vorteilhaft, wo das Gebäck bald abgesetzt werden kann. Eventuell muss am 2. Tag mit etwas Zucker nachgesüsst werden.

Birnenkonzentrat kann bei vielen Rezepten einen Teil Zucker ersetzen. Nicht zu viel bestellen, da nicht sehr haltbar.

Dörrobst, vor allem Dörrobst, brauchen wenig Zucker.

Sultaninen und Rosinen können durch geschnittene Feigen ersetzt werden, diese haben den Vorteil, gleichzeitig zu süssen.

Brösmeli können einen Teil Haselnüsse ersetzen, oder auch einen Teil Mehl.

Schraps heisst man getrocknete, gemahlene Kuchen- und Guetzli-resten.

Rüebli, fein geraffelt, können süssen und trockene Kuchen feuchter machen.

Hirse und Mais lassen sich auf die gleiche Art verwenden. Grobkörniges muss unbedingt vorher angefeuchtet oder abgebrüht werden.

Versuchen Sie an Tagen, da keine Kartoffeln auf dem Menu waren, Kartoffeln im Schlafrock oder aus dem Bratofen mit Kümmel anzubieten mit etwas pikanter Sauce – bei Polen mit Salzgurken.

Wir müssen nun auch Hülsenfrüchte bei der Zuteilung beziehen. Versuchen Sie das Rezept Apfelkompott und Erbsmus gemischt.

Frisches Obst Äpfel – Orangen auf jedem Büffet.

Abb. 17: Ratschläge

Klug und sparsam haushalten hiess die Devise an der «inneren Front».

(Aus: Schweizer Verband Volksdienst Soldatenwohl, Rezepte, Februar 1943)

er in die Schweiz, um ihr ‚Kassabüechli‘ zu ‚lüften‘.» Womit er die ganze Familie ärgern konnte.

Schulklassenmässig mussten wir bei Bauern die Kartoffeläcker auf Kartoffelkäfer durchkämmen. Im Wald sammelten wir Tannzapfen und Reisig für die Heizung, und der Wald war stets sauber ... Im Internat stellten sie die grossen Brote in einem weissen Tuch zwei Tage an die feuchte Luft, damit es für die Schülerinnen mehr ausgab und länger im Magen verblieb. Aus den Gabardinehosen des Bruders wurde ein Jupe für die Schwester geschneidert, und so wurden auch die alten Kleider wieder zertrennt und in Streifen geschnitten, um damit Bettvorlagen zu häkeln. Bei Tisch wurde über Landesverräter diskutiert, und man war der Meinung, dass ihnen recht geschehe, wenn sie hingerichtet werden. Man hatte noch Heimatgefühl, Schollengefühl und wusste, was man verteidigen wollte. Waren Soldaten in der Gegend, quartierten sich die Obersten und Leutnants in unsem leeren Zimmern ein. Ihnen wurden noch die Schuhe geputzt, und wenn die Soldaten Manöver hatten, wurden ihnen von den Hausfrauen Kaffee und Suppe gebracht.

Es gab die Internierten. Und wenn eine junge Frau mit einem Internierten flirtete, wurde sie als «leichtes Mädchen» beschimpft, und ihre Achtung in der Gesellschaft schmolz dahin wie die rationierte Butter an der Julisonne.

Wenig Lohn und Ersatzprodukte

Als Grenzschrützer und Schreiner, Jahrgang 1916, in der Ostschweiz

Im Jahre 1937 wurde der Grenzschutz organisiert. Bei uns wurden alle Infanteristen zwischen Thur und Untersee in Grenzschrützbataillone eingeteilt. Auszug, Landwehr und Landsturm in der gleichen Kompanie. Die Bataillone rückten auf den Seerücken ein. Ein Zug jeder Kompanie bildete das Sperrdetachment, zu dem auch ich gehörte. Wir waren alles Leute, die unmittelbar in Grenznähe wohnten und sofort bei Alarm den Abschnitt besetzen mussten, bis die restliche Kompanie mobilisiert hatte. Ende August 1939 war es soweit. Eines Abends kam in den Nachrichten der Aufruf, der Grenzschutz solle sich bereithalten, da er im Laufe der Nacht mobilisiert werde. Morgens um fünf Uhr wurden wir aufgeboten. Im Zollhaus holten



Abb. 18: Schlangenstehen in Zürich

Fleischwaren waren seit März 1942 rationiert und die Metzgereien, wie andere Läden auch, nur an bestimmten Tagen geöffnet. (Hans Baumgartner)

wir Waffen und Munition. Zwei Tage danach wurde die ganze Armee mobilisiert. Das gab vielerorts Probleme.

Ich arbeitete damals in einem Betrieb mit ungefähr 100-200 Arbeitern, von denen nun ein grosser Teil fehlte. Übrig blieben nur junge, ältere und ausländische Leute. Der Betrieb musste dann die Produktion für mehrere Wochen einstellen. Es musste festgestellt werden, wer noch alles da war und wen man wo – entsprechend seinen Fähigkeiten – einsetzen konnte. Nun mussten auch vielerorts die Frauen einspringen, damit die Lebensmittelversorgung und viele Dienstleistungen weitergingen. Viele Frauen mussten die eingerückten Männer ersetzen. Erst mit der Zeit wurden wieder einige Truppenteile beurlaubt.

In den verbleibenden Einheiten wurden in ruhigen Zeiten Leute für dringende Aufgaben, wie z.B. das Sähen und Ernten, für eine Woche oder zwei Wochen beurlaubt. Wir Auszügler im Grenzschutz waren an zwei Orten

eingeteilt, in der Grenzschutzkompanie und zugleich in einer normalen Auszugskompanie. So bildeten alle Auszügler eines Grenzschutzbataillons eine normale Infanteriekompanie. Wurde der Grenzschutz vorübergehend entlassen, blieb die Auszugskompanie, wurde er wieder aufgeboten, waren wir auch wieder dabei. So waren wir von Ende August 1939 bis anfangs November 1940 ständig an der Grenze. Nach und nach gab es dann einen festen Turnus: fünf Wochen Militär, vier Wochen zivil. Der Sold betrug anfangs einen Franken pro Tag; er wurde dann bald auf zwei Franken angehoben. Nach einiger Zeit wurde eine Lohnausgleichskasse organisiert, so dass die Familien ein bescheidenes Taggeld erhielten. Ledige Wehrmänner waren schlechter dran. Mein Taggeld betrug 1 Franken 35 Rappen. Dieses wurde aber an meine Eltern ausbezahlt, weil ich noch bei ihnen wohnte.

Da nun die Grenze geschlossen war, musste man die vorhandenen Lebensmittel einteilen. Für kurze Zeit wurden alle Läden geschlossen, um Hamsterkäufe zu verhindern. Der Notvorrat musste die Zeit überbrücken, bis die Rationierung der Lebensmittel spielte. Es gab Karten mit Coupons, die zum Bezug der rationierten Lebensmittel abgegeben werden mussten. Mit der Zeit gab es auch Ersatzprodukte. Käsesorten gab es 1/4 fett. Deshalb bekam man mehr pro Punkt. Um Fett zu sparen, wurde empfohlen, der Rösti etwas Wasser beizumischen. Brot durfte erst einen Tag nach dem Backen verkauft werden, und zeitweise wurden dem Brot Kartoffeln beigemischt. Süßwaren wurden oft mit Konzentrat gesüsst.

Bald trat auch der «Plan Wahlen» in Kraft. Er machte den Bauern Vorschriften, was diese pflanzen mussten. Bauern, deren Betrieb auf Gras und Obst spezialisiert war, mussten Teile ihres Bodens zu Ackerland umpflügen. Parkanlagen mussten statt mit Blumen mit Kartoffeln oder Mais bepflanzt werden. Um die Zufuhr aus Übersee nicht ganz abbrechen zu lassen, fuhren erstmals Schiffe unter Schweizerflagge auf den Meeren, deren Ladungen in Genua gelöscht und mit der Bahn in die Schweiz transportiert wurden.

Da Kohle Mangelware war, wurden die Eisenbahnzüge, die noch vielerorts durch Dampfloks gezogen wurden, reduziert. Die Dampfschiffe fuhren mit Holz. Benzin war der Armee vorbehalten und nur in Ausnahmefällen erhältlich, z.B. für Ärzte. Lastwagen wurden mit Holzgas betrieben: Links hinter der Führerkabine war ein Kessel montiert, der mit Holzwürfeln gefüllt wurde. Als Reserve nahm man meistens ein paar Säcke Holzklötze

auf dem Dach mit. Personenwagen, die mit Holzgas fuhren, hatten einen Einradanhänger, auf dem das Holzgas produziert wurde. Auch Gummi war knapp. Wollte man einen Veloschlauch oder einen Mantel, musste man auf dem Polizeiposten ein begründetes Gesuch einreichen und erhielt dann einen Bezugsschein.

Glücklicherweise waren wir vom Krieg nur indirekt betroffen. Eine Vorstellung der Bombenangriffe auf deutsche Städte und Industrieanlagen konnten wir uns jedoch machen. Ertönten nachts rund um den See die Alarmsirenen, so konnte man damit rechnen, dass ungefähr in einer Stunde das Brummen schwerer Bomber zu hören war. Bald war ein unheimliches Feuerwerk im Gange. In der Gegend von Konstanz suchten dann Suchscheinwerfer den Himmel ab, die deutsche Flab wurde aktiv, und bald darauf waren die Bombeneinschläge in Friedrichshafen zu hören. Der Boden zitterte bei uns, in ungefähr 30 Kilometer Entfernung, und die Fensterläden klapperten. Es war ein furchterregendes Schauspiel. War der ganze Spuk vorbei und die Ruhe wieder eingekehrt, ertönte Endalarm. An Nächten mit Bombenangriffen gewöhnte man sich mit der Zeit. Furcht erregten eigentlich nur einzelne Flugzeuge, die Richtung Schweiz aussicherten und einen Flugplatz suchten, um notzulanden. Man befürchtete, dass sie, um Gewicht zu reduzieren, die Bomben abwerfen könnten.

Ob unsere Armee einem deutschen Angriff hätte widerstehen können, kann ich nicht beurteilen. Jedenfalls hätte es auf beiden Seiten grosse Verluste gegeben. Zugute kam uns, dass Deutschland von unserer Industrie profitierte und die Nord-Süd-Verbindung funktionierte. In Schaffhausen konnte man lange Güterzüge südwärts fahren sehen, von Deutschland Richtung Italien. Das alles wäre bei einem deutschen Angriff zerstört worden.

Säckingen und zurück

Als neunjähriger Schüler während des ersten Kriegsjahres an der deutschen Grenze

Während der ersten Rede Hitlers am Radio hielt mich mein Vater leichenblass im Arm und gab keine Antwort auf meine dauernde Frage: «Vater, warum schreit dieser Mann so laut?»

Bei Kriegsausbruch befand ich mich in den Ferien in Saas Grund. Als eines

Tages Soldaten im Hotelgarten Schützenlöcher gruben, konnten wir Kinder nicht begreifen, warum der katholische Kaplan überstürzt mit uns nach Hause reiste. Dort hatte Vater im Keller ein tiefes Loch gebuddelt und Eier, Gemüse und Rüben vergraben. In einem riesigen Koffer schickte er Kleider und Bücher in die Berge – und nach dem Krieg erzählte er uns, dass dieser Koffer die schlimmsten Wochen in einem Lagerhaus mitten in Zürich verbracht habe!

Noch während der ersten Monate des Krieges gingen wir, wie vorher immer, über die alte Holzbrücke nach Deutschland hinüber zu unseren Freunden, zum Friseur, zum Zahnarzt, ja bis 1940 sogar zum Kohle Kaufen. Diese fuhren wir jeweils im Kinderwagen nach Hause. In dieser Zeit kniete ich zum ersten Mal auf einem Scheit im dunklen Keller, weil ich so spät vom Jahrmarkt nach Hause zurückgekommen war: Die Buden öffneten erst um 17 Uhr, da vorher jedermann für die ersten Toten in Polen zu beten hatte.

In den ersten Kriegsjahren schwammen wir Buben noch täglich hinüber nach Säckingen, um die Holzkreuze auf dem Friedhof zu zählen, und immer weniger deutsche Grenzwächter liefen hinter uns her, um uns über die Holzbrücke in die Schweiz zurückzubringen. Als auch der Friseur und der Zahnarzt in den Krieg mussten, wurde die Grenze endgültig geschlossen. Auf dem Schulhausplatz wurden Kartoffeln angepflanzt, und unsere Mutter schickte uns Buben mit Kleidern von Vater zum Bauern, um Eier und Butter einzutauschen. Und aus dem Interniertenlager in Oeschgen liefen die Polen weg, um bei den Bauern Kirschen zu pflücken, bis der Ortspolizist sie abholte und ins Lager zurückschickte. Und wenn in diesen Zeiten nachts Schreie am Ufer des Rheines zu hören waren, dann standen unsere Eltern am Fenster und bekreuzigten sich, denn wieder war ein Flüchtling im Rhein ertrunken. Und immer häufiger brumnten nachts stundenlang die alliierten Bomber über der Schweiz – ein Dröhnen, das ich nicht vergessen kann.

Granatverschlüsse für Deutschland

Als Lehrling in einem Metallverarbeitungsbetrieb

Ich absolvierte eine vierjährige Lehre in einem Metallverarbeitungsbetrieb. Bei meinem Eintritt wurde mir vorerst eine Beschäftigung im Magazin zugewiesen. Sehr schnell fiel mir auf, dass dort stapelweise Stahlrohre und

Daheim wie an der Grenze
 allen Anforderungen
 gewachsen sein durch

Der Gehalt an Vitamine
 A, B₁ und D wird regel-
 mäßig durch das staatl.
 Untersuchungslaborato-
 rium (Physiolog.-chem.
 Anstalt der Universität
 Basel) kontrolliert.

Forsanose

macht widerstandsfähiger

Große Büchse Fr. 4.-, kleine Fr. 2.20, in allen Apotheken
 FOFAO, FORSANOSE-FABRIK, VOLKETSWIL-ZÜRICH

Abb. 19: Familienidyll

Das Frühstücksgetränk Forsanose verspricht Widerstandsfähigkeit.
 («Schweizer Familien-Wochenblatt» vom 30. November 1940)

undefinierbare Materialien lagerten, die nicht für die internen Arbeitsprozesse benötigt wurden. In der Dreherei wurden überdies im Zweischichtbetrieb auf Automaten Verschlussstücke mit drei Feingewinden gedreht, über deren Verwendung (als Granatverschlüsse) im ganzen Betrieb Stillschweigen bewahrt wurde. Die Geheimniskrämerei wurde noch dadurch geschürt, dass die Überwacher der Automaten Spitzenlöhne kassierten.

Nach Beendigung des Inventars durften die Lehrlinge vorerst auf Fräs- und Hobelmaschinen gewisse Bestandteile bearbeiten, an der Werkbank die nicht enden wollenden Stückzahlen fertigstellen, die angeblich für die Maschinenindustrie verfertigt wurden.

Der Beschwerde der Lehrlinge über die monotone Arbeit beim Direktor, der deutscher Abstammung war, oder beim Betriebsleiter, der bei den Stiften den Spitznamen «Stukas» hatte, ein gepflegtes Hochdeutsch sprach und Hauptmann bei den Fliegertruppen war, wurde entgegengehalten, dass wir zu arbeiten und nicht zu spionieren hätten, es sei nun einmal Krieg. Unvermittelt flog die trübe Sache aber doch auf. Nach der verlorenen Luftschlacht der deutschen Luftwaffe, dem Debakel der Wehrmacht in Stalingrad und dem Vormarsch der russischen Armee wurde die Produktion eingestellt und das Lager liquidiert. Die Stifte wurden darauf hingewiesen, dass die Produktion von Kriegsmaterial für die deutsche Wehrmacht für Lehrlinge verboten sei.

Die Tatsache, dass auch ich, wenn auch unwissentlich, über ein Jahr an der Produktion von Kriegsmaterial beteiligt war, wird wohl ewig einen Stachel in meinem Gedankengut hinterlassen.

Deutschlands Freunde und Anhänger

Als Munitionsarbeiter, Jahrgang 1921. im Kanton Uri

Auch in der Schweiz fand Hitler seine Anhänger, die mit seinen Machenschaften einverstanden waren. Im Kanton Uri bestanden zwischen 1939 und 1942 Gruppen und Sektionen der verschiedensten frontistischen Bewegungen. In Altdorf gab es eine Gruppe des auf Nazi-Deutschland ausgerichteten «Volksbundes für schweizerische und nationale Politik» (auch «Nationalsozialistische Schweizerische Arbeiterpartei» genannt).

Die «Volksfront» besass in Sisikon und wahrscheinlich auch in Flüelen eine organisierte Anhängerschaft. Eine Gruppe von Anhängern der Bewegung «Freunde Deutschlands» (auch «Kampfbund Speer» genannt), die nur Hitler als Führer anerkannten, hatten auch in Attinghausen eine Ortsgruppe. In Attinghausen und Umgebung wurden damals paramilitärisch organisierte Treffen abgehalten und dabei deutsche Volks- und Kampflieder gesungen. Die «Freunde Deutschlands» trugen als Erkennungszeichen weisse Stecknadeln am Revers und grüssten grundsätzlich nur mit «Heil Hitler».

Auch einige Mitarbeiter der Munitionsfabrik Altdorf betätigten sich in der Fröntlergruppe der «Eidgenössischen Sammlung» in Attinghausen. Es gab ständig Spannungen zwischen diesen Fröntlern und der übrigen Belegschaft. Die Fröntler waren in ihren Äusserungen und in ihrem Verhalten durchaus nicht zurückhaltend. Als einmal ein Abteilungsmeister (ich war in dieser Abteilung angestellt) einen Fröntler wegen einer Verfehlung zurechtweisen wollte, entgegnete der Nazianhänger: «Heute können Sie mich wohl noch tadeln und mir befehlen, aber es geht nicht mehr lange, und dann werde ich hier die Befehle erteilen, und sie können an meiner Stelle die schmutzige Arbeit machen.» Heute kann man über eine solche Überzeugung nur noch staunen.

An Pfingsten 1941 veranstalteten die Nazianhänger der Munitionsfabrik auf einer Bergwiese bei Attinghausen eine Morgenfeier, bei der sogar ein Pfarrer predigte. Zum Schluss wurden zwei deutsche Lieder gesungen, der Hitlergruss entboten, und der Abgesandte des Führers befahl: «abtreten!» Nach einigen Zwischenfällen wurde eine kleine Gruppe dieser Nazianhänger während der Arbeitszeit im Polizeiauto abgeholt und unter schwerer Bewachung aus dem Areal abgeführt. Wenige konnten vor dem Zugriff der Polizei nach Deutschland fliehen. 1942 wurde eine Gruppe der «Freunde Deutschlands» von der Polizei ausgehoben und zwei ihrer Mitglieder wegen schweren Landesverrats zu 13 Jahren Zuchthaus verurteilt. Aus dem Urteil des Bundesgerichtes vom 18. Dezember 1943 geht hervor, dass die «Freunde Deutschlands» nach dem erhofften Sieg, auf Befehl der deutschen Führung und unter dem militärischen Druck von aussen, die Demokratie beseitigen und einen nach dem Führerprinzip aufgebauten nationalsozialistischen Staat errichten wollten.

Die reinste Hölle

Als 23jähriger Flugzeugspengler und Gefreiter 1944 in der Dornier-Fabrik Altenrhein

Während der Kriegsjahre fand ich Arbeit als Flugzeugspengler in der Dornier-Fabrik Altenrhein. Diese Flugzeugfabrik war ein Nebenwerk der Dornier-Werke auf der andern Seite des Bodensees in Friedrichshafen. Nach der Rekrutenschule leistete ich in den Kriegsjahren mehr als 300 Aktivdiensttage. Zeitweise waren wir Arbeiter der Fabrik vom Militärdienst suspendiert, Aufträge für die Schweizer Armee machten dies möglich. Für die Fliegertruppen wurden Bestandteile für den C 36 hergestellt.

Sicher mögen sich noch viele Leser daran erinnern, dass 1943 immer öfter ganze Geschwader amerikanischer oder englischer Bomberverbände bei Nacht unser Land überflogen. 1944 flogen diese Verbände auch tagsüber, und die Lage wurde für einige Fabriken immer bedrohlicher. So kam es in jener Zeit mehrmals vor, dass sogenannte Fliegende Festungen bei uns eine Notlandung vornehmen mussten. **Da in Altenrhein auch Bestandteile für den Do 207 der deutschen Luftwaffe hergestellt wurden**, waren wir in dieser Fabrik vor einem Bombenangriff keineswegs sicher. Dies führte dazu, dass beim Herannahen einer Bomberformation die ganze Belegschaft die Fabrik zu verlassen hatte, um im hohen Schilf am Seeufer Zuflucht zu suchen. Luftschutzräume gab es keine.

Die Produktion der C 36 lief auf Hochtouren, und die Angestellten, die damit beschäftigt waren, wurden gebeten, so oft wie möglich Überstunden zu machen. So kam es, dass wir oft bis zwei Uhr morgens arbeiteten, um dann am gleichen Tag wieder um sieben Uhr zu beginnen. In der Nacht vom 27. auf den 28. April 1944 – ich war gerade etwas mehr als eine Stunde im Bett – weckte mich ein ohrenbetäubender Lärm. Flugzeuge, zum Teil ganz tief über dem Bodensee fliegend, waren daran, Friedrichshafen zu bombardieren. Es war ganz schrecklich. Immer wieder flogen neue Bombergeschwader heran und warfen ihre alles vernichtende Last auf die Stadt. Es schien kein Ende zu nehmen, es war die reinste Hölle.

«... und wir mussten in den Dienst»

Nutzlosigkeit, Unrecht und Schikanen

Der elende Zivilist in der Schule des Mannes

Als 21 jähriger Rekrut im November 1943 in Payerne

Endlich durfte ich meine Ecke im Schlafsaal der Kaserne in Payerne aufsuchen. Diese Ecke war mein dürftiges Reduit und die Zuflucht in den Nachtstunden ohne Alarm. Den Bau kannte ich vom März 1943: Hier begann ich meine 13wöchige Rekrutenschule, nach einem Monat hatte ich Beinprobleme und kam in ein Militärspital. Und jetzt sollte ich den Rest nachholen. Das Gesicht des Novembers zeigte nackte Unfreundlichkeit, die Kaserne sah viel trister aus als im Frühling, und ich war fast ein Jahr älter und wurde oft hämisch gefragt, warum ich mit 21 Jahren noch Rekrut sei. Zudem und in der Hauptsache galt ich als elender Zivilist, jeder soldatische Ehrgeiz und die dazugehörige Haltung fehlten mir gänzlich. Abfallende Schultern und anderes mehr vereitelten jeden Versuch einer halbwegs tolerierbaren Achtungstellung. Ich war überdies beim Schiessen total fehl am Platze ... Also diese Schule für leichte Flab III/43 betrachtete mich als einen beinahe hoffnungslosen Fall.

Auf der andern Seite konnte ich lesbare Krokis zeichnen, fehlerlose Rapporte schreiben, Karten lesen, und ich kannte praktisch jeden wichtigen Flugzeugtyp. der sich damals in den Lüften bewegte. Möglicherweise hätte

jemand beim verantwortlichen Kader früher oder später gemerkt, dass hier sture eidgenössische Prinzipien nicht greifen ... Aber dann zeigte sich noch ein zusätzliches Problem: Der Kerl war nicht nur ein fataler Zivilist, der besass auch noch die Frechheit, im Dienst Zivilcourage zu zeigen. Und das in einer RS (Rekrutenschule) und erst noch in Kriegszeiten. Hätten die rührigen «Erzieher» geahnt, wie unsicher, wie unsagbar verlassen ich mich wochenlang fühlte, sie wären sehr erstaunt gewesen. Aber diese unfassbare Zivilcourage, eine Frage am unpassenden Ort oder eine deplazierte Bemerkung in der Pause, machte die Gradierten nervös und unvorsichtig. Viel später sagte mir ein hoher Offizier, ich sei ein klassisches Beispiel falscher Behandlung ... Er hätte aus mir einen Militärfan gemacht!

Bestand nun zwischen mir und den Ausbildern ein permanenter Zustand der Ärgernisse, hätte man doch annehmen dürfen, dass wenigstens beim Fussvolk eine Oase der Toleranz zu orten gewesen wäre. Weit gefehlt! Die viel gerühmte und viel zitierte Kameradschaft, das verlogene Klischee von der Schule des Mannes – beide sind nur dort wahrhaftig, wo bereits genügend Voraussetzungen und besondere Qualitäten in den militärischen Bereich mitgebracht werden. Im November 1943 hatten wir aber eine Atmosphäre der Anpassung und Angst. Der angepasste, schneidige Typ hatte am wenigsten Schwierigkeiten, er galt als Vorbild. Alles andere war verdächtig oder unsicher. Der Rekrut verkörperte Schwachheit, und das perfide Resultat bei dieser Schwachheit war das «Dahinsiechen» jeder Solidarität. So konnte sich die militärische Pseudostärke ungehindert in die Seelen fressen. Von der Welt waren wir ziemlich isoliert, man musste sich jede Information aus eigener Initiative verschaffen.

Ein Tag bleibt mir unvergesslich. Am Morgen Exerzieren im Nieselregen, dazu idiotisches Absingen teutonischer Soldatenlieder. Am Nachmittag winkt der graue Theoriesaal, man verteilt Papier und Bleistifte, schliesslich erscheint der geschniegelte Adjutant und schreit: «Eine Stunde Zeit habt ihr, schreibt einen Aufsatz zum Thema ‚Was halte ich von der Schweizer Armee?‘» Niemand lacht, alle kauen am Stift. Ich sitze da und kämpfe wieder einmal mit der Angst... Wäre es nicht viel gescheiter, brav zu sein? Es sind noch sechs Wochen! Aber diese wunderbare Chance, Frechheit sogar auf den Tisch des Schulkommandanten zu bringen! Und jetzt habe ich nur noch eine Viertelstunde Zeit, und das reicht völlig. Der Korporal nimmt



Abb. 20: Inspektion

Welche Bedeutung saubere Fingernägel im Ernstfall haben, kann wohl nur der Vorgesetzte wissen. (RDB)

mein Blatt entgegen: «Die Schweizer Armee ist eine schlechte Kopie der deutschen Wehrmacht, mit so etwas kann man keine Demokratie verteidigen!»

Vaterlandsverteidiger und andere Gottheiten

Als Mitrailleur, Jahrgang 1917, in Rekrutenschule und Wiederholungskursen

Aus meinen persönlichen Erfahrungen immer ganz unten: in der Rekrutenschule, in zwei WKs, bei der Mobilmachung, beim Bunkerbau im Fricktal, im Reduit der Zentralschweiz, in zwei Bewachungsdiensten im Tessin, bei polnischen Internierten im Emmental, im nervös vollgestopften Jura gegen Kriegsende und nochmals in WKs nach dem Krieg.

Sommerrekrutenschule Luzern: die Mehrzahl der Korporale Studenten, bekannte Basler Familiennamen darunter. Jeder wollte doch Offizier werden. Darum rasende, anhaltende Konkurrenz. Mein Gruppenführer (später angesehener Professor): ein ausgekochter Sadist.

Ort: Luzerner Allmend, grosses Exerzierfeld. Darauf ein Schaffhirt mit Hund und Herde. Mein Korporal erspät einen Hundedreck. «Liegen! Kriechen! Auf!» – «Rechtsumkehrt! Liegen! Kriechen! Auf!» So drei, vier Male, bis nur noch ein Überbleibsel am Boden, das übrige an meiner Uniform klebt. Dann «Stellung! Zum Schuss Fertig!» Bis der Rest an meiner Backe haftet. (Es gibt Zeugen, die sich heute noch daran erinnern.) Dies im August bei 35 Grad im Schatten. Den ganzen Morgen keine Möglichkeit, die Scheisse wegzuwaschen.

Mein Zugführer (später oberste Armeehierarchie) ist gut im Strumpf. Ich auch! Ort: Kampfbahn. Er geht voran. Ich begehe die Unvorsichtigkeit, ihn zu überholen. Von da an hat er mich gehasst. Etwas später erreiche ich als einziger im Wetschiessen die Limite, die zu einem zusätzlichen halben Tag Urlaub berechtigt. Herr Leutnant ruft mich zu einer Einzelabreibung zu sich. Er steht im Schatten der Eichen, ich habe mich draussen im sonnenverbrannten Feld zu bewegen. Wie besessen jagt er mich einen ganzen Morgen lang hin und her, so sehr, dass ich im Urlaub nur noch schlafen, essen, schlafen kann, betäubt und zu Tode erschöpft.

Unser Instruktor zieht Rekruten die Reitgerte über den Rücken und drückt einem Kameraden neben mir den Kopf mit dem Fuss in den Schlamm. Geschehen im Eigental 1937. Mich beschimpft er vor versammelter Kompanie als Schlappschwanz und Memme, weil ich beim Laufwechsel das glühendheisse Schiessrohr, das mir die Hände verbrennt, fallen lasse und nicht langsam, behutsam ins Moorwasser versenke.

Ein anderer Korporal (später einer der mächtigsten Wirtschaftsbosse der Schweiz) hat unsere Gruppe, die ihm unbekannt ist, im nächtlichen Patrouillenlauf zu führen – als letzter Test zur Qualifikation für die Offiziersschule. Plötzlich merkt er, dass er sich verlaufen hat, fängt an zu heulen – seine Karriere stehe auf dem Spiel und macht: «Bitte – Bitte!» Er hat uns nie etwas zuleide getan. Also tun wir ihm den Gefallen und laufen als Drittplazierte ein. Seine Laufbahn ist gerettet.

Ein Leutnant steht in einem Walde, in einem musterhaft gepflegten Tannen-



Abb. 21: Grenzschutz

Nach der Generalmobilmachung wurde zuerst einmal ausgiebig «geloht».

(Hans Baumgartner)

wald. Prächtige hundertjährige Fichten. Er hat den Platz für «seinen Bunker» auskundschaftet. «Lebensstellung! Für mich und meine Leute! – Hier wird eine Schneise herausgehauen!» (entsprechende feldherrliche Armbewegung). Verzweifelt versucht der Revierförster, den befohlenen Schlitz um ein paar Meter zu verschieben, um seine stolzesten Stämme zu retten. Aussichtslos. Unser Bunkerbauer, ganz erregt, hat den Mund voll «strategisch», «taktisch», «Schussbahn», «Strassensperre» und «militärische Notwendigkeit». Mit Axt und Waldsäge legen wir Dilettanten zuerst den schönsten aller Bäume um. Der Förster steht daneben mit Tränen in den Augen. Im Fallen richtet der Riese noch grossen Schaden an und zerspellt in halber Höhe. Ein zweiter Baum muss daran glauben. Kurz darauf – Abbruch der Übung. Warum, sagt uns niemand.

Auf einem Jurakamm, scharf wie ein Schattenriss gegen den hellen Himmel,

hebt sich eine Gruppe höchster Offiziere ab. Der Wind bläht ihre Mäntel. Seit einer Stunde kriechen und robben wir den Hang hoch. Seit 24 Stunden sind wir im Manöver pausenlos unterwegs mit unseren schweren Lasten über holprige, ausgetretene Weiden, durch Morast und auf hartem, glitschigen Jurakalk. «Feind von links! Feuer von rechts! Stellungswechsel!» Kreuz und quer. Und die Gottheiten da oben sehen sich genüsslich unsere Quälerei durch die Feldstecher an. Sie haben gut geschlafen in ihren Hotelbetten und ein gutes Frühstück im Bauch. Wir verdrehtes Gewürm haben Hunger und Durst und eine unendliche Müdigkeit in den Knochen und schleppen uns jetzt nahe an ihnen vorbei. Mittendrin der bekannte Korpskommandant, der mit jedermann nur Hochdeutsch spricht. Die Blicke der Herren eisig durch uns hindurch, an uns vorbei. Kein aufmunterndes Wort. Vielleicht besser so. Den richtigen Ton treffen sie alleweil nicht. Nicht das leiseste Zeichen von Wohlwollen für ihre Vaterlandsverteidiger.

Der Leutnant hat sich zum Oberleutnant gemausert. Wir sind auf Interniertenwache. Hunderte von Polen in ein paar wenige, behäbige Emmentaler Bauerndörfer gepfercht. Nur ein kleiner Prozentsatz der Internierten findet Arbeit auf den Feldern, im Stall oder im Handwerk. Alle andern langweilen sich zu Tode und sinnieren auf Flucht, denn jenseits der Grenze im französischen Jura bewirtschaften die meisten von ihnen ihr eigenes Bauerngütlein. Dort sind Frau und Kind, dort sind sie daheim. Hier vegetieren sie stumpfsinnig vor sich hin unter breit ausladenden Dächern. Ein- oder zweimal im Tag führen wir sie aus, in langer Kolonne, den geladenen Karabiner im Hüftanschlag. Viele von ihnen reden beinahe fließend französisch, denn jahrelang leben sie schon in den entvölkerten Landstrichen Frankreichs. Während einer dieser Umgänge inspiziert unser OL (Oberleutnant) das Kantonement der Polen, hebt da und dort einen Wolldeckenzipfel, kehrt ein Kopfkissen und entdeckt einen uralten Trommelrevolver (für den es mit Sicherheit keine Munition mehr gibt). Inquisitorisch versucht er herauszubekommen, wer an dieser Stelle schläft. Die Kameraden halten dicht. Herr OL lässt sechs von ihnen abführen und für 24 Stunden in einen Saustall sperren (160x160x160). Einzige Lichtquelle ist der Futterschlitz. Nach vielen Stunden meldet die Wache Gepolter und Geschrei, denn die Eingeschlossenen müssen doch mal Wasser lassen. Herr OL wütend, seinen gerechten Schlaf unterbrechen zu müssen, lässt sich von zwei freien Schweizer-

bürgern in Uniform mit schussbereiten Waffen eskortieren – einer links, einer rechts. Er entriegelt die Tür, die Polen drängen hinaus. Er treibt sie mit Fusstritten zurück. «Saichet enand in Hoosesagg!» und riegelt zu. In einer dienstlichen Unterredung versuchen wir, die Mannschaft, die Sache zu bereinigen. Der OL zahlt uns diese Kritik etwas später mit unbeschreiblichem, tagelangen Drill heim. Er wurde dann Direktor einer angesehenen Firma.

Chiasso: Die italienische Front ist zusammengebrochen. Mussolini lebt nur noch für kurze Zeit. Tag und Nacht kommen Deserteure, viele alliierte Soldaten, entwichene Kriegsgefangene, Weisse, Schwarze über die Grenze, müde, halbverhungert, staubbedeckt und verschlissen. Immer, wenn wieder ein Trupp von Flüchtlingen beieinander ist, werden sie von den Posten in den Bergen zu uns heruntergebracht und für drei Wochen in die Quarantänebaracken gesteckt. Plötzlich ein Telefon: «Italienischer General am Glögglihag!» Unser OL organisiert sofort ein Taxi, fährt in die Berge, den Faschisten abzuholen, der bis zuletzt zu Mussolini gehalten hat, um dann doch noch abzuhaufen. Ich stehe daneben, wie die Taxe vorfährt, und trau meinen Augen nicht: OL springt hinaus, reisst den Schlag auf, salutiert und geleitet Herrn General ins Hotel. Speiübel könnte einem werden. Eben noch die grässlich zugerichteten, zerschundenen Gestalten, die wirklich gekämpft haben, abgeführt in Baracken, noch hat man ihnen nicht gesagt, was ihnen bevorsteht, und hier: die abscheuliche Figur in Operettenuniform (wahrscheinlich auch von der andern Seite mit dem Taxi angefahren) und der Schweizeroffizier, der ihm die Ehre erweist. Erinnerungen an «La grande illusion».

«Duesch das – duesch nüt anders»

Als Mitrailleur im Grenzdienst

An der Gewerbeschule absolvierte ich meine Ausbildung als Zeichnungslehrer. Zusammen mit andern Studenten fuhr ich wenige Tage vor Kriegsausbruch an die Prado-Ausstellung in Genf. Erlesenste Kostbarkeiten europäischer Malerei waren während des Spanischen Bürgerkrieges sicherheitshalber in der Schweiz untergebracht. Der kommende Krieg sass be-

reits allen im Nacken. Gierig, fast verzweifelt sogen wir uns zwei Tage lang mit diesen sublimeren Werken voll – wie für ein letztes Mal.

Zurück in Basel wartete die Mobilisation auf uns: Einrücken! Am Bahnhof ein chaotisches Durcheinander von Frauen, Kindern, Männern – Abschiede! Gelterkinder, Sammelplatz meiner Einheit. Hunderte von Männern, alle voller Angst, die überspielt wurde; Gerüchte schwirrten kreuz und quer. Kaum einer von uns glaubte ernsthaft, dass es zu einem längeren Krieg kommt: «Es wird wieder bei so einer spektakulären Aktion bleiben wie beim Einmarsch in Österreich!» «In 10 Tagen sind wir wieder daheim.» Im Zeughaus fassten wir alte Hanfgurten, feucht, teils schimmelig. Von Hand wurden sie mit Patronen gestopft, Stück für Stück, und zum Trocknen ausgelegt; drei Tage dauerte es. Bei den ersten Übungen klemmte und stotterte es dann. Wir sassen hinter Einzelschussapparaten, nicht hinter Maschinengewehren, und kamen uns bereits «versegget» vor – noch im letzten WK (Wiederholungskurs) hatten wir doch an den neuen, hochgejubelten Instrumenten mit Stahl gurten geübt. «Wo sind die jetzt hingekommen?» Aber derartige Nachfragen wurden bereits als Defätismus denunziert.

Und dann ging das grosse Rätselraten los: Was tun mit all diesen Truppen? Es schien nichts, aber auch gar nichts für den Ernstfall vorgesehen. Dabei sollte doch die Armee, gemäss Verteidigungsauftrag, von allem Anfang an wissen, was zu tun war. Unsicherheit, Ratlosigkeit breiteten sich in der Truppe aus, Wut und Renitenz. In einem solchen Schlamassel war es zunächst an den Kommandanten aller Grade, sich etwas Gescheites einfallen zu lassen, etwas, das ihren Soldaten einsichtig war, ihnen Mut machte und sie motivierte. Doch wie sollte einem phantasielosen Karrieristen etwas Vernünftiges einfallen in Bezug auf Menschen, die er nur als manipulierbares Material kennt? So wurde eben zu den üblichen Repressions- und Machtmitteln gegriffen, um Einfallslosigkeit zu tarnen: Einzelabreibung, Zugschlauch, Kompaniedrill.

Irgendeiner Kommandostelle gefiel es, uns auf die Höhen über dem Rhein vorzuziehen. Dort sollten wir unsere «Lebensstellungen» bauen – mit unserem kleinen Schanzwerkzeug, Miniaturen von Pickel und Spaten. Andere Hilfsmittel gab es nicht. Die Bauern der umliegenden Höfe – oder eher ihre

Frauen? – hatten die grossen Werkzeuge vor dem Militär versteckt. In 30 Zentimeter Tiefe standen wir auf dem nackten Fels; weiterkommen mit unseren Mitteln war unmöglich. Kurze Zeit darauf ging es zurück nach Ormalingen zum pausenlosen Exerzieren. Unsere Gruben wurden nicht einmal zugeschüttet.

Dann begann im Regimentsraum für lange Zeit der Bunkerbau – im Winter 1939/40 oft bei bitterster Kälte. Doch war es für uns subjektiv viel erträglicher, 10-12 Stunden am Tag (bei kalter Linsensuppe) Schwerarbeit zu leisten, als Exerziergejaule und stumpfsinniges Umhergejagtwerden auszuhalten.

Oberst Oskar Frey, der Regimentskommandant, begann eigene Bulletins zur allgemeinen Lage herauszugeben, die jeweils verlesen wurden. Seine sachlichen Informationen und Analysen beruhigten uns und gaben der Schufterei mehr Sinn. So zum Beispiel wurde das Image einer Schweiz, die sich selbst verteidigen kann, auf gebaut. Frey wurde etwas später Chef der Geistigen Landesverteidigung.

An einem Sonntag, etwa zehn Tage vor dem Überfall auf Frankreich, war ich zufällig Telefonordnanz auf dem Kompaniebüro. Es wurde durchgegeben, dass die Deutschen grosse Truppenverbände mit Übersetzmaterial im Schwarzwald drüben bereitstellten. Es könnte uns gelten! – Solche Informationen über Kompanietelephone!

Kurz darauf erfolgte die zweite Generalmobilmachung, dann der Blitzkrieg gegen Frankreich. Nun wussten wir es endgültig: Dieser Krieg konnte sich über Jahre hinziehen – wussten auch, dass die Hoffnung auf baldige Rückkehr ins zivile Leben begraben werden konnte. Nur die Bauern bekamen immer mal einen Urlaub für Ernte oder Aussaat. Selbständig Erwerbende verstanden es, in regelmässigen Abständen Dispensen zu ergattern. Für Unselbständige hing es ganz vom Arbeitgeber und dessen wirtschaftlicher Lage ab. Für die Leute aus der Unterschicht aber, Arbeiter, Hilfsarbeiter, oder für die bei Kriegsbeginn vielen Arbeitslosen war es beinahe aussichtslos, einen Urlaub zu bekommen. Zweifellos gab's manchen Einheitskommandanten, der solchen Chancenlosen aus eigener Kompetenz, unterm Tisch, einen zehntägigen Urlaub zuschob.

Dann wurde Frankreich überrannt und in zwei Zonen geteilt. Unsere Ängste verkrochen sich wieder. Von da an kehrten wir nach zwei bis drei

Monaten periodisch nach Hause zurück, um periodisch wieder Dienst zu tun. Am Ende eines dieser Dienstabchnitte, wir hatten bereits unser gesamtes Material im Zeughaus abgegeben, kam die Nachricht: «Die Truppe bleibt bis auf Weiteres im Dienst.» Die Alliierten waren in Sizilien gelandet. Die Reaktion: Mann liess sich vollaufen. Die Tage darauf: rebellisches Aufbegehren, Verstocktheit, Schlamperei breiteten sich aus. Am Morgen früh wusch man sich am Holztrog, in den aus dünnen Rohren das Wasser mehr tropfte als floss. Bei einigen Unternullgraden gab's auch keine Tropfen mehr. Aber gleichwohl: «Auf! Tagwacht!» Draussen, in Hose und Nagelschuhen, mit nacktem Oberkörper, hätten wir Waschungen simulieren sollen. Wir weigerten uns. Korporal, Feldweibel, Zugführer machten ihre Auftritte, um uns anzubrüllen. Herr Oberleutnant kreischte etwas von Dezimieren und Savaton (Festungshaft) wegen Befehlsverweigerung. Von diesem Tag an wurden wir eine Stunde früher geweckt, traten an im selben Kostüm, ohne Waschung, um uns die Flausen vertreiben zu lassen durch Frühturnen mit Übungen ohne jeden gymnastischen Wert aus Programmen eidgenössischer Turnfeste. Diese idiotischen, im Takt ausgeführten Zuckungen von Hampelmännern hatten den einzigen Zweck, uns zum fraglosen Gehorsam zu zwingen. Einen Befehl auszuführen, dessen Sinn ich nicht erkennen konnte, fiel mir persönlich schwer. Manipulationen an der Waffe, stundenlanges Wiederholen der ewig gleichen Handgriffe, mit verbundenen Augen ein Karabinerschloss auseinandernehmen und wieder zusammensetzen – das sind Dinge, die jeder durchschnittliche Mensch bald einmal kann.

Weshalb hier nicht öfter aufbegehrt wurde? «Duesch das – duesch nüt anders!» hiess es. Ich kann mir vorstellen, dass Menschen, die lebenslang in Abhängigkeit leben, ohne Nachdenken das tun, was ihnen befohlen wird, nur um sich die Sympathie des Vorgesetzten nicht zu verscherzen. Ich weiss auch aus vielen Gesprächen mit Kameraden, dass es ihnen im Dienst oft besser ging als zu Hause: Gedanken an Arbeitslosigkeit wurden verdrängt, kein Chef, der dauernd auf einem herumtrampelte, keine klagende Ehefrau, keine quengelnden Kinder, genug zu «fressen» und zu «saufen». Und spielen, nächtelang, wer konnte das schon zu Hause? Unter der Lampe am Tisch, versteckt hinter aufgehängten Wolldecken ging's ums Geld. Auch um

die Unterstützungsgelder, die in den ersten Monaten den bedürftigen Soldaten zur Weiterleitung an Frau und Kinder in die Hand gedrückt wurden. Das musste auskommen. Das Spiel war für eine Weile aus. Die Schuldigen im Arrest.

Doch die «Kiste» war gar nicht unbeliebt – besonders in strengen Zeiten.– endlich Ruhe, endlich Ausschlafen. Das übrige besorgten die Kameraden. Eines Tages drohte der Hauptmann, jeden neuen Arrestanten dem Arbeitgeber anzuzeigen. Ich hielt ihm vor versammelter Kompanie vor Augen, dass er – laut Dienstreglement – damit seine Kompetenzen überschritt, dass wir als freie Bürger in einer Miliz- und nicht in einer Berufsarmee ... Er zog noch am selben Abend seine Drohung zurück, zahlte mir aber meine Intervention nach Strich und Faden heim.

Militärischer Drill, nutzlose Übungen und allgegenwärtige Schikanen ***Als Soldat, Jahrgang 1919, in der Gebirgsinfanterie***

Ich war der Gebirgsinfanterie zugeteilt, machte aber in den langen Jahren des Aktivdienstes nicht in einem einzigen Gebirgsmanöver im grossen Verband mit. Es war offensichtlich eine ausgemachte Sache, dass ein Krieg, der nicht den Fahrstrassen entlanggeführt wurde, ein Ding der Unmöglichkeit war.

Einer Gebirgsarmee stellen sich vom Nachschub her die schwierigsten Probleme. Wo aber ein Wille ist, da ist ein Weg. Die primitiven Luftseilbahnen, die von den Bergbauern hergestellt und jahraus jahrein benutzt wurden, erwiesen sich als erstaunlich leistungsfähige Transportmittel. Dies wurde offenbar von keinem der höheren Offiziere bemerkt.

Ein anderes düsteres Kapitel wäre über die soldatische Ausbildung zu schreiben. Während alles, was mit Drill und Exerzieren zu tun hatte, mit der entsprechenden Pedanterie betrieben wurde, musste die Gefechtsausbildung weit hintenanstehen. Aus dem fragwürdigen Scheibenschiessen wurde ein wahrer Kult gemacht, weshalb man das militärisch wichtige und nützliche Gefechtsschiessen getrost über das Konto der Vergesslichkeit abschreiben durfte. Sturheit war das Gebot der Zeit. Sie hatte in der soldatischen Ausbildung den Oberbefehl. Der junge Schweizer wurde vom ersten Tag der

Rekrutenschule an zum Idioten gestempelt, und dabei blieb es bis ans Ende seiner Dienstzeit. Er hatte Befehle entgegenzunehmen und auszuführen, und im Übrigen war er gerade gut, dauernd angefaucht und ausgeschimpft zu werden. Die Folge liess nicht auf sich warten, denn der fügsame Wehrmann fand bald heraus, dass er sich nach der Ausbildung zu richten und sich dementsprechend als Trottel hinstellen hatte. Als ich einst mit Sack und Pack in den Dienst einrückte, begegnete ich einem Bekannten, der vorübergehend dienstfrei und deshalb in Zivil war. «So, so, gehst du den ‚Löli‘ machen?» bemerkte er. «Es ist genau, wie du sagst», antwortete ich. Wir hatten den Auftrag, mit der Infanteriekanone eine Tankatruppe zu erledigen, die von einer Rakete angekündigt über ein improvisiertes Geleise hinuntergerollt und -gerumpelt käme. Alles war aufs Trefflichste eingerichtet und vorbereitet: die Rollbahn, die Warnung mittels Raketensignal und die Geschützstellung. Die Rakete ging hoch, der Tank kam um eine Kurve gerollt, und wir feuerten, was das Zeug hielt. Die Einschläge lagen alle in der Seite prächtig, aber in der Höhe mit konstanter Boshaftigkeit um rund zwei Meter zu kurz. So emsig wir feuerten, erzielten wir doch keinen Treffer. Noch selten zuvor hatten Soldaten so lange Gesichter gemacht wie wir. Wir hatten übersehen, dass wir mit Langgranaten schossen, die eine weniger gestreckte Flugbahn hatten als die Panzergranaten. Beim Zielen hatte der Richter (der Mann am Richtaufsatz) von den zwei Fadenkreuzen, die den verschiedenen Geschosstypen entsprechend im Zielgerät eingezeichnet waren, das falsche benutzt. Daher waren alle Schüsse zu kurz, während der erste Schuss bereits ein Treffer gewesen wäre, wenn nicht nur der Richter, sondern jeder weitere Kanonier – ein Offizier war nicht dabei – sich die Sache zunächst überlegt hätte. Die Blamage war um so grösser, als die Infanteriekanone eine ausgezeichnete Waffe war: solid, präzise, relativ leicht, auch im schwierigsten Gelände verwendbar, einfach in der Handhabung, und vor allem wirksam, was auch für den Minenwerfer, die andere sogenannte schwere Infanteriewaffe, galt. Beide Produkte waren hervorragende Erzeugnisse der Schweizer Industrie. Ihre Verwendbarkeit und Wirksamkeit wären in einer Gebirgsarmee erst recht zur Geltung gekommen. Es fanden Manöver statt. Man mied dabei das unwegsame Gebirge wie die Pest. Darüber war der Soldat im Bild, bevor er ins Manöver zog. Sonst aber durfte er überhaupt nichts wissen. Er hatte wie gewohnt Befehle entgegen-

zunehmen und sie auszuführen, und damit basta. Die Armeeführung hatte noch nie von General Montgomery gehört, der einen jeden, selbst den Küchengehilfen, über das Ziel und den Zweck einer bevorstehenden Operation, das Gelände, die eingesetzten Streitkräfte und die Stellungen und Bewegungen des Feindes informiert hielt. Die Ignoranz unserer Heerführung rechtfertigte sich aber leicht damit, dass der Fremdling Montgomery mit dem Sonderfall Schweiz nichts zu tun hatte.

Hingegen war die Schikane, die im Militärdienst eine nicht untergeordnete Rolle spielte, vom sogenannten Sonderfall nicht wegzudenken. Sie zeigte sich deutlich und augenfällig in der Bekleidung und Ausrüstung des Schweizer Soldaten, auch «Dätel» genannt. Der Tornister, der Kaput, die Gamelle und die Patronentaschen waren sagenhafte Monumente der Unzweckmässigkeit. Der Kaput war für den Zweck bestimmt, gerollt und auf den Tornister geschnallt zu werden und daselbst zu bleiben, egal ob die Temperaturen sich um 30 Grad Hitze oder um minus 10 Grad Kälte bewegten. Das hatte seinen tieferen Grund darin, dass in Anbetracht der mangelnden praktischen Verwendbarkeit die Soldaten selbst in der grössten Winterkälte nur selten wagten, den Kaput zu demontieren, anzuziehen und zu tragen. Als Zierde der Vollpackung bewahrte er hingegen in allen Jahreszeiten seine volle, hohe Bedeutung. Alle aufgezählten wundersamen Gegenstände waren zweifellos Reliquien aus der Zeit Friedrichs des Grossen, weshalb sie einen beachtlichen sakralen Wert hatten.

Die ganze Vielfalt der geschilderten militärischen Kuriositäten verblasste aber angesichts der alles überragenden Bedeutung, die das Wachestehen oder, wie es im Jargon hiess, das Wacheschieben hatte, was schon daraus hervorging, dass es meistens eine Verlegenheitsbeschäftigung oder – von oben gesehen – eine patente Art war, die Zeit totzuschlagen. Man bewachte die Internierten, soweit sie nicht abwesend, weil bei den hübschen Schweizerinnen waren, man bewachte das Dorf mit dem Auftrag, bei Brandausbruch die Wache zu alarmieren, man bewachte das Wachlokal und beherzigte den Spruch: «Ich bewache die Wache, Wachbefehl fertig», und man bewachte dies und das. Der Leser möge sich nicht wundern, dass der wachhabende, aber wenig wachsame Soldat sich reichlich überflüssig vorkam. Es gab Hauptleute, die auf einen strammen, streng reglementarischen Wachaufzug, für den u.a. die Vollpackung und der aufgesetzte Helm vorgeschrieben waren, den grossen Wert legten, den sie

ihm beimassen. In dem feierlichen Ritual der Wachablösung, das dem Aufmarsch der Mannschaften folgte, war der schöne Spruch zu hören: «Kamerad, noch eine Frage?» «Nein, Kamerad.» Ein Kommentar dürfte sich erübrigen.

Soviel sei noch gesagt: dass die hohen Befehlshaber mit der Motivation der Truppe gewollt oder ungewollt nicht zurechtkamen. Wenn aber eine Übung mit scharfer Munition und unter dem Einsatz aller Infanteriewaffen in der Form eines sogenannten Handstreiches auf einen supponierten Gegner durchgeführt wurde, dann waren alle Infanteristen und Grenadiere gern für die spannende und sehr instruktive Unternehmung zu haben. Ich selber machte bei zwei solcher Übungen mit.

Sonst aber war ich während der langen Wochen der Tatenlosigkeit von der militärischen Führung wenig eingenommen. Ich sagte mir zu Recht oder Unrecht, dass General Guisan einer jener fatalen Befehlshaber war, die um einen Krieg hinter dem Krieg zurückgeblieben waren. Aber ich hielt den Waadtländer für einen geschickten Diplomaten. Daher wunderte es mich nicht, dass er sich, summarisch gerechnet, vom Sommer 1940 bis zum Sommer 1942 auf die Taktik des Leisetretens verlegte, die sich gegenüber jenem Hitler dort draussen empfahl, vor dessen hysterischen Anfällen man nie sicher war. Der Diplomat war jedenfalls einem Haudegen oder Säbelrassler vorzuziehen. In jenen zwei Jahren begnügte sich der General mit einer Pantoffelarmee, denn mit Pantoffeln tritt man leise. Schlussendlich erreichte er aber das weitaus Wichtigste: Er bewahrte das Land vor dem Krieg und vor der Besetzung. Der Friede wäre jedoch für einen weniger unrühmlichen Preis zu haben gewesen. Das Verhalten der politischen und militärischen Führung wurde zu oft von der Angst vor der deutschen Bedrohung diktiert. Daher auch die mangelnde Motivierung der Truppe und der Zivilbevölkerung.

Selbstmordversuch im Schulhauskeller

Als 21jährige Primarlehrerin 1940 in einer Dorfschule im Kanton Zürich

Im November 1940 musste ich eine Stellvertretung an einer Dorfschule im Kanton Zürich antreten: 8 Klassen – 48 Schüler. Diese Aufgabe ging über meine Kräfte. Ich hatte eben erst die Ausbildung abgeschlossen. Der Lehrer war im Dienst, und ich konnte bei der Lehrersfrau wohnen.



Abb. 22: Schulpause in Steckborn

Weil die Schulzimmer nur schlecht oder gar nicht geheizt waren, mussten sich die Jugendlichen sporadisch mit Turnübungen aufwärmen. (Hans Baumgartner)

Am Montag der zweiten Woche klopfte es heftig an die Schulzimmertür. Ich öffnete: Der ganze Vorraum war feldgrau, Einquartierung! Der Feldweibel mass mit Schritten das grosse Schulzimmer aus: «Zwei Züge können hier einquartiert werden.» «Und die Schüler und ich?» fragte ich ihn. «Sie müssen sich etwas anderes organisieren, oder wir schliessen die Schule.» Mit jeweils der Hälfte der Schüler arbeitete ich dann im kleinen Handarbeitszimmer weiter.

Schon bald gab es Manöver. Im Morgengrauen packten die beiden Züge und zogen in der Dunkelheit los: Regen, Pflotsch, Trampeln, Flüche und dann Stille. Nach drei Tagen kam die Einheit in der Dämmerung zurück. Vierer-Kolonnen, dazwischen Geschütze, Mann und Material mit Dreck überkrustet, schweigend. Nur drei Mann, den in der Mitte schleppten sie. Er schluchzte: «Ich bin unschuldig, lasst mich los ...» Vor dem Schulhaus

scherten sie aus und schleppten den schreienden Kameraden in den Keller, knallten die Türe zu und drehten den Schlüssel. Die Lehrersfrau verlangte Auskunft, denn es war ja ihr Keller. «Schwarzer Arrest, er hat im Graben den Major nicht gegrüsst. Er hat ihn bei all diesem Dreck nicht erkannt.» Dann schritten sie als letzte in die Kantine. «Bekommst auch was Warmes!» riefen sie noch in den Keller hinunter.

Der arme Kerl polterte an die Türe: «Ich bin unschuldig, lasst mich raus!» Er schluchzte und schrie verzweifelt. Plötzlich wurde er still. Wir Frauen dachten, er habe sich in sein Schicksal ergeben. Die Wache kam nach einiger Zeit mit einer Gamelle voll warmer Suppe zurück. Wir Frauen standen neugierig auf dem Treppenabsatz. «He, wo bist du?» riefen die Kameraden. Keine Antwort. Und dann: «,Jesses', da hängt er, herunter mit ihm, vielleicht können wir ihn wiederbeleben.» Der Körper polterte zu Boden, wir Frauen standen unter der Tür. Die Soldaten beatmeten den Leblosen mit Erfolg. Nach einer Minute kam er zu sich, wusste aber nicht mehr, wo er war, redete wirres Zeug, schlug um sich, klappte aber vor Schwäche wieder zusammen. Wir konnten ihn nicht verstehen, denn er redete im Berner Dialekt des Simmentals. Die Lehrersfrau rannte in die Wohnung und holte Cognac. Der arme Bergbauernbub verschluckte sich und spuckte alles wieder aus: «Ihr wollt mich vergiften!» schrie er. Als er aber das Gesicht der Frau sah, begriff er, dass ihm geholfen wurde. Er würgte ohne Widerstand den Cognac hinunter. So kam er wieder auf die Beine.

«Herrgott, Weiber im Arrestlokal, wenn das der Kadi sähe, raus mit euch!» Sie packten uns an den Armen und stellten uns auf den Vorplatz hinaus. Wir «Weiber» rannten in die Wohnung, zitternd vor Schreck, hielten uns an den Händen und berieten, wie wir dem armen Bergbuben helfen konnten.

Tote und Verletzte

Als 26jähriger Gebirgsfüsilier am Gefechtsschiessen vom 27. Juli 1943

Es ist mir kein Ereignis aus der Aktivdienstzeit in so guter (schlechter) Erinnerung geblieben wie das kombinierte Gefechtsschiessen am 27. Juli 1943 auf der Alp. Vor dem denkwürdigen Unglückstag spielten wir Gebirgsinfanteristen die ganze Übung ein paarmal durch, nur mit dem

Unterschied, dass uns die Flugwaffe und die Artillerie nicht unterstützten. Wir von unserem Stosstrupp liegen gespannt in unseren Löchern und warten auf das Kommando zum Angriff. Zuerst kommen die Flieger und bombardieren die ausgesteckten Ziele, dann schiesst sich die Artillerie auf eine befestigte Felskuppe ein, die Granaten krepieren genau auf der Kuppe (zum Zuschauen ein schaurig-schönes Schauspiel). Das ist das Zeichen für unseren Angriff: Wir werfen unsere Offensivhandgranaten in die nächste Deckung und stürmen vor. Die Artillerie unterstützt uns dabei mit einem drei Minuten dauernden Trommelfeuer. Auf einmal merken wir, dass die Granaten immer kürzer einschlagen. Wir können nur noch auf das Heulen und Pfeifen der daherfliegenden Geschosse hören und in Deckung gehen. Den Ausruf unseres Schiedsrichters «Sind Sie verrückt, aufzustehen!» ignoriere ich, weil ich eine bessere Deckung suche. (Wenn ich die alte Stellung nicht gewechselt hätte, wäre ich wahrscheinlich nicht mehr am Leben.) Nach dem Gedröhn der Flieger, dem Knattern der Maschinengewehre und den Detonationen der Granaten herrscht auf einen Schlag Totenstille. Ein paar Meter neben mir liegt «scheinbar» bewusstlos mein Kamerad, aber er ist schon tot. Seine Lunge hat die enormen Druckwellen der Granaten nicht ausgehalten. Weiter vorne stöhnt ein anderer Kamerad, er ist ein blutjunger, erst aus der RS (Rekrutenschule) zu uns gestossener LMG-Schütze. Ihm ist ein grosser Granatsplitter durch den Stahlhelm in den Kopf gedrungen. Auf dem Transport ins Spital Walenstadt erlag er den schweren Verletzungen. Traurige Bilanz dieses denkwürdigen Tages: **zwei Tote und mehrere verletzte Kameraden.**

Verpflegungsgerechtigkeiten

Als Kanonier, Jahrgang 1902, in Walenstadt

Wir waren in Walenstadt einquartiert, wo wir für die Einnahme der Verpflegung auf die Wirtschaften verteilt wurden. Nach einigen Tagen rückte auch eine Verpflegungskompanie ein, deren Mannschaft ebenfalls auf die Wirtschaftslokale verteilt wurde! Nun mussten wir 45er feststellen, dass unser Essen gegenüber demjenigen der «Neuzugezogenen» wie Tag und Nacht war. Mit berechtigtem Neid stellten wir fest, dass die letzteren

gegenüber uns wie Barone von ihrer Militärküche gepflegt wurden, so dass sich bei uns die Frage aufdrängte, ob vom Bund bei der Vergütung der Verpflegung pro Wehrmann mit zweierlei Ellen gemessen werde. Wir sahen diesen so verschiedenen Dinners und Soupers eine ganze Woche lang zu, bis bei uns der Zapfen abbrach. Eine grosse Zahl von Kameraden kam mit dem Begehren zu mir, ich solle mit einer Beschwerde beim Kommando unsere miserable Verpflegung schildern. Nach einigem Zögern entsprach ich dem Wunsch der Kameraden, denn es war mir bewusst, dass ich eventuell mit dem Kompaniekommandanten und dem Fourier einen Span auszufechten hätte. Um der Sache noch den nötigen Nachdruck zu verleihen, liess ich die Beschwerde von 42 Kameraden unterschreiben und auf dem Dienstweg dem Kommando zugehen, samt einer Kopie an das Armeekommando. Nach vier Tagen erschien ein Oberstleutnant mit violetter Achselpatte (Justizoffizier), und ich hatte anzutreten. Ich meldete mich an, und der Herr Oberstleutnant hielt mir die Kopie meiner Beschwerde vor die Nase mit den Worten: «Was haben Sie da gemacht, Kanonier M.?» Ich antwortete: «Eine Beschwerde, Herr Oberstleutnant.» Er stellte zum zweitenmal die gleiche Frage, und ich antwortete gleich wie vorher. Nun donnerte mich der Offizier zum drittenmal mit der gleichen Frage an, die ich mit ebenso verstärkter Stimme genau mit den vorherigen Worten beantwortete. Hierauf meinte der Justizoffizier, dass er noch gut höre, und wollte von mir wissen, ob ich das Dienstbüchlein auch schon durchgelesen habe. Ich musste ihm gestehen, dass ich bis heute mein Augenmerk nur auf den richtigen Eintrag der Dienstleistung richtete. Mit sehr ernster Miene erklärte er mir dann, dass ich eine Meuterei inszeniert habe und mir und meinen Mitunterzeichnern einige Wochen Militärstrafanstalt gehörten. Er habe jedoch den Fall genau untersucht und festgestellt, dass der Inhalt der Beschwerde hundertprozentig den Tatsachen entspreche, und es werde dafür gesorgt, dass die Verpflegung besser werde. Dies war schon anderntags der Fall. Unsere Küchenmannschaft, die aus Schlossern und Maurern bestand, wurde durch Fachleute aus der Verpflegungskompanie ersetzt, so dass wir nachher ebenfalls fast wie Barone gepflegt wurden.

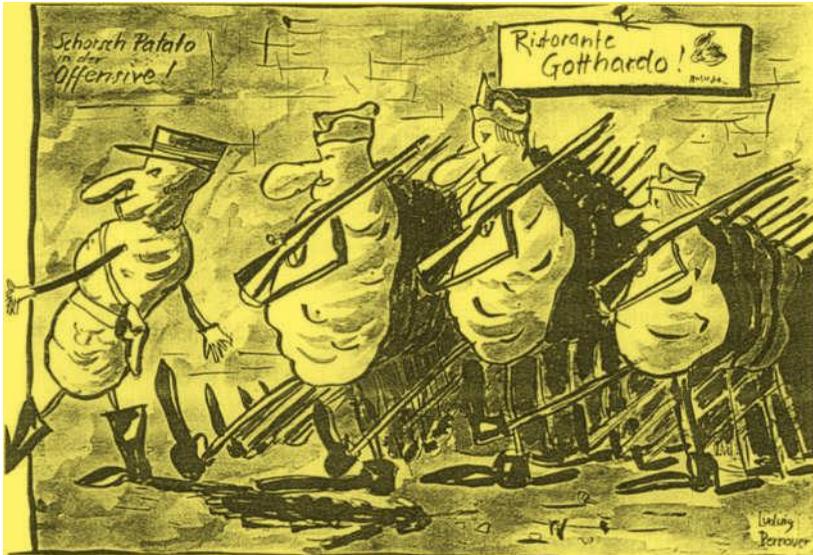


Abb. 23: Schorsch Patato

Das Essen im Aktivdienst war zwar oft reichhaltiger als zu Hause, aber nicht immer besser: Glosse auf die «ewigen und schlechten» Kartoffeln.

(Zeichnung: Ludwig Bernauer)

Nur begrenzte Einigkeit

Als Strumpfwirker und Gefreiter Mitrailleur, Jahrgang 1912, zwischen allen Fronten

War es Zufall, dass die Einheit, in der ich eingeteilt war, im September 1939 nach meinem Wohnort dislozierte? Wir wurden damals kaum 100 Meter von meinem zivilen Arbeitsplatz einquartiert. Mein Arbeitsplatz war nach dem Einrücken von einem Deutschen und einem Italiener eingenommen worden. Beim Deutschen wussten wir nicht genau, ob seine Sympathien eher dem Hakenkreuz als dem Schweizerkreuz galten. Und so hatte ich nun jeden Tag die Möglichkeit, mir zu überlegen, ob ich den Militärdienst wirklich für mein Land und unsere schweizerische Bevölkerung oder auch für meine ausländischen Kollegen machte. Diese konnten fast bis zum Kriegsende immer und zum vollen Verdienst arbeiten. Damals noch ledig, stand mir neben dem Sold lediglich eine Tagesentschädigung von 50 Rappen

zu. Finanzielle Verpflichtungen wie das Zahlen von Krankenversicherungsprämien und von Steuern mussten eingehalten werden.

Ende Oktober wurde unsere Kompanie in die Linthebene verlegt. Bis Ende April 1940 gab meine Firma für mich überhaupt nie Urlaub ein; der Direktor hatte sein Herz eher nördlich der Grenze. Zu jener Zeit mussten Urlaubsgesuche für Unselbständigerwerbende von den jeweiligen Arbeitgebern eingereicht werden. Und da offenbar die vorhandenen Ausländer und die zwei bis drei nicht dienstpflichtigen Schweizer für den damaligen Auftragsbestand genügten, konnte er sein Mütchen an missliebigen Schweizern kühlen. Meine Kollegen aus dem Arbeiterstand konnten erleben, wie die Urlaubsgesuche aus dem Gewerbestand und aus der Landwirtschaft am laufenden Band bewilligt wurden. Hatten wir anfangs noch volles Verständnis dafür, so machte dieses mit der Zeit einer grossen Bitterkeit Platz. Die bei der Mobilmachung auch von uns Arbeitern erhoffte Einigkeit schien offenbar in der militärischen Praxis nur begrenzt zu gelten.

«Und ich mit meinem miesen Sold»

Als Soldat, Jahrgang 1920, in Schwierigkeiten

Im Winter 1941 gab der Feldweibel beim Hauptverlesen bekannt, die Soldatenmütter würden auf Weihnachten Socken stricken, und wer etwas wünsche, solle sich melden. Da gingen zuerst die Bankangestellten und verkündeten ihre Wünsche: Unterhemden, Socken, Pullover. Da dachte ich mir, wieso gehe ich nicht auch? Ich wollte auch ein Paar Socken und ein Unterhemd. Am andern Tag hiess es dann, ich müsse 30 Textildcoupons abgeben. Ich schrieb meiner Mutter nach Hause, sie schickte mir die Coupons, ich gab sie ah erhielt aber nichts dafür! Nach Jahren erfuhr ich, dass das Kader die Kisten mit den Kleidern unter sich auf geteilt hatte. Das war wie heim Turnen: Wir mussten ja Turnen. Einmal fiel mir ein Diskus ganz blöd aus der Hand und rollte zum Fluss hinunter. Die Korporale standen daneben und schauten zu. Keiner hätte auch nur einen Finger gerührt! Und ich mit meinem miesen Sold ... Ich musste den Diskus auch noch bezahlen! Dabei hatte ich das ja nicht vorsätzlich gemacht. Meine Mutter schrieb mir einmal, sie habe kein Geld mehr, sie wisse aber, dass

man in solchen Fällen heim Hauptmann Geld für die Familie beantragen könne. Ich war jedoch zu stolz und wäre nie zum Hauptmann gegangen – auch wenn der Hilferuf von meiner Mutter kam. Ich hatte eine solche Wut auf das Kader. Ich konnte einfach nicht. Auch sah ich, wie unser Hauptmann sich mit einem Töchterchen aus dem Dorf herumtrieb. Und der gleiche Hauptmann konnte dann zwei oder drei Tage später an der I.-August-Feier hinstehen und eine Rede halten! Ja, ja, er war ein Patriot. Das war doch ein Charakterlump! Ich glaube, im Ernstfall hätten wir zuerst einmal unser Kader erschossen ...

Der scheussliche Jahresanfang

Als 23jähriger Soldat im Januar 1945 in Göschenen und im Tessin

Der 1. Januar 1945 hätte als filmreif gelten können. Um drei Uhr morgens verliess ich mit meiner Freundin ein Dancing in Bern, vor uns trugen zwei Männer eine leblose Frau, die auf der Tanzfläche zusammengesunken war. Am späten Abend befand ich mich in Uniform auf dem Bahnhofgelände von Göschenen beim Geschützverlad. Ein telegrafisches Aufgebot hatte diese brutale Lebensveränderung zustandegebracht.

Göschenen in der Aktivdienstzeit, man kann sich schwerlich etwas Bedrückenderes vorstellen ... Die starren Glotzaugen unseres Hauptmannes entdeckten auch meinen schrecklich gerollten Kaput, wir waren doch erst am 20. Dezember 1944 entlassen worden. Das neue Jahr fing entschieden scheusslich an. Gegen Mitternacht, verhiess ein Gerücht, sollten wir nach Mendrisio dislozieren. Die Stimmung hob sich ein wenig, Dienst im Tessin, das war (Airolo ausgenommen) noch irgendwie erträglich. In Mendrisio begann sofort der Stellungsbezug, ein Lastwagen brachte Sandsäcke, und bei der ersten Wache fühlten wir uns wie echte Frontschweine. Die «Front» bestand aus einer Situation, die ich erst viel später über Detailberichte herausfand. Was wir damals als «Information» über die Lage bekamen, war total liederlich.

Diese Bezeichnung passte ebenfalls auf das Waffensystem der Schweizer Fliegerabwehr. **Die Waffenfabrik Oerlikon exportierte hervorragende Vierlingsflab ins Deutsche Reich.** Wir hatten einrohrige 20-Millimeter-Geschütze

der Zürcher Waffenfabrik. Sie eigneten sich bestens für Stellungsbezüge und Putzübungen. In der Nacht mussten wir bei jedem Alarm aus dem Stroh, obwohl uns keine Scheinwerferereinheit zugeteilt war. Dieser Unsinn war ganz typisch bei der Schweizer Flab (Fliegerabwehr), man nannte dies Angewöhnung an den Ernstfall. Wäre dieser im grossen Stil eingetroffen, wären wir entsetzlich arme Schweine gewesen, es gab nämlich für uns überhaupt keine Sanität. In unserem Flabdetachment (die Nummer sei aus Höflichkeit verschwiegen) existierte ein einziger fähiger Offizier. Das war aber nicht der Kommandant. Wir hatten einen Trottel als Küchenchef und dasselbe als Fourier. Der Feldweibel war ein Schlitzohr, und wenn die allgemeine Dienstmoral ein Mensch gewesen wäre, hätte er bestimmt jämmerlich gestunken.

Unterdessen waren unsere Stellungen auf den Bahnhof des idyllischen Balerna verlegt worden. Mitte März bekamen alle Landwirte einen längeren Urlaub. So fehlte fast ein Drittel der Mannschaft, und jetzt dürfe auch niemand in den Arrest, sonst hätten wir die Geschützwachen nicht mehr zustandegebracht. In den Sandburgen wurde gejasst, gesoffen und geschlafen. Ich bevorzugte die ersten vier Abendstunden, da konnte ich beim Lichte einer kleinen Kerze von einer baldigen friedlichen Welt träumen. Gegen Ende März passierte es:

[Auf dem Bahnhof stand ein langer deutscher Kohlenzug](#), die Gotthardlinie funktionierte als einwandfreie Nachschublinie für die Teutonen. Die brave Schweizer Armee gab sich ja damals hübsch Mühe, der Sache den nötigen Schutz zu geben. Man nannte dies Wahrung unserer Unabhängigkeit. Auf einem Stapel Eisenbahnschienen baute ich mein Gerät für Entfernungsmessung auf, sämtliche Geschütze waren in der Nähe. Wir hatten einen turbulenten Nachmittag. Alarm. Endalarm. Beim Endalarm musste man besonders aufpassen, dann kamen die Amerikaner mit Vorliebe. Das Schweizer Hoheitsgebiet ist hier so schmal, dass ein Alarmsystem hier nie klappen konnte.

Auf der Höhe des Dorfes Ligornetto erfasse ich vier Lightnings, das waren sehr schnelle US-Maschinen mit einem Doppelrumpf ... Plötzlich drehen sie genau in unsere Stellung hinein ... Jetzt, denke ich, gehen sie in den Stechanflug, ich schreie «12», das bedeutet für den Kenner 1'200 Meter Entfernung. Ein anderer schreit «Feuerbereit!» Ich springe in die schützen-

de Tiefe der Hölzer, höre gleichzeitig den unvergesslichen Ton einer 12-Millimeter-Maschinengewehrsalve, endlich ballern unsere Rohre, um etliche hundert Meter zu spät... Der Feind ist nicht mehr sichtbar, ich habe nasse Hosen. Sichtbar wird nach zehn Minuten ein bleicher Hauptmann. Auf dem Bahnhof steht, merkwürdig schief, ein kleiner Esel.

«Man wurde immer beschäftigt»

Als Soldat. Jahrgang 1915. im Aktivdienst

Wir mussten am Samstag beim Moosmattschulhaus einrücken. Jede halbe Stunde tauchte wieder eine Gruppe auf, bis es auf einmal einen Unterbruch gab: Die aus dem Seetal kamen nicht, weil ihr Zug bei Emmenbrücke entgleist war!

Am Sonntag mussten wir auf die Allmend in Luzern, den Eid leisten. Wir mussten schwören, dass wir das Vaterland verteidigen werden bis zum letzten Blutstropfen. Das war sehr eindrücklich. Dann hiess es fassen: einen Tornister voll Kriegsmunition, eine Wolldecke, Nahrung für drei Tage und die Waffe. Das alles wog etwa 40 Kilogramm. Dann hiess es «Sack auf!» Wir marschierten also über Emmen, Hellbühl, Wohlhusen. Willisau, Zell, Huttwil nach Madiswil – alles auf Asphalt und mit schweren Nagelschuhen. Etwa 20 von uns bekamen blutige Füsse und mussten aufgeladen werden. Nachher hiess es aber, das sei Befehlsverweigerung gewesen! Wir andern konnten nicht einmal mehr die Schuhe selber ausziehen, die Füsse waren derart aufgeschwollen. Drei Tage lang konnten wir fast nicht mehr gehen. Ex-Kleider bekamen wir auch nicht. Es ging etwa 14 Tage, bis wir ein Ex-Tenue erhielten.

Die ganze Mobilmachung war für alle eine Überraschung. Deshalb mussten wir auch am Anfang so viel marschieren und «lochen» – nur damit die Zeit verging. Die wussten ja nicht, wie die Zeit totschiessen! Überhaupt wusste man damals gar nichts. Ich selber dachte immer, dass die Deutschen sowieso nicht kämen. Deshalb hatte ich auch keine Angst.

Nach drei Wochen Madiswil hiess es, die Heeresleitung habe den Grenzschutz eins, zwei und drei festgelegt. Wir mussten also gegen Baden, mit 40 Kilogramm auf dem Rücken! Dort wurde gesagt, dass wir uns sofort

«verlochen» müssten. Vom Oktober 1939 bis im März 1940 «lochten» wir ohne Unterbruch – Urlaub hatte ich nie. Am Schluss befand sich die ganze Kompanie ungefähr 2.20 Meter tief im Boden. Unsere Gruppe war unmittelbar am Waldrand, vor uns lag das freie Feld. Wenn die Deutschen gekommen wären, hätten wir sie hinter den Stacheldrahtverhauen in Empfang genommen oder erschossen. Das war die Theorie damals.

Es war sehr kalt, es hatte geschneit und geregnet. Jeden Tag mussten wir bis um halb vier Uhr draussen arbeiten. Wenn man nach Hause kam, musste alles geputzt werden. Am Samstag war jeweils Auslegeordnung. Man musste den Tornister herunternehmen und alles auf dem Schulhausplatz auslegen, und zwar genau nach Vorschrift. Die Offiziere wussten ja nicht, was sie mit uns anfangen sollten. Das Messer kam dorthin, der Brotsack dahin, der Löffel... Und wenn etwas falsch lag, wurde man aufgeschrieben und konnte drei Abende lang nicht in den Ausgang. Auch dann, wenn nur die falsche Klinge beim Messer herausgeklappt war! Die Offiziere hatten nichts anderes zu tun. Die meisten von ihnen waren übrigens Lehrer. Nur der Hauptmann war Bankangestellter.

Zwischendurch war Weihnachten, und die Verheirateten konnten nach Hause. Wir andern mussten bleiben. Ich erinnere mich noch gut an die Silvesternacht: Ich stand Wache. Am Tag zuvor hatten wir Ausgang gehabt. Das war eine Episode! Mein Kamerad hatte zuviel getrunken, und wir kamen zu spät zur Wachablösung. Ich schlug dann den zwei Wachsoldaten vor, sie sollten uns Stahlhelm und Gewehr geben – halt inoffiziell. Die zwei waren einverstanden und zogen ab. Nach zwei Stunden wurden wir abgelöst. Ich dachte, dass jetzt die Schwierigkeiten anfangen würden. Der zuständige Offizier war nicht in der Nähe, er war privat eingeladen. Niemand wusste, dass wir zu spät gekommen waren.

Bald gab es Urlaube. Unsere Kompanie umfasste ungefähr 200 Mann. Davon waren immer etwa 120 im Dienst. Die andern konnten jeweils nach Hause. Wir hatten nämlich viele Bauern, die zur Erntezeit auf ihre Höfe zurück mussten. Ich selber war Käser und konnte auch ab und zu weg. Deshalb habe ich auch nur etwas über 500 Dienstage in meinem Büchlein. Im März 1940 wechselte ich dann meinen Arbeitgeber. In der Zeitung stand, dass ein Käsermeister einen Käserburschen suche. Für die Dispensation beim Kriegsernährungsamt in Bern werde gesorgt. Ich konnte also

während des Sommers Geld verdienen. Der Sold betrug damals ja nur 3 Franken 50 Rappen.

Im Winter wurde man wieder aufgeboten. Ich war auch einige Monate in Genf, im Tessin, dann in der Nähe von St. Gallen. Man wurde immer beschäftigt.

Als ich dann in Steinhausen arbeitete, hatte ich wieder eine Kriegsdispens. Der Hauptmann behauptete aber, die gelte nicht, solange er diese nicht habe. Ich fragte also immer wieder nach, ob sie nicht endlich eingetroffen sei. Um sechs Uhr abends kam dann der Befehl, ich müsse mich melden.

Einen Tag später mussten wir unserer drei vor die Kompanie treten: Der Hauptmann behauptete bei dieser Gelegenheit, wir hätten alle den Befehl verweigert und müssten deshalb zur Strafe um den Sarnersee herum marschieren. Ich hatte aber keine Ahnung, wieso der auf Befehlsverweigerung kam. Ich war ja zur rechten Zeit eingerückt – trotz meiner Dispens. Egal, wir mussten um den See marschieren. Der Leutnant, der uns zu kontrollieren hatte, empfahl uns, die ganze Vollpackung unter dem Stroh verschwinden zu lassen. Aber so, dass der Hauptmann nichts finden konnte. Wir durften in der Küche noch eine doppelte Verpflegung holen, und es ging los. Ein Wachtmeister musste uns mit dem Velo begleiten. Morgens um vier Uhr waren wir wieder zurück. Dann hiess es, die ganze Kompanie müsse nach Luzern – zu Fuss. Am Tag darauf mussten wir uns jedoch impfen lassen. Der Hauptmann untersagte uns, Alkohol zu trinken. Es gab aber natürlich solche, die trotzdem Bier getrunken hatten. Und die spürten nichts. Ein Bürolist holte mich aufs Kompaniebüro. Dort erfuhr ich, dass ich neun Monate Urlaub bewilligt bekommen hatte. Diese Dispens hatte er schon lange vorher, mir aber nichts gesagt, weil er wollte, dass auch ich noch geimpft werde.

Wir mussten einfach immer einsatzbereit sein. Dazwischen hatte man oft Gefechtsausbildung. Auch übten wir ab und zu im Bataillonsbereich: zwei, drei Kompanien gegeneinander. Das nannten wir «Annahmeübung». Da hiess es zum Beispiel, der Feind sei bis an die Aare vorgerückt und habe sich dort in Stellung gebracht ... Ich fand das einen ausgemachten Blödsinn. Einmal wurde verkündet, die Deutschen seien in der Nähe von Brienz gelandet, wir müssten sie vernichten oder einfangen. Das war jedoch nur wieder eine solche «Annahme». Unser Hauptmann tat aber dümmer als

dumm: Er glaubte daran. Er gab sofort den Befehl heraus, dass wir auf dem Weg nicht mehr miteinander sprechen dürften. Es müsse absolute Ruhe herrschen. Dabei nahmen wir Infanteriekanonen mit, und diese hatten Eisenräder! Die konnte man kilometerweit hören, aber schwatzen durften wir nicht. Als wir endlich mit unseren Kanonen aufmarschiert waren, sahen wir natürlich keinen einzigen Deutschen. Aber der Hauptmann hatte von nichts eine Ahnung. Auch damals, als wir ins Tessin verlegt wurden, hiess es, deutsche Truppenteile seien in der Nähe von Arogno. Was machte der Hauptmann? Er sammelte alle automatischen Waffen ein und lief mit etwa 20 Mann an den Bestimmungsort. Das dauerte ungefähr fünf Stunden. Als wir ankamen, war gar nichts los. Nicht einmal der Gemeinderat war informiert worden, dass wir kamen. Man bewachte dieses oder jenes. Wir mussten auf dem Rundgang eine Uhrenfabrik bewachen, damit sie die Deutschen nicht überfallen konnten ... Das war auch wieder eine sogenannte Annahme und ein Zeitvertreib. Sinnlos, muss man sagen.

*Im August 1944 habe ich dann geheiratet. Im September wurde die 8. Division wieder aufgeboten. Damals hatten wir bereits ein eigenes Geschäft: eine Molkerei. Der Gemeinderat schrieb aber, ich sei nicht abkömmlich zu Hause und man solle mich sofort wieder entlassen. Nach 14 Tagen konnte ich dann wieder nach Hause zu meiner Frau. Ich schickte später dem Hauptmann ein Päckli mit «Ankemödeli» und «Chäslì». Von diesem Zeitpunkt an musste ich nie mehr einrücken! Meine Dispensation wurde immer wieder verlängert. Auf diese Weise ging sowieso einiges. **Man hörte zum Beispiel, dass die Bauern der Ehefrau des Hauptmanns «öppe» Speck zukommen liessen ...***

*Gestern habe ich noch in diesem Erinnerungsbuch der 8. Division gelesen. Da heisst es auch, dass wir eigentlich kampfunfähig und schlecht ausgerüstet gewesen seien. Die Deutschen hätten das einfach nicht gewusst. Wir seien nur deshalb verschont geblieben, weil wir eine so gute Moral gehabt hätten. Von dem, was später bekannt wurde, hatten wir damals keine Ahnung. **Wir hatten ja in unseren Fabriken für die Deutschen gearbeitet!** Aber damals wusste man von nichts.*

Begegnungen

Franzosenkinder, Polen, Russen und Griechen

Als Ortswehrangehörige und Bankangestellte, Jahrgang 1919, in der Stadt Bern

(bereits während der Aktivdienstzeit geschrieben: Briefe an den Verlobten)

5. Oktober 1944

Vorgestern Montag wurde mir von der Ortswehr ins Büro telefoniert. 700 Franzosenkinder waren soeben von der Grenze aus angemeldet worden. Leider wurde erst um sieben Uhr abends mobilisiert, so dass nicht alle Kameradinnen in dieser kurzen Zeitspanne erreicht werden konnten. Unsere Zugführerin war unerreichbar, so dass ich ihren Posten übernehmen musste. Im Hof des Burgerspitals machte ich Appell, gab die erhaltenen Instruktionen bekannt, und dann marschierten wir dem Bahnhof zu. Du hättest den Bahnhof Bern sehen sollen, Kopf an Kopf standen die Leute da, und niemand durfte auf den Bahnsteig gehen. Ortswehrsoldaten mit Gewehr vertraten den Neugierigen den Weg, und wenn jemand dennoch vordrängen wollte, so wurde ihm fast der Gewehrlauf an den Bauch gesetzt. Einem dieser «tapferen» Soldaten flüsterte ich zu: «Glade?» Worauf mir dieser trocken antwortete: «Jä chabis.»

Plötzlich kam Bewegung in die Menge. Ein Offizier rief: «Passage frei!» Wir Soldatinnen marschierten in Zweierkolonne zur Treppe, gefolgt von einigen Pfadfindern. Der endlose Zug war schon lange eingetroffen. Viele Kinder, betreut von französischem Begleitpersonal und Nonnen, hingen zu den Zugfenstern hinaus und sangen die Marseillaise. Wir wurden vor die Wagen postiert und erhielten grosse Nummern angeheftet. Dann hiessen wir die Flüchtlingskinder aussteigen, und jede von uns bekam 20 dieser Kleinen zugeteilt. Meine Zöglinge bestürmten mich mit tausend Fragen: Ob dies wirklich die Schweiz sei, ob wir hier viele «Boches» eingesperrt hätten, ob dieser grosse Offizier, der so streng dreinschaue, nicht ein «Boche» sei, ob der Bahnhof Bern nicht in jedem Moment bombardiert werden könne, wann der nächste Fussballmatch stattfindet, wieviel eine Handorgel koste usw. Mir wurde fast übel. Endlich setzten wir uns in Bewegung. Die kleinen Geschöpfe sahen erbarmungsvoll aus. In meiner Gruppe hatte ich

einen ganz kleinen Buben, der mich mit seinen grossen Augen so traurig anschaute. Er wusste seinen Namen nicht und war sehr müde. Ich hob ihn auf die Arme, und er liess sich willig tragen. Als wir dann in der Bahnhofshalle durch die wartende Menge schritten, wurden uns von allen Seiten Geld und Esswaren entgegengestreckt. Ein älterer Herr kam mit offenem Portemonnaie zu jeder Gruppe, gab jeder von uns Geld für die Kinder und weinte wie ein kleines Kind. Frauen bestürmten uns, wir möchten ihnen eines dieser Kinder zur Pflege überlassen. Doch wir mussten ablehnen. Mir wurde ganz elend, und ich bekam die ganze Tragik dieses scheusslichen Krieges zu spüren.

Endlich waren wir auf der Strasse. Es war stockdunkel. Wegen der Verdunkelung waren die Strassen nur spärlich beleuchtet. Langsam bewegte sich der endlose Zug der Lorrainebrücke zu. Es begegneten uns Soldaten, die in die Kaserne gehen mussten. Kurz entschlossen blieben sie stehen, hoben die Kleinsten auf ihre Schultern und marschierten neben uns her. Ein Briefträger kam auf dem Velo dahergefahren, stoppte, stieg ab und nahm mir meinen kleinen Buben aus den Armen. Er setzte ihn auf den Sattel seines Rades, hob dann noch ein anderes Kind auf den Gepäckträger und ging mit uns schweigend den Weg zurück, den er gekommen war. Gegen elf Uhr nachts kamen wir vor der Kaserne an, wurden hereingelassen und setzten die Kinder an lange Tische. Frauen in weissen Schürzen mit der Armbinde «Fürsorgedienst» füllten grosse Kacheln mit dampfender Schokolade und teilten Brot aus. Eine halbe Stunde später brachen wir auf, und unser trauriger Zug setzte seinen Marsch fort zu den Schulhäusern ins Nachtquartier. Die Kinder erbarmten uns, sie waren so erschöpft. Gegen Mitternacht erreichten wir endlich unser Ziel. 400 schlotternde Menschlein wurden ins Spitalackerschulhaus und 300 ins Breitfeldschulhaus eingelassen. Ich war bei der zweiten Gruppe. Die Turnhalle war gut beheizt und mit Strohsäcken belegt. Die Kinder mussten nur die Schuhe ausziehen und wurden dann mit Woldecken zugedeckt. Mit einer Kameradin übernahm ich die Wache und verbrachte fast die ganze Nacht im Schlafsaal. Die Kinder schliefen fest, einige waren allerdings unruhig, und ein Kleiner hatte sich unter den Radiator «verschlossen» und phantasierte. Mit Taschenlampen-Blaulicht ging ich ihn suchen, zog ihn an den Beinen hervor und legte ihn an einen kühleren Ort, wo er sich beruhigte.



Abb. 24: Skepsis

Ein Knabe aus Serbien durfte für wenige Monate in die Schweiz einreisen. Eine humane Geste, die nicht darüber hinwegtäuschen kann, dass während der Kriegsjahre Tausende von Flüchtlingen an der Schweizer Grenze zurückgewiesen und in den sicheren Tod geschickt wurden! (RDB/ATP)

Nach einer Stunde setzte ich mich in die Garderobe und wurde abgelöst. Mir war schwindlig, sicher wegen der dicken Luft im Schlafsaal. Meine Kameradinnen legten mich auf eine Bank. Nachdem ich mich erholt hatte, nahm ich die Runde wieder auf und beneidete alle, die jetzt in ihren warmen Betten schlafen konnten. Langsam kam der Tag. Um sechs Uhr begannen bereits einige zu rufen, und bald darauf war alles auf den Beinen. Mit nassen Tüchern wusch ich meine Buben und Mädchen. Den Kleinsten halfen wir die Schuhe binden, mussten bei einigen die Tränen trocknen und wieder auf tausend Fragen antworten. Zu unserem Schreck erfuhren wir, dass diese Kinder beim Grenzübertritt entgegen den Vorschriften gar nicht untersucht und uns mit mehr oder weniger Ungeziefer übergeben worden waren. Item, die Woldecken wurden ausgeschüttelt und zusammengelegt, und kurz nach acht Uhr setzten wir uns in Bewegung, der Kaserne zu zum Frühstück. Unterwegs wurden wir immer wieder von Passanten angesprochen, die unsere Kinder aufnehmen wollten.

In der Kaserne wartete die Ablösung auf uns, und wir waren entlassen. Wir waren todmüde. Um neun Uhr kam ich zu Hause an und ass zuerst eine tüchtige Schnitte. Als ich mich im Spiegel anschaute, erschrak ich, wie übermächtig ich aussah. Ich wusch mich tüchtig, zog frische Wäsche an, trank eine Tasse heisse Fleischsuppe, die mir meine besorgte Mutter zubereitet hatte, und radelte ins Büro. Eigentlich wäre ich viel lieber schlafen gegangen, aber da ich schon so viel gefehlt hatte wegen des OW-Dienstes, konnte ich es mir kaum leisten, das Schlafmanko nachzuholen. Du kannst dir vorstellen, wie ich gearbeitet habe. Immer wieder nickte ich ein, und meine Kollegin hatte ihre helle Freude. Dafür ging ich nach Büroschluss sofort heim ins Bett.

8. November 1944

Draussen toben die Novemberstürme, in Gedanken bin ich bei Dir und freue mich, dass Du in einer Woche endlich einmal für eine längere Zeit beurlaubt wirst, wenn nicht noch etwas passiert. Hoffentlich ist dies Dein letzter Dienst, denn ein so langer Krieg ist kaum auszuhalten. Meinerseits habe ich nicht gerade erfreuliche Nachrichten. Gerade dann, wenn Du heimkommst, werde ich viel Dienst machen müssen. Die Ortswehr steht momentan mitten im Einsatz. Im Spitalackerschulhaus werden täglich neu ankommende Partisanen und andere Flüchtlinge zur Quarantäne einquartiert.

„d'Ortswehr“

flottes Marschtempo E. Litscher
HAPPERSWIL

Das er sehr No-tur- und i' Gefahr d'Freiheit und d'Demokra-tie kann 'ligger

Refrain

mir nid uf em Ohr stünd au i d'Reihe j. d'Ortswehr si chumt im Schritt de-

thar mit ro-ten Blinde und em Gewehr, als Kamer-a-de als Kamer-a-de stünd mir zum

Wi-li-tor, als Kamer-a-de als Kamer-a-de stünd mir zum Wi-li-tor.

<p>Ist eufers Vaterland i Gefahr, d'Freiheit und d'Demokratie dann ligger mir nid uf em Ohr, stünd au i d'Reihe y</p> <p>Mit tüend brav epiziere und Aede fest und guet das söll e kein schinlere, me machts mit frohem Muet</p>	<p>In Städt und i de Dörfer all, chumt Jung und Alt dertue von Berge ebts wie Wiederhall: Mit wänd au eufers tue</p> <p>Ged eine ruzh sei oder arm, es fragt het Mänsch dertu und ob ein jung sei oder alt, stellt jede fest de Ma</p>
--	--

**Refrain: d'Ortswehr sie chumt im Schritt dethar mit roten Blinde und em Gewehr
als Kamerade, als Kamerade stünd mir zum Miltär**

C. Litscher

Dieses hübsche Ortswehrlied, das im Kreis einer Ortswehr «Irgendwo im Schweizerland»
entstand, wird bereits da und dort gesungen. Red.

Abb. 25: Ortswehr

Im Mai 1940 beschloss der Bundesrat die Organisation von Ortswehren. Unbekannte Ortswehrangehörige kleideten ihre Gedanken in ein Lied. («Schweizer Familien-Wochenblatt»)

Letzthin, als wir wieder einmal zu wenig Leute hatten zum Helfen, anerbot sich meine Maman als Hilfe. Sie kam gern, um so mehr, als es diesmal wieder Franzosenkinder waren, die betreut werden mussten. Diesmal waren wir im Breitfeldschulhaus. Was wir von den Kindern zu hören bekamen, war einfach schrecklich. Einige von ihnen hatten ihre Eltern auf der Flucht verloren, einen kleinen umherirrenden Knaben, der weinend seine Eltern suchte, hatten die Flüchtlinge unterwegs einfach mitgenommen. Dieses «Büebli» konnte uns auch nicht seinen Namen nennen. Maman hatte ihren Notvorrat an Würfelzucker angestochen und auch einige Bonbons in die Tasche gesteckt, mit denen sie die Kinder beglückte. In der Nacht heulten die Sirenen, was etliche Aufregung im Schlafsaal verursachte. Wir hatten grosse Mühe, die Kinder zu beruhigen, doch als wir ihnen erklärten, in den brummenden Flugzeugen seien «Americains», die über unser Land fliegen, um über Deutschland Bomben abzuwerfen, war die Panik weg, und ein Jubel brach aus. Mich schauderte. Dieser Krieg ist grässlich. Ich muss mich immer wieder fragen, was wohl aus diesen Kindern werden wird, die schon in jungen Jahren so viel Schrecken erleben mussten.

Gestern Abend musste ich im Spitalackersschulhaus antreten, um endlich den Kaput zu fassen. Dort nahm mich der Kommandant zur Seite und teilte mir mit, dass ich befördert werde – von der Gruppen- zur Zugführerin! Allerdings nur ad interim. Vielleicht langt es jetzt doch zu einem «Stämli» am Kragen ... Spass beiseite. Was nämlich damit verbunden ist, ist weniger erfreulich. Stell Dir vor, ich soll tumusgemäss während drei aufeinanderfolgenden Tagen im Krankenzimmer Dienst tun. Dies habe ich ablehnen müssen, weil ich wegen des Dienstes sonst schon so viel fehlen musste im Büro. Momentan sind viele Angestellte auf der Bank im Militärdienst, so dass wir überall eingesetzt werden.

Abwechslungsweise arbeite ich im Inspektorat, dann im Informationsbüro und im Direktionsssekretariat. Überall müssen wir einspringen. Schliesslich haben wir in der Ortswehr auch etliche Hausfrauen, deren Männer an der Grenze stehen; diese Nichtberufstätigen können uns im Dienst ersetzen.

Im Laufe der nächsten Woche werden rund 1800 Juden aus Ungarn erwartet. Und da werde ich auch zum Nachtdienst antreten, von abends um sieben Uhr bis morgens um sieben Uhr. Das Schulhaus ist desinfiziert worden, und ich habe gestern einen so starken Lysolgeruch mit heimgebracht, dass meine Kleider noch heute nach Spital riechen. Ich muss lachen, wenn ich

daran denke, wie Du mir früher wegen dem Eau de Cologne 4711 im Büro Komplimente gemacht hast. Heute trage ich Parfum «Krieg den Wanzen und Läusen»! Verpeste Tram und Büro damit. Hier ist es am schlimmsten. Bei dieser Jahreszeit kann man nicht immer die Fenster offenhalten. Wegen der Kohlerationierung sind unsere Radiatoren lauwarm, einige tragen bei der Arbeit Ohren- und Pulswärmer, und meine Kollegin und ich trinken heissen Tee aus der mitgebrachten Thermosflasche. Wegen meinem Lysolgeruch erkläre ich den Rumpfnasen stolz meinen Dienst am Vaterland, und mit einem Lachen wird meine Präsenz wieder akzeptiert.

Übrigens hatten wir letzthin in der Feuerwehrkaserne eine Tränengasübung mit den Gasmasken. Die Masken waren dicht, aber als wir sie abnahmen, heulten wir alle los. Noch tagelang blieb der Geruch in den Kleidern und Haaren haften, und ich verströmte ein neues Parfum am Arbeitsplatz.

Eine Übung mit den Tragbahren hatten wir auch durchexerziert, und zwar ging das so: Zwei Velos mussten nebeneinander aufgestellt werden, wobei in der Mitte eine Lücke für die Tragbahre freigelassen wurde. Nun wurde die Bahre oben und unten an je einer dicken Stange befestigt und diese vorstehenden Stangenenden zwischen beiden Fahrrädern montiert. Nun brauchten wir nur noch ein Opfer, das sich auf die Bahre legte, und dann radelten wir los. Diejenige, die auf der Aussenseite der Strasse fuhr, musste immer das Kommando geben. Es klappte tiptop, und wir hatten viele Zuschauer. Gleichzeitig hatten wir auch eine Übung mit «Kriegsverletzten». Die lagen überall herum und waren mit farbigen Bildern «garniert». Ich hatte es mit einem Verletzten mit einem Bauchschuss zu tun. Es sah grässlich aus, und wir durften ihn nicht gestreckt transportieren. Bäuchlings mussten wir uns an die Verletzten heranschleichen und immer aufpassen, dass wir nicht vom Feind gesehen werden. Als ich so schön zwischen den Büschen meinen Verletzten holen wollte, schrie eine Männerstimme: «Piff, paff, bisch tot»; es war einer unserer Soldaten, der sich im Geäst des Baumes versteckt hatte und auf mich zielte. Das passierte in unserer schönen Elfenau.

3. Mai 1945

Wir sind schon alle im Friedenstaumel. Die Tage fliegen nur so dahin. Wir bereiten uns auf den baldigen Frieden vor. Maman hat ihre blau-weiss-rote Trikolore bereits im Zimmer aufgestellt und heute noch eine grosse

Schweizerfahne aus der Stadt mitgebracht. Nun kann sie den Augenblick kaum erwarten, um ihre Fenster beflaggen zu können. Ich glaube, Hitlers Tod hat sie vollends gesund gemacht.

Heute habe ich mit Deinen Eltern im «Café Rudolf» unser Verlobungessen bestellt. Ist es nicht schön, wir feiern den Frieden mit unserer Verlobung! Wir können uns auf den Frieden freuen, aber wie viele können das nicht? Da die «Nidle» noch rationiert ist, wird uns Olivier an unserer Verlobung zu Meringues einladen. «Weiss der Gugger», bei welchem Bauern er den Rahm ohne «Märkli» beziehen kann, er wollte es mir nicht verraten! So viele Jahre haben wir keinen Rahm mehr gegessen.

Nächste Woche werde ich vermehrt Dienst tun müssen. Wir haben zwei Etappen, von morgens acht Uhr bis abends acht Uhr und von abends acht Uhr bis morgens acht Uhr. Wenn möglich werde ich den Nachtdienst übernehmen, damit ich tagsüber im Büro sein kann.

Letzten Montag wurde ich um sieben Uhr abends alarmiert und musste bereits um acht Uhr im Kirchenfeldschulhaus antreten. Wir mussten sofort ausrücken und in den umliegenden Privathäusern um viele Sachen anfragen: Waschkörbe, Windeln und Bebewäsche, Kleider, Schuhe usw. Es ist unglaublich, wie gross die Hilfsbereitschaft der Anwohner war; sie kamen sogar selbst und brachten viele nützliche Sachen für die erwarteten Flüchtlinge. Diesmal waren auch Soldaten da, die uns kräftig halfen. Kurz vor neun Uhr kamen die ersten Camions mit Flüchtlingen, denen später noch weitere folgten. Es war erschütternd. Da wir nicht alle aufnehmen konnten (es waren weit mehr als angemeldet), wurden sie an andere Schulhäuser weitergeleitet. Uns bot sich ein trauriges Bild. Da kamen Tschechen daher, vorab ein Mann in den besten Jahren mit einem Bambus-Spazierstock und stellte sich uns als Professor vor. Es folgten Polen, darunter Familien mit Kindern und Säuglingen. Es erstaunte mich, wie sauber sie alle waren. Eine Viertelstunde später kam der letzte Camion, vollgestopft mit Russen, die immerzu auf uns losschnatterten. Unter ihnen war ein hübscher, blonder Bursche, der eher wie ein Holländer aussah. Er sprach gut Deutsch und dolmetschte hin und her. Die Russen hatten alle Stiefel an und Russenmützen aus Samt. Wir verwiesen sie in die mit Stroh belegten Klassenzimmer, die nun als Schlafsäle dienen mussten. Es ergab sich, dass ein Russe neben einem Polen schlafen musste, doch der Russe weigerte sich, neben dem

«Polaki-Feind» zu liegen. Dabei sah der Pole so nett aus und schien traurig zu sein. Item, der Russe weigerte sich hartnäckig und verbrachte die Nacht auf der harten Steintreppe im Treppenhaus. Die Frau dieses Russen war hochschwanger, und wir stellten ihr deshalb ein Bett im Krankenzimmer zur Verfügung. Einige dieser Flüchtlinge waren halb in Uniform und halb in Zivil gekleidet. Verschiedene hatten nicht einmal mehr Schuhe an den Füßen.

10. Mai 1945

In der Nacht vom Samstag auf den Sonntag hatten wir einen ziemlich strengen Dienst. Im Krankenzimmer waren wir nur unserer zwei (eine Krankenschwester und ich) und hatten alle Hände voll zu tun. Wir hatten einen fieberkranken Franzosen mit über 40 Grad, er hatte eine schlimme Angina. Jede Stunde musste ich ihm Gurgelwasser bringen und den Spucknapf hinhalten. Seine Braut durfte, entgegen dem Dienstreglement, auch mithelfen. Etliche Male musste ihm das fiebernasse Hemd gewechselt werden. Im Bett nebenan lag ein baumlanger Grieche. Seine Füße ragten über den Bettrand hinaus, und steinharte, schmutzige Socken klebten an seinen Füßen. Mit warmem Wasser brachten wir es endlich fertig, ihm die Socken von den Füßen zu lösen. Auch er hatte Fieber und starrte immerzu an die Decke. Anderntags wurden diese beiden Patienten ins Inselspital transportiert. Die ganze Nacht mussten wir immer hin und her rennen. Um Mitternacht klopfte es an die Tür: Einer unserer Soldaten spendete uns Tee und Zucker, den wir dankbar annahmen. Dazu hatte er für uns beide ein Gedicht geschrieben. Ein kleiner Lichtblick in dieser endlosen Nacht! Als wir am Morgen endlich abgelöst wurden, merkte ich, dass mir schwindlig und heiss war. Mit dem Velo fuhr ich sicher wie eine Betrunkene nach Hause, aber da es Sonntag war, schliefen wohl noch viele Leute und sahen mich nicht.

Zu Hause legte ich mich ins Bett und schlief bis in den Mittag hinein. Am Nachmittag bekam ich prompt Halsweh und Fieber. Maman sagte ich nicht viel, damit sie sich nicht ängstigte. Gegen Abend stieg das Fieber, und am nächsten Morgen ging ich mit 37,8 Grad ins Büro. Es war schliesslich der heissersehnte 8. Mai, und den wollte ich nicht im Bett verbringen. Am Nachmittag hatten wir frei, und gegen Abend ging ich mit Maman in die Stadt. Da keine Trams fuhren, gingen wir zu Fuss. Und wir waren just auf der Kirchenfeldbrücke, als sämtliche Glocken den Frieden verkündeten.

Oh, war das schön! Wir gingen weiter zum Münsterplatz. Dann machten wir noch einen Bummel durch die Stadt und waren furchtbar enttäuscht, dass die Berner so keine Rasse hatten, jetzt, da doch endlich Friede war. Glücklicherweise trafen wir eine uns bekannte französische Familie, umarmten uns à la française und gingen in die «Münz», um den Waffenstillstand zu begiessen. Um neun Uhr ging ich alleine heim und sofort ins Bett. Das Fieber war wieder gestiegen. Maman kam später nach. In den vorgerückten Abendstunden schienen die Berner dann doch noch aus ihrer Reserve erwacht zu sein. Es setzte plötzlich ein Rummel ein, ärger als am «Zibelemärit»: Auf dem Bahnhofplatz wurde getanzt, ums «Tramhüttli» beim Bahnhof eine Polonaise abgehalten, und an der Spital- und Marktgasse tanzten die Leute um den Brunnen herum. Ein Handörgeler sass auf der Gasse und spielte zum Tanz auf.

Der ganze Balkan ist im Kirchenfeldschulhaus einquartiert. Viele sind furchtbar apathisch, sie sagen kein Wort und sitzen einfach da. Uns ist verboten worden, private Gespräche mit ihnen zu führen, aber trotzdem ergibt sich manchmal die Gelegenheit, unbeobachtet von unseren «Höheren» mit den Flüchtlingen zu sprechen. So hatte ich Gelegenheit, mit einem Holländer ins Gespräch zu kommen. Während ich ihm den Tee servierte, erzählte mir der Mann eine fast unglaubliche Geschichte: Auf der Flucht hatte er seine Frau und die Kinder verloren, tagelang verzweifelt nach ihnen gesucht, war weitergeflüchtet, um sie nach mehreren Wochen kurz vor der Schweizergrenze wieder zu finden. Es tönte fast wie ein Märchen. Mann und Frau glaubten voneinander, der andere sei umgekommen.

Es sind auch viele polnische Soldaten bei uns im Quarantänelager, die eine mustergültige Ordnung haben. Ihre Offiziere sind furchtbar streng. Ein polnischer Offizier z.B. piff einen seiner Soldaten beim Frühstück schrecklich an, weil dieser an seinem Kittel einen Knopf offen hatte. Ist das so wichtig, nach all dem Grauen? In jeder Beziehung sind die Polen am besten organisiert: Sie helfen uns abräumen und sind äusserst freundlich. Ganz allgemein sehen die Flüchtlinge nicht ausgehungert aus, nur sind viele von ihnen furchtbar schmutzig, besonders die Russen und die Griechen. Letzte Nacht sind wieder 1200 Russen eingetroffen.

Meine Diensterfahrungen möchte ich nicht missen. Was ich alles während meines Dienstes erlebt habe, werde ich nie vergessen.

Internierung und Zurückweisung

Als 22jähriger Radfahrer-Soldat 1942 im Grenzdienst in Boncourt

Im November 1942 übernahm unsere Einheit die Überwachung des Grenzabschnitts Boncourt im damaligen Berner Jura. Es waren sehr strenge Wochen, denn die Wachablösungen dauerten jeweils vier Stunden im Tag- und Nachtdienst. Trotzdem war es für uns eine sehr interessante Zeit, da man an der Grenze immer wieder Sachen erlebte.

Es war nachts um zwei Uhr. Ich stand wieder an der Grenze und horchte in die Nacht hinaus. Plötzlich hörte ich leise Schritte auf mich zukommen. Ich machte meinen Karabiner schussbereit und rief den Fremdling an mit «Halt!». Der Mann stand still. Im Schein meiner Taschenlampe sah ich vor mir einen jungen Mann in einer für mich fremden Uniform. Mit Gesten befahl ich diesem Mann, mir auf den Posten zu folgen. Es stellte sich heraus, dass der Flüchtling ein englischer Pilot war. Da wir in unserer Wachmannschaft einen englischsprechenden Kameraden hatten, vernahmen wir seine Geschichte: **Dieser Pilot war dabei, als im August 1942 die erste offene Stadt in Deutschland, Nürnberg, bombardiert wurde.** Bei diesem Angriff wurde seine Maschine abgeschossen. Er und seine Kollegen retteten sich mit ihren Fallschirmen. Bei der Landung wurden dann seine Kameraden gefangen genommen. Er selber konnte untertauchen. Tagsüber versteckte er sich, und in der Nacht bewegte er sich Richtung Elsass, bis er schlussendlich nach Monaten an die Schweizergrenze gelangte. Das bedeutete seine Rettung. Er hatte im Sinn, schwarz die Schweiz zu durchqueren, nach Genf zu gehen und durch das damals noch unbesetzte Frankreich nach Spanien zu gelangen. Er hoffte, auf einem englischen Schiff seine Heimat, England, zu erreichen. Dieser Plan glückte ihm leider nicht, denn er wurde in der Schweiz bis zum Kriegsende interniert. Vor seinem Weggang ins Lager bat er unsern englischsprechenden Kameraden, er möge seinen Eltern mit einer Karte Bescheid geben, dass er noch lebe. Als Andenken machten wir von ihm noch ein Foto. Ebenfalls im Herbst 1942 stand ich wieder Wache auf einem der vielen Wachtposten. Es war in der Nähe eines Waldrandes. Mitten in der Nacht hörte ich ein Schreien. Ich erschrak darob etwas. Ich stellte fest, dass es menschliche Laute sein mussten, die aus dem Wald kamen. Da ich als Wachsoldat den Auftrag hatte, mein mir zugewiesenes Gebiet zu über-

prüfen, ging ich dem Geräusch nach und machte einen kurzen Marsch in den Wald. Was ich dann festgestellt habe, kann ich bis heute nicht vergessen. Im Schein von Taschenlampen sah ich eine Familie, ein Elternpaar mit zwei Kindern, offenbar jüdischer Herkunft. Vor ihnen standen zwei Polizisten mit ihren Waffen. Vater und Mutter dieser Familie knieten auf dem Boden und baten die Polizisten, ihre Familie zu erschiessen, statt sie wieder schwarz über die Grenze zu jagen. Leider blieben die Aufsichtsorgane hart. Sie trieben die Familie Richtung Grenze in die Hände der deutschen Gestapo, was mit Bestimmtheit für diese Familie das Todesurteil bedeutete. Ungesehen entfernte ich mich von diesem Ort des schrecklichen Geschehens. Dieses als Augenzeuge erlebte Geschehen bleibt in meinem Innern haften.

«Ich hätte Folgendes gemacht...»

Unsere Vorgänger in Boncourt waren Dragoner und übrigens wie wir den Grenzern unterstellt. Einer von ihnen erzählte einmal, dass eines Nachts ein Jude über die Grenze kommen wollte und ihm dafür 100'000 Franken in Gold offeriert habe. Er sei aber nicht darauf eingegangen.

Wir fragten uns dann immer wieder, was wir wohl in dieser Situation getan hätten. Ich glaube, ich hätte Folgendes gemacht: Ich hätte ihm gesagt: «Geh noch einmal retour. Komm aber nächste Nacht um ein Uhr!» Es war ja so, dass man die Grenzwache gestaffelt aufstellte: die eine Nacht nach diesem Schema, die andere Nacht nach jenem, immer abwechslungsweise. Ich hätte mich also anhand des neuen Wachplans orientiert, wo wer gestanden wäre, und hätte dann gehofft, dass die richtigen Leute am richtigen Ort gewesen wären. Denn damals war es so: Wenn ein Jude ungehindert nach Boncourt kam, konnte er zu einer bestimmten Stelle gehen, wo er ein Billett für die Bahn erhielt. Dann konnte ihm nicht mehr viel passieren. Das Schlimmste für mich waren aber diese ganzen Judenfamilien, die hinein wollten. Das war furchtbar, wie diese wieder zurückgetrieben wurden.

Ich habe feststellen müssen, dass der grösste Teil der Menschen kalt ist – auch unter meinen Kameraden. Die meisten sind gefühllos und teilnahmslos.

Hilfe statt Zurückweisung

Als 25jähriger Wachtmeister 1944 im Grenzdienst in Moillesulaz

Im Zusammenhang mit den deutschen Konzentrationslagern wird oft gefragt, wann man etwas davon gewusst habe. Ich würde meinen, in der Schweiz wusste man verhältnismässig früh Bescheid, auch wenn man die «Moor-soldaten» nicht gelesen hatte. Es muss in der zweiten Hälfte des Jahres 1942 gewesen sein: Wehrmänner konnten damals für ein paar Franken die «Tat» abonnieren. Ich erinnere mich noch gut an die Betroffenheit und das Entsetzen, die mich befielen, als ich auf der Titelseite dieser Zeitung einen detaillierten Bericht über die Vergasungen in den Konzentrationslagern las. Diese Informationen kamen über Ungarn in die Schweiz. Wir diskutierten mit leiser Stimme. Aber was konnte ein 23jähriger Soldat, der zudem dauernd im Aktivdienst stand, sonst tun?

Am 10. April 1944 wurde meine Kompanie zum Grenzdienst nach Genf aufgeboten. Nachdem wir das Korpsmaterial gefasst hatten, mussten wir bei einbrechender Nacht in einem Schulhof antreten. Ein Major des Grenzwachkorps eröffnete uns dort, dass wir nun ihm unterstellt seien. Unsere Aufgabe bestehe darin, die Grenze gegen Frankreich zu bewachen – insbesondere seien alle Flüchtlinge zurückzuweisen. Ohne bereits genau zu realisieren, was dieser Befehl bedeutete, marschierten wir zu unserem Einsatzraum in Moillesulaz (Grenzübergang nach Annemasse).

Zur Bewachung eines bestimmten Abschnittes wurden einem Kameraden und mir (wir waren beide Wachtmeister) etwa 70 Mann zur Verfügung gestellt. Die Befehle hatten wir vom Postenchef der Grenzwaiche, einem älteren, verschwiegenen und etwas mürrisch dreinblickenden Korporal entgegenzunehmen. Täglich erhielten wir den Wachbefehl, dem man entnehmen konnte, wann und wo die Patrouillen einzusetzen seien. Ort und Zeiten variierten nach einem nicht erkennbaren Schema.

Die Grenze zu Frankreich war – auf französischem Boden – durch einen etwa zwei Meter hohen Stacheldrahtzaun abgesperrt. Wir stellten bald fest, dass oft an Stellen, an denen «zufällig» in der Nacht kein Posten stand, Menschen die Grenze passiert hatten (Spuren am Boden und am Drahtzaun). Nach einiger Zeit konnten wir das Vertrauen des Postenchefs gewinnen und erfuhren, dass einerseits Angehörige der Résistance in die Schweiz kamen

– sie verschwanden im Keller des Pfarrhauses von Moillesulaz, vermutlich zwecks Nachschub und Nachrichtenaustausch – und dass andererseits Flüchtlinge durch sogenannte Passeurs an die Grenze gebracht wurden. Unser Kollege von der Grenzwache war über diesen Verkehr immer im Voraus informiert. Er versicherte uns, dass, wenn es gelänge, die Leute bis in die Stadt (Genf) herunterzubringen, sie nichts mehr zu befürchten hätten. Als sich das gegenseitige Vertrauen gefestigt hatte, wurden wir jeweils rechtzeitig informiert, wann wieder ein Flüchtlingstreck erwartet wurde, damit wir zur Stelle waren und notfalls bei der Überwindung des Stacheldrahtzaunes helfen konnten. Die Gruppen bestanden zur Hauptsache aus Frauen und Kindern, einzelne furchtlose Soldaten überstiegen den Zaun, der ja im Ausland lag, um den Kindern und den Alten hinüberzuhelfen. Unvergessliche Szenen spielten sich ab, wenn die Leute endlich in der Schweiz waren, den Boden küssten und die verlegen herumstehenden Soldaten umarmten. (Ein vor dem Krieg aus Deutschland eingereister Jude sagte: «Drei Buchstaben werde ich mein Leben lang nicht vergessen, es sind dies SBB!») Es konnte aber auch schiefgehen. Zwei Frauen mit drei kleinen Kindern näherten sich einmal tagsüber dem Grenzzaun. Sie liefen in die Hände einer deutschen Patrouille. Die beiden Landser und ein SS-Mann trieben sie mit Kolbenschlägen zurück. Einer meiner Soldaten schickte sich an zu schiessen und musste von einem Kameraden entwaffnet werden. Er kam später vor UC [Untersuchungskommission].

Es ist noch anzufügen, dass unsere doch offensichtliche Befehlsverweigerung von keiner Seite je beanstandet worden ist. Und es ärgert mich immer ein wenig, wenn heute durch Filme und Publikationen «die Schweiz» wegen ihrer Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg angeklagt wird. Die Kritik darf und muss die offizielle Flüchtlingspolitik treffen, sie ist aber über weite Strecken dem Schweizer Volk gegenüber ungerecht. Es gibt wohl keine Zahlen darüber, wie viele Flüchtlinge zurückgewiesen wurden. Ich bin aber aufgrund meiner eigenen Erfahrungen überzeugt, dass brutales Vorgehen gegen die Flüchtlinge in der Armee nicht die Regel war.

Flüchtlinge und Schmuggler

Als 22jähriger Gebirgsfusilier während des Winters 1944/45 im Südtessin

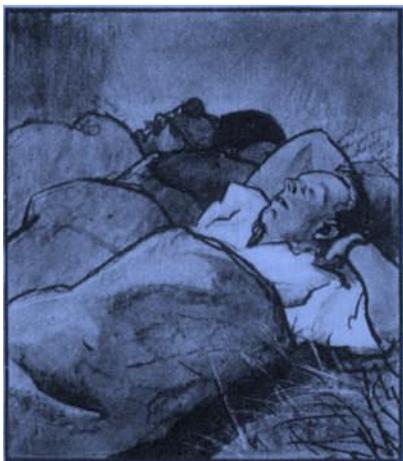
Es war im letzten Kriegswinter 1944/45. Die Niederlage Deutschlands zeichnete sich ab. Mit meiner Einheit war ich im Ablösungsdienst und hatte den Auftrag, mit meiner Gruppe die Grenzwachbeamten im Südtessin an der grünen Grenze zu unterstützen. Wir waren am südlichsten Punkt der Schweiz bei Laghetto di Pedrinato. Die Grenze verlief wild durch die Wälder und ein sehr hügeliges Gelände. Es war unmöglich, lückenlos zu kontrollieren, die Posten wurden wahlweise durch den «Zöllner» gesetzt. Kampfauftrag hatten wir keinen, die Armee hatte in der Nähe von Lugano das Verteidigungsdispositiv.

Es war eine stürmische Winternacht im Januar, der Wind pfiff durch die Wälder, und ich war auf einem Kontrollgang, als ich Stimmen und ein Knacken im Gebüsch hörte. Gewehr im Anschlag wartete ich, Gestalten tauchten vor mir auf. Ich rief auf italienisch: «Hände hoch! Hier Schweizergrenze!» Vor mir, nur einige Meter entfernt, tauchte eine Gestalt auf. Ich konnte einen erhobenen Arm erkennen und etwas in der Hand. Ich gab einen Warnschuss in die Luft ab, um meinen Kollegen, der ungefähr 300 Meter entfernt auf Posten stand, zu alarmieren. Er sprang zu mir und blieb mit dem Gewehr im Anschlag am Boden liegen, um mich zu decken. Ich ging auf die Gestalt zu, dann tauchten weitere Umriss von Personen auf. Die erste Person hatte eine entscherte Pistole in der Hand. Es war ein SS-Offizier. Vier weitere Gestalten wurden sichtbar, weniger gefährliche, sie hatten nur Gepäck. Ich befahl Abmarsch in unsere Unterkunft, die ungefähr einen Kilometer entfernt lag. Dort betrachteten wir bei Kerzenlicht unsere «Gefangenen»: neben dem erwähnten SS-Offizier ein stattlicher Herr, der Schweizerdialekt sprach – kaum zu glauben, er war mein ehemaliger Geschichtslehrer – und eine dreiköpfige Flüchtlingsfamilie aus Jugoslawien. Als wir noch bei der Bestandesaufnahme waren, kam ein weiterer Kamerad mit drei jungen italienischen Burschen. Es waren Schmuggler.

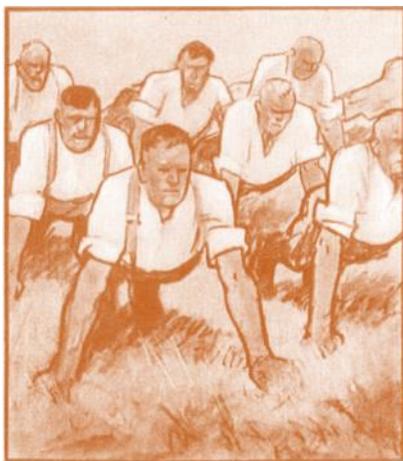
Und nun die Geschichte der Gefangenen: Der SS-Offizier war Direktor der deutschen Handelskammer in Mailand. Er sah das ungünstige Ende von Deutschland kommen. Er war dann verschiedenen Leuten – auch Schweizern – gefällig, denn er wollte eine saubere Weste haben, um in der Schweiz

Asyl zu erhalten. Er wollte flüchten. Später kam von einem Freund aus Berlin eine Meldung, er solle abhauen, er wäre auf der Liste und habe noch Zeit, bis der Verhaftungsbefehl auf dem Dienstweg eintreffe. Später vertraute er sich der Schlepperorganisation in Mailand gegen Bezahlung an. Diese hatten auch den Schmuggel organisiert: Sie schoben jeweils die Flüchtlinge vor, weil sie wussten, dass wir dann mit diesen beschäftigt waren. So konnten sie ungehindert schmuggeln. Mein Geschichtslehrer, ein katholischer Pfarrer, hatte seine Mutter, die in Italien lebte, verloren. Da kein normaler Grenzübertritt möglich war, ging er schwarz nach Italien, holte sich die Sachen seiner Mutter und kam wieder schwarz nach Hause. Die Jugoslawen waren seit einigen Monaten unterwegs, sie wurden von der Gestapo verfolgt. Die Meldung über unseren Zuwachs ging an den Grenzwachbeamten, der Chiasso informierte. Der Pfarrer und die Jugoslawen erhielten sofort Bescheid, dass sie bleiben könnten. Für den SS-Mann wurde Bern eingeschaltet: Ich erhielt dann den Befehl, ihn wieder auszuweisen. Die Schweiz dürfe Kriegsverbrechern kein Asyl gewähren, das sei den Alliierten zugesagt worden. Die Waffe durfte er behalten, aber seine Munition musste er abgeben. Auf «Ehrenwort» versprach er mir die Patronen, ich bekam auch welche, musste aber noch sein Köfferchen durchsuchen. Wie war ich überrascht, als ich noch einen Schuss fand. Ich schaute ihn sehr enttäuscht an. Er entschuldigte sich und sagte mir, dass diese Patronen für ihn bestimmt sei. Er wolle sich erschiessen. Ich erklärte ihm, dass ich ihn am Nachmittag zwischen zwei deutschen Grenzpatrouillen an einem guten Ort zwischen dem «Glögglihag» abschieben werde. So habe er eine Chance zu entkommen. Am Zaun angelangt, wollte er nicht gehen. Nach dreimaligem Befehl sagte ich ihm, in 50 Minuten käme die deutsche Kontrolle, dann würde ich ihn direkt übergeben. Ein Ruck, er schlüpfte durch ein Loch im Grenzzaun und sprang das Tobel hinunter in das dortige Wäldchen. Was aus ihm geworden ist, weiss ich bis heute nicht.

Am andern Morgen stand plötzlich ein Wehrmichtsangehöriger vor mir, liess sein Gewehr fallen und umarmte mich. Er hatte mich aus der Nähe als Schweizersoldat erkannt. Er war ein Deserteur, hatte in der grossen Schlacht von Monte Cassino gekämpft und sich seit mehreren Monaten durch ganz Italien geschlagen, um in die Schweiz zu kommen. Im Morgengrauen war er in meinem Kontrollgebiet angelangt und sah unsern Posten. Damals



Das Aufstehen früh um 5 Uhr wird den älteren Soldaten nicht ganz leicht, die Glieder sind noch steif vom Pickeln und Schaufeln.



Aber auf's Morgenturnen freut sich die ganze Kompagnie; bei dem guten Kommando klappt es ausgezeichnet.



Es ist nicht der Leutnant, der kommandiert, sondern der Füsilier Moser, der im Zivil Vorturner ist und eine so gute Stimme hat.



Er lässt sich halt immer Gaba von daheim schicken, denn er weiss: Gaba hält die Stimme klar.

Abb. 26: Werbung

«Gaba» nahm wie viele andere Produkte gern und oft Bezug auf die innenpolitische Lage. («Schweizer Familien-Wochenblatt»)

trugen wir eine Mütze gegen den Wind und nicht den Helm. Die Mütze glich sehr dem deutschen Käppi. Deshalb glaubte der Deserteur zuerst, er habe es mit einer deutschen Wache zu tun. Mehrmals hatte er das Gewehr in Anschlag genommen und gezielt, im letzten Moment aber nicht abgedrückt. Er war nicht ganz sicher gewesen.

Deutsche Bomben, Alarmstufe 1 und Partisanen

Als 28-jähriger Leutnant und Landwirt 1944 in Gondo

August 1944: Es war wieder einmal soweit. Nach fünf Wochen Urlaub schon wieder ein Marschbefehl. Einrücken in Brig-Glis. Mobilisieren und um zwei Uhr nachmittags Abmarsch mit leichter Packung über den Simplon Richtung Gondo. Ein Marsch von 50 Kilometern mit 1'500 Metern Höhendifferenz. Gondo, Grenzort im engen Tal der Doveria mit Zollgebäude, Kirche, Schulhaus, Wirtschaft und einigen Häusern und Ställen am Eingang ins Zwischbergental mit der Goldgräberstadt aus dem letzten Jahrhundert. Gondo mit dem Krämerladen von Toni J., wo man im vierten Kriegsjahr alle Lebensmittel, jede Menge Schokolade und Zigaretten ohne Coupons kaufen konnte.

Am frühen Morgen trafen wir ein, die ganze Kompanie ohne Ausfälle. Tolle Burschen, diese Grenadiere! Wir lösten eine Füsilierkompanie des Bataillons 89 ab. Ich hatte die Ehre, mit meinem Zug sofort die Wache an der Grenze unten zu übernehmen. Vom Ausschlafen sprach niemand. Der Füsilier-Leutnant und der Postenchef der Grenzwächter wiesen mich in die kommenden Aufgaben ein. Die Flüchtlinge waren unsere Sache, die Waren, die hereinkamen, Sache der Grenzwächter. 20-30 Flüchtlinge, alles Zivilisten, mehrheitlich Frauen mit Kindern jeden Alters, standen herum. Als sich der Leutnant verabschiedete, nahm er den traurigen Zug mit ins Dorf hinauf. Was man da alles sah. Ein alter Mann hatte drei lebende Hühner mit gebundenen Beinen am Lenker des Velos hängen.

Am nächsten Tag kamen die ersten Soldaten. Es waren zehn Vlassov-Russen in deutschen Uniformen. Wir entwaffneten sie und liessen sie passieren. Sie wollten nicht den Amerikanern in die Hände fallen, weil sie fürchteten, an die Russen ausgeliefert zu werden, wo sie sicher hingerichtet worden wären. *Am gleichen Tag kam ein Faschistengeneral mit seinem Stab. Sie führten*

einen Millionenbetrag Geld mit. Wir durften sie nach Rücksprache mit Bern nicht passieren lassen. Da half alles Betteln des Generals nichts.

3. Tag, 15.30 Uhr: Ich befinde mich auf dem Kompaniebüro. Plötzlich starker Fluglärm. Ein zweimotoriger deutscher Bomber kreuzt das enge Tal. Als er die Menschentraube an der Grenze sieht, klinkt er drei Bomben aus und verschwindet Richtung Italien. Ich trete vors Haus. Da, drei starke Detonationen, der Boden zittert. Das Tal gegen die Grenze ist bald durch einen Rauchvorhang verdeckt. Ich sehe Steine herumfliegen. Das Feldtelefon zur Grenze ist tot. Neben der Grenzwahe sind sechs Mann hart an der Grenze mit dem Aufstellen einer Baracke beschäftigt. Hoffentlich hat es niemanden erwischt.

Mit dem Velo raste ich zur Grenze hinunter. Hundert Meter vor der Grenze war die Strasse auf fast der ganzen Breite ein tiefer Trichter. Die zweite Bombe fiel in die Doveria. Die Ufergebüsche waren im Umkreis von 100 Metern ohne Laub. Aus dem Bach dampfte es. Die zweite Bombe fiel auf italienischen Boden. Nach der ersten Detonation gingen die Männer in der Baracke zu Boden. Ein tellergrosser Splitter durchschlug alle vier Wände, ohne jemanden zu verletzen. Die Flüchtlinge kamen langsam aus ihrer Deckung heraus. Eine Frau und ein Knabe wurden durch Steine leicht verletzt. Es lief alles glücklich ab. Noch am gleichen Abend besuchte uns der Brigadekommandant und erklärte uns, warum er ausgerechnet uns Grenadiere nach Gondo befohlen hatte. Die Alliierten rückten durch Italien nach Norden vor. Es war nicht auszuschliessen, dass die Deutschen versuchen könnten, den Simplon zu benützen. «Grenadiere, ihr wüsst, was das z'bedütte het, i zelle ufnech.» Noch in der Nacht trafen eine motorisierte Mitrailleurkompanie und eine Infanterie-Flugzeugabwehr-Kompanie zu unserer Verstärkung ein und waren am Morgen in Stellung. Die ganze Kompanie ging in den Boden. Jeder Mann hatte drei Löcher. Wir waren bereit!

Am Sonntag ein Bilderbuchtage. Auf dem Simplonpass war die Einweihung des Brigadedenkmals, des Adlers aus Granit. Ich war Tagesoffizier und somit allein in Gondo. Mit dem Ortspfarrer hatte ich einen Gottesdienst in der Kirche abgemacht. Ein Zug war mit einem Unteroffizier an der Grenze, mit dem Rest der Kompanie war ich in der Kirche. Während der Predigt holte mich die Telefonordonnanz aus der Kirche. Am Telefon war ein Generalstabsoffizier der Brigade und befahl mir Alarmstufe 1: In etwa einer Stunde komme ein deutscher Major mit drei bis fünf Fahrzeugen und

22 Mann an die Grenze. Ich dürfe sie nur internieren, wenn es zwischen den Partisanen und den Deutschen zu einer Schiesserei kommen sollte. Ansonsten müsse ich auf Befehle der Brigade warten.

Was ich nun machen musste, erlebt man im Leben nur einmal. Ich schritt durch den Mittelgang der Kirche nach vorn, drehte mich gegen die Leute und gab meinen Grenadieren ein Zeichen, dass sie die Kirche verlassen sollten. Und, oh Schreck! Nicht nur meine Leute, auch die Zivilisten verliessen die Kirche.

Kaum war ich auf meinem Posten, als Rico, der Kommandant der Garibaldi-Partisanen, an die Grenze fuhr. Rico hatte ich am Vortag kennengelernt. Er sprach gut Französisch, da er vor dem Krieg in Lausanne studiert hatte. Er meldete, dass die Deutschen in einer halben Stunde kämen. Es seien Verwaltungssoldaten. Sie hätten bereits alle entwaffnet und ihnen freien Abzug gewährt als Anerkennung dafür, dass sie aus deutschen Armeelagern Lebensmittel an die Bevölkerung Domodossolas verteilt hätten. Es dauerte nicht mehr lange, da fuhren drei hochbeladene Lastwagen und drei Personenwagen vor. Aus dem ersten stieg ein Major, er kam auf mich zu und meldete: «Major Scherrer, ich muss Sie bitten, mich mit 22 Mann zu internieren.»

Er löste seine Pistole vom Gurt und wollte sie mir reichen. Ich gab sie zurück und sagte ihm, dass er vorderhand die Grenze nicht übertreten dürfe. Plötzlich fuhr eine zweite Gruppe Partisanen vor, alle mit Maschinenpistolen bewaffnet. Sie standen ziemlich unter Alkoholeinfluss. Rico sagte mir, dass unter ihnen sein Stellvertreter sei. Dieser wolle die Deutschen nicht abziehen lassen, er wolle sie sogar fusilieren. Während ich mit Rico und Scherrer sprach, krachte hinter mir ein Schuss. Die Kugel passierte zwischen Rico und mir und schlug im italienischen Zollgebäude ein. In der Aufregung löste mein Wachtmeister einen Schuss aus. Glücklicherweise war die Maschinenpistole auf einen Schuss eingestellt. Wie auf Kommando machten alle Partisanen die Ladebewegung. Ich brüllte «halt!» Auch Rico gab Befehle. Ich musste mit einer Schiesserei rechnen. «Treten Sie über, Herr Major.» Dieser rief «Ausführen!» Die Motoren der Lastwagen sprangen an, die Brücken wurden rückwärts gekippt. Mit breiten Kanistern wurden die Ladungen mit Benzin übergossen und angezündet. Vor uns verbrannten fünf Autos mit zum Teil wertvollen Sachen (Pneus, gebündelte Akten). Die Deutschen traten über. Man sah ihnen die Erleichterung an. Am Abend suchte ich den Herrn Pfarrer auf, um mich zu

entschuldigen. Bei einer guten Flasche Barbera waren wir bald «einig». Die Deutschen marschierten am andern Morgen über den Pass nach Brig. Wir wollten dem Major einen Platz auf dem Fassungscomion anbieten, da er nur Reitstiefel besass. Er lehnte aber das Angebot ab und marschierte mit seinen Leuten.

Der Dienst dauerte vom 23.8. bis 14.9. und vom 9.10. bis 9.11. waren wir nochmals in Gondo. Die Partisanen hatten nun das ganze Ossolatal im Griff. Mit ihnen hatten wir ein fast freundschaftliches Verhältnis. Allerhand wurde ausgetauscht. Am letzten Tag in Gondo verabschiedeten wir uns an der Grenze von ihnen mit diversen Flaschen, spendiert von beiden Seiten. Plötzlich nahm Rico sein Halstuch, das er während Jahren getragen hatte, vom Hals und überreichte es mir. Darauf steht mit weissen Buchstaben gestickt: «11 Divisione, d'Assalto Garibaldi, 10 Brigata».

«Gestapo Chef Trommer»

Als Grenzwächter und Trompeter, Jahrgang 1915, seit 1941 in St. Margrethen

«Gestapo Chef Trommer» war ein flotter, liebenswürdiger Beamter und steckte in einer tadellos sitzenden Uniform mit allerlei Abzeichen an der Brust. Kurz: «ein rein arischer, deutscher Soldat», der das tausendjährige Reich so richtig verkörperte. So habe ich ihn in Erinnerung. Als junger, unerfahrener Aspirant im eidgenössischen Grenzwachkorps wurde ich im Frühsommer 1941 ins Zollamt St. Margrethen versetzt. Dort war man auch im Bahnhof im Einsatz. Das Überwachen der ein- und ausfahrenden Züge war eine unserer Hauptaufgaben. Jeden Tag kam ein Schnellzug aus München. Alle Passagiere mussten aussteigen und in Schweizer Wagen überwechseln. Es hatte jeweils nur wenige privilegierte Reisende, meistens Kuriere und Diplomaten. Im Zug wurden ihnen durch den «Gestapo Chef», der zwei Helfer in Uniform (nicht so tadellos) bei sich hatte, die Pässe abgenommen. Er brachte diese persönlich der schweizerischen Passkontrolle. Das Ganze dauerte ungefähr eine halbe Stunde, dann verschwand der deutsche Zug Richtung München und der Schweizer Zug Richtung Zürich – der ganze Spuk war vorüber. Das wiederholte sich jeden Tag aufs Neue.

Eines Tages nun beobachtete ein Berufskollege von mir, wie sich der «Gestapo Chef» umschaute und dann schnell einen Brief in den öffentlichen Briefkasten warf. Das war verdächtig und den Ausländern nicht gestattet. Nach der Abfahrt des Zuges stopfte der Beobachtende eine Zeitung in den Briefkasten und avisierte die Polizei. Es war dadurch leicht, den richtigen Brief zu identifizieren. Ich weiss nur gerüchteweise, dass man einer Spionageorganisation auf die Spur kam (vermutlich Erforschung der geladenen Bahntunnel und -brücken). Deshalb wurde alles geheimgehalten.

Bei der nächsten Einreise wurde der Deutsche von unbekanntem Beamten in Zivil ganz heimlich in Empfang genommen und blieb für uns verschwunden. Einige Zeit später ging die Nachricht von Mund zu Mund, der «Gestapo Chef» habe, um sich der Einvernahme zu entziehen, im Gefängnis St. Gallen (oder war es anderswo?) Selbstmord begangen. Und eines Morgens mussten wir die Sonntagsuniform anziehen. Ich hatte beim Strassenzollamt St. Margrethen Dienst und musste mit anderen Kameraden zusammen genau an der Grenzlinie mitten auf der Brücke (Zollbrücke über den Rhein nach Höchst) Aufstellung nehmen. Ein Auto erschien und fuhr rückwärts auf die Brücke. An der Grenze hielt es an. Von deutscher Seite her fuhr ein Leichenwagen, ebenfalls rückwärts, an die Grenze. Wortlos, ohne Gruss wurde der Leichnam hinüberschoben; und wie von Geisterhand hergezaubert, stand eine Kompanie Spalier. Mittendurch fuhr der Leichenwagen mit dem toten «Helden» langsam davon. Wir waren alle ganz «belämmert», und tagelang wollte keiner mehr so recht an eine Verschonung unserer kleinen Schweiz glauben.

Viel später ging mir dann ein Licht auf. Gerade durch das intensive Spionieren konnte in ganz Europa die Entschlossenheit unserer Schweiz gewürdigt werden. Ja, es wurde sogar behauptet, Hitler selbst habe einmal gesagt, es gebe in Europa zwei Länder, die gerüstet seien: Grossdeutschland und die kleine Dreckschweiz!

Nun will ich noch, zum Auflockern, eine Schmunzelgeschichte erzählen: In den Kriegsjahren kamen einige von den Deutschen erfundene Slogans zur Anwendung. Sie wurden zum Teil als Transparente über die Strasse gespannt (Enklave Büsingen, Kanton Schaffhausen). Ein Slogan hiess z.B. «Schweiz Du kleines Stachelschwein, Dich holen wir beim Rückzug heim.» Oder: «Schweizer gib Acht, Dich holen wir über Nacht!» Dieser letzte Spruch

ist mir noch so gut in Erinnerung, weil ein Bekannter, ein Gemeindeangestellter und «Hobbyverslibrünzler», der im Frühsommer 1945 der hungernden (deutschen) Grenzbevölkerung Kartoffeln bringen musste, mir mit einem Grinsen mitteilte, dass er ein Gedicht zu den Kartoffeln in die Säcke getan habe. Und deshalb sei er nun mit dem deutschen Volk ausgesöhnt. «Und, wie heisst dieses Gedicht?» fragte ich ihn. Er sagte: «Schweizer gib Acht, Dich holen wir über Nacht. Jetzt ist es anders gekommen: Es werden nur alte Kartoffeln genommen.»

Bis zur weissen Marke

Als 22jähriger Radfahrer-Soldat 1944 an einer gemeinsamen Weihnachtsfeier mit deutschen Kriegsveteranen

Einmal mehr standen wir wieder im Wehrkleid. Unsere Einheit hatte die Aufgabe, das Kraftwerk Rekingen vor unliebsamen Übergriffen zu schützen. Das Jahr 1944 ging dem Ende entgegen. Es war abzusehen, dass dieses grässliche Völkermorden ein baldiges Ende haben würde. Der Widerstand der deutschen Armeen war an verschiedenen Fronten zusammengebrochen. Wir sahen, wie auf der andern Seite des Rheins der deutsche Volkssturm mit Kindern zusammen in aller Eile Schutzwälle und Schutzgräben erstellte. In unserer Einheit war vorgesehen, am Abend des 24. Dezember eine einfache Soldatenweihnacht zu feiern. Vorgängig hatte einer meiner Kameraden eine gute Idee. Er schlug uns vor, dass wir nach unserer Feier den geschmückten Weihnachtsbaum den mitleidwürdigen Kriegsveteranen ennet dem Rhein übergeben sollten. Dieser Vorschlag gefiel uns allen. Unser Hauptmann nahm sofort Kontakt auf mit unseren Grenzbeamten, die ihrerseits mit ihren deutschen Kollegen Fühlung aufnahmen. Und siehe da, dieses Treffen wurde von allen zuständigen Stellen bewilligt. Unsere Feier eröffneten wir mit einem Weihnachtslied. Dann wurden einige bescheidene Gaben ausgetauscht. Mit einigen besinnlichen Worten unseres Hauptmanns beendeten wir die Feier. Dann marschierten wir wie abgesprochen mit unserem geschmückten Weihnachtsbaum Punkt 24 Uhr über die Brücke bis zur weissen Marke am Boden. Da standen sie, diese Kriegsveteranen. Mit Handschlag begrüsstet wir sie. Mit Tränen auf beiden Seiten übergaben wir

den Mannen unseren Baum und beschenkten sie mit einigen Raucherwaren. Mit einem Lächeln und einem Dankeschön schüttelten sie uns nochmals die Hände, und sie versprachen uns, dass sie uns diese edle Geste nie vergessen würden. Zum Schluss wünschten wir allen «Alles Gute», und der Wunsch aller war, dass das wahnsinnige Blutvergiessen ein baldiges Ende finden werde. Stumm, wie wir gekommen waren, marschierten wir wieder in unser Wachlokal zurück. Jeder von uns war mit seinen eigenen Gedanken zu sehr beschäftigt.

Eine nächtliche Begegnung

Als 23jähriger Soldat im September 1943 in Luzern auf Streife

Es war im September des Jahres 1943 in Luzern. Im dortigen Zentralgefängnis erwarteten einige des Landesverrats angeklagte Wehrmänner das Urteil des Militärgerichts. Wir sechs Kameraden waren während den zwei Wochen der Prozessdauer nach Luzern kommandiert worden. Wir waren dort während der Nacht jeweils für die Sicherheit der Eingeschlossenen verantwortlich, während des Tages stand ein anderes Detachement im Einsatz. Unsere Aufgabe war klar: Es durfte nichts passieren, also keinerlei Kontakt zwischen den Gefangenen, keine Information untereinander durch Rufen und Klopfen, kein Ausbruch- oder Suizidversuch. Ebenso sollte durch unsere Präsenz ein Befreiungsversuch von aussen verunmöglicht werden. Auch durften keinerlei Meldungen oder Weisungen von aussen zu den Inhaftierten kommen.

In einer Nacht waren wir zu zweit ausserhalb des Gefängnisses auf Streife. Jeder für sich allein, in Rufweite voneinander entfernt, bewaffnet mit einer Maschinenpistole, geschützt mit dem Stahlhelm. Wir waren genauestens instruiert über unser Verhalten und allfällig zu treffende Massnahmen; mögliche Eventualitäten wurden, soweit vorstellbar, besprochen. Unser Auftrag war allenfalls mit Waffengewalt durchzusetzen. Es war eine helle Nacht, die Stadt verdunkelt, ruhig. Noch war lange nicht Mitternacht, es bewegten sich jedoch nur wenige Passanten auf der Strasse. Langsam begab ich mich Richtung Reuss gegen die gedeckte Spreuerbrücke. Vor dem Brückeneingang blieb ich stehen, lauschte. Durch die gedeckte Brücke sah

ich, wie eine Person sich in meine Richtung bewegte. Um niemanden zu erschrecken, bewegte ich mich auffällig, um auf meine Anwesenheit aufmerksam zu machen. Nun sah ich niemanden mehr, es war still geworden, keine Schritte waren zu hören, niemand zu sehen. Da konnte etwas nicht stimmen. Also begab ich mich vorsichtig in die Brücke, zündete mit der Taschenlampe in Richtung des andern Ausgangs. Nichts! Nun rief ich «Halt! Wer da?» Gleichzeitig entsicherte ich die Maschinenpistole auf Serienfeuer. Da entdeckte ich im Schein der Taschenlampe eine Frau, die sich mit den Armen das Gesicht verdeckte. «Hände hoch über den Kopf!» war meine nächste Weisung, der die Frau sofort nachkam. Über den Grund ihres Verhaltens befragt, erhielt ich keine Antwort. Kein Ton. Nun war auch mein Kamerad bei mir eingetroffen, und gemeinsam führten wir den «Fang», die Hände über dem Kopf verschränkt, auf unsern Posten.

Im Licht unserer Bürolampe stellten wir überrascht fest, dass in den Frauenkleidern ein Mann steckte. Er beteuerte, dass er nichts Verbotenes mache und uns sein Tun nichts angehe. Zu seiner Person und seinen Absichten wollte er keine Auskunft geben. Also wurde die Stadtpolizei zwecks Identifikation angefordert. Zwei junge, stramme Polizisten kamen bald darauf mit den Fahrrädern. Nach durchgeführter Leibesvisitation nahmen sie die «Dame» mit. Kurze Zeit später kam der Anruf des Wachchefs der Stadtpolizei, der uns erklärte, die «Dame» sei identifiziert und in der Stadt wegen ihrer Abartigkeit bekannt.

Französische Kriegserfahrungen

Als 27jähriger Soldat 1940 bei der Feldpost

Es war am 20. Juni 1940, als die ersten Elemente des Armeekorps Daille der 67. französischen Division unsere Grenzen im Jura überschritten und das Gesuch stellten, in unserem Land interniert zu werden.

Nach den ersten Wochen, die verschiedenen Lager hatten Gestalt angenommen, galt es für diese Männer, einen Feldpostdienst einzurichten. Ein geeignetes Lager in zentraler Lage (Turnhalle Münchenbuchsee) wurde mit den nötigen Einrichtungen versehen, und französisches Feldpostpersonal konnte eingesetzt werden. Im Spätherbst 1940 wurde ich zusammen mit

vier weiteren Feldpöstlern nach Münchenbuchsee aufgeboten, um dort eine Mannschaftskartothek zu berichtigen. Für uns war dies eine überaus interessante Aufgabe. Und wir durften hier miterleben, mit welchem Elan und Eifer die französischen Feldpöstler ihre nicht leichte Aufgabe bewältigten. Diese 40 Pöstler schafften mit grosser Freude. In der Folge ergaben sich Gespräche über ihren Kriegseinsatz und ihre Erlebnisse.

Eines Tages kam ein französischer Kollege mit der Bitte zu uns, einem seiner Mitarbeiter, der gerade im Kerker sass, einen Besuch abzustatten und ihm Mut zuzusprechen. Erstaunlicherweise liess uns die Wache ohne Weiteres eintreten. In der finstern, unfreundlichen Zelle fanden wir einen ungefähr 30jährigen Mann, völlig einsam und demoralisiert. Er erzählte uns dann von seinen Kriegserfahrungen: Im September 1939 erhielt er, Gaston, den Befehl, sich in Metz zum Einsatz zu stellen. Hier wurden die Mannschaften eingekleidet und bewaffnet. Erste Schwierigkeiten tauchten auf, als sie nicht genügend zweckmässige Uniformen erhielten. Gaston musste in Zivilhose seine Einheit (Artillerie) aufsuchen. Es gab in der Folge Truppenverschiebungen ohne Feindberührung. Der Winter verstrich ohne nennenswerte Ereignisse. Kurz nach dem 10. Mai 1940 kam seine Einheit in der Nähe von Rethel erstmals mit der deutschen Armee in Berührung. Doch welche Enttäuschung: Sämtliche Munition war durch französische Sabotage unbrauchbar geworden. Anstelle von Schiesspulver befand sich Sägemehl in den Munitionshülsen. Wie sich diese Tatsache auf die Truppe auswirkte, ist kaum zu beschreiben. Es ist für uns nun besser verständlich, aus welchem Grunde grosse Teile der französischen Armee in so kurzer Zeit überfahren und zurückgedrängt wurden.

«Dobro utro»

Als 39jähriger Wachtmeister im Mai 1945 in einem Internierungslager für Rotarmisten

An jenem späten Sonntagnachmittag anfangs Mai 1945 sassen meine Frau Pauly, mein sechsjähriger Bube und ich daheim in der Küche. Ruhig und zufrieden verzehrten wir unser Abendbrot. «Du Gusty», unterbrach meine Frau plötzlich unser Plaudern, «es hat geklopft an der Wohnungstür.» Das

Militär-Pullover für feste Figur.

Material: 200 Gr. graue und 50 Gr. grau-grüne Luzerner Schweißwolle, Nadeln Nr. 2 und Nr. 3½.

Stricktechnik: 1. Reihe: Randm., * 1 M. r., 3 M. l., von * an fortfl. wiederholen. 2. Reihe (Rückseite): Randm., 2 M. l., * 1 M. r., 3 M. l., von * an fortfl. wiederholen. Auf der rechten Seite der Arbeit zeigt sich folgendes Maschenbild:

	VV=VVV=VV	4
V = 1 M. r	V----V----V	3
-- = 1 M. l.	VV=VVV=VV	2
	V----V----V	1

Vorderteil: Anschlag 131 M. Bis 34 cm Höhe gleich wie am Rückenteil stricken, dann für Armausschnitte beidseitig je 8, 6, 4, 1, 1 M. abketten. In 36 cm Höhe Arbeit für Halsausschnitt teilen und von der Mitte aus 6, 6, 4, 3mal 3, 6mal 2 M. abketten, und dann stets 2 M. zusammenstricken, bis noch 10 M. bleiben, diese auf einmal abketten.

Abb. 27: Vaterländisches Stricken

Die Frauen wurden mit Hilfe der Presse laufend dazu angehalten, ihre «weiblichen» Fähigkeiten in den Dienst der Landesverteidigung einzubringen. Dazu gehörten neben dem Stricken von Militärpullovern auch das Ausbessern von Wäsche und das Flickern von Socken. («Schweizer Familien-Wochenblatt»)

ist sicher der Bruder meiner Gattin, vermutete ich. Ich öffnete die Türe, aber draussen stand kein Gottlieb, draussen stand ein Soldat in Motorradfahrer-Uniform. Er überreichte mir eine Karte und verabschiedete sich sogleich wieder. Die Karte war ein militärisches Aufgebot mit dem Befehl: «Sie haben sich unverzüglich in Uniform, ohne Packung, beim Platzkommando zu melden. Dienstdauer: unbestimmt.» Wie aus den Wolken gefallen, betrachteten wir zusammen dieses hereingeschneite kleine Stück Papier. Also, was blieb mir anderes übrig, man geht halt wieder einmal.

Im Büro des zuständigen Hauptmanns für Internierungen wurde ich über meine bevorstehende Aufgabe eingehend unterrichtet. Und diesmal galt es, sowjetische Rotarmisten zu betreuen, und zwar nicht als Befehlender, sondern als Organisator und Beratender, aber vor allem als Mensch. Nie hätte ich gedacht, jemals meine Kenntnisse der russischen Sprache, die ich nach

und nach durch einen schweizerisch-russischen Arzt und dessen Gattin im gegenseitigen freundschaftlichen Sprachunterricht erworben hatte, noch sinnvoll und ohne politischen Beigeschmack anwenden zu können. Ich begab mich allsogleich zum Sammelplatz. Hinter dem Stadthaus befand sich ein wunderschöner, grüner Rasen, eine Art Liegewiese, aber heute waren keine Erholung suchenden Spaziergänger anzutreffen. Ich traute meinen Augen kaum. Zerlumpte, stoisch dreinblickende Gestalten starrten mich an. Nur eine Frage konnte ich in ihren Gesichtern lesen: «Wer bist du?» Einen Anblick solcher Trostlosigkeit und Hoffnungslosigkeit werde ich nie vergessen. Es war anzunehmen, dass ein Teil dieser Leute nicht einmal wusste, dass sie sich nach einer wilden Flucht vor den verhassten Nazis über den Rhein auf Schweizerboden befanden. Sie waren durch unsere Grenztruppen aufgehalten und dann an die verschiedenen Sammelstellen weiter verfrachtet worden. Die französischen Armeen stiessen ja in raschem Vormarsch durch Süddeutschland, dem Rhein entlang, gegen Bregenz. Von Norden herströmend, versuchten kleinere deutsche Abteilungen die durch die französischen Linien fliehenden Kriegsgefangenen noch aufzuhalten und zu vernichten. Das gelang ihnen aber nur in einzelnen Fällen. Ohne lange zu zaudern, begaben wir uns unter die Internierten, und ohne besondere Schwierigkeiten führten wir sie in eine geräumige Reithalle. Inzwischen hatten Ortswehrangehörige Vorbereitungen getroffen: Strohsäcke, zum Teil einfache Strohlager empfangen unsere Schützlinge. Recht bald konnte ich mit einigen Russen, den sogenannten Poltruk (speziell politisch-militärisch ausgebildete Unteroffiziere), den erwünschten Kontakt aufnehmen. Mein Kamerad Hans und ich begannen mit Hilfe unserer Internierten die bereits vorhandenen langen Tische und Bänke in den freien Mittelgang zu plazieren. Und gleich strömten die Russen herbei und nahmen ihre selbstgewählten Plätze ein. Nach und nach gelang es mir, den «Poltruk» die erforderlichen Verhaltensregeln beizubringen, die dann an die übrigen Kameraden weitergegeben wurden. Und es war einfach beruhigend anzusehen, wie all diese verängstigten Menschen sichtbar erleichtert aufatmeten. Sie wussten nun, sie sind in der Schweiz und für immer den Greueln des Krieges entronnen. Mittlerweile erschienen vor dem Tor militärische Lastwagen und brachten die längst fällige Abendverpflegung: Kaffee, Milch, Brot und Käse lautete das Menu. Ohne viele Worte zu

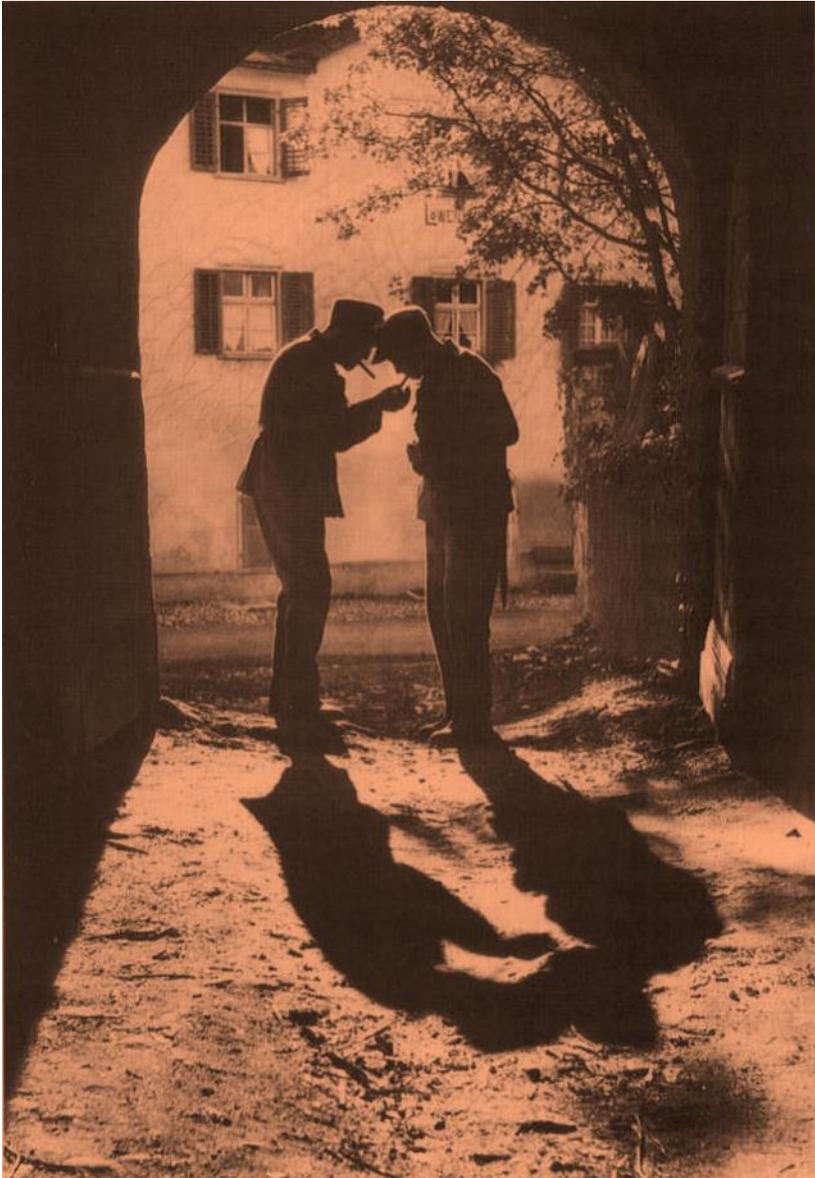


Abb. 28: Begegnung in Malans

Die Kontakte zwischen den Armeeingehörigen waren nicht immer nur idyllisch.
(Ludwig Bernauer)

verlieren, eilten einige Russen sofort herbei und begannen die Tische zu decken. Es waren im Ganzen ungefähr 250 Mann, die mit grossem Appetit das Dargebotene verzehrten. Dazu möchte ich noch beifügen, dass sämtliches benötigtes Essgeschirr vom Warenhaus EPA für die ganze Zeit kostenlos zur Verfügung gestellt wurde.

Nach der Verpflegung begann die Zuweisung der einzelnen Schlafstellen, wobei wir besonders darauf achteten, dass die aus denselben Landesteilen stammenden Leute möglichst beieinander blieben. Mongolen, Madschuren, Kaukasier, Armenier – ein Gemisch einer nie erlebten Völkeragglomeration wurde hier durch das Schicksal zusammengewürfelt. An gut sichtbarer Stelle in der Halle befestigten wir einen grossen Karton, worauf ich in der Sprache unserer «Hotelgäste» die Zapfenstreichstunde auf 22 Uhr festlegte sowie die Sprechstunden unseres ebenfalls Russisch sprechenden Arztes bekanntgab. Unterdessen war die Nacht vollends hereingebrochen und damit auch die Stunde des Lichterlöschens gekommen. Den Rotarmisten wünschten wir unser erstes «spakoinoi notschi», draussen vor der Tür wachten unsere braven Landstürmler.

Nur allzu früh am andern Morgen klingelte mich der alte Wecker aus den Träumen. Um sechs Uhr hatten wir unseren Dienst anzutreten. Die abtretende Wache öffnete bei unserer Ankunft die Tore. Rasch kontrollierten wir den Bestand; es waren noch alle da. Einige spazierten im frischen Morgenwind in Gedanken versunken durch eine kleine, etwas verwilderte Parkanlage hin und her. Die beiden Verbindungsunteroffiziere kamen herein, und mit einem freundlichen «Dobro utro» begrüsst sie uns. Vorerst zeigten wir ihnen, wo sich die Waschanlagen samt den Toiletten befinden, alsdann baten wir sie, die Tische für den Morgenkaffee herzurichten, denn unsere Leute hatten bereits die vollen und dampfenden Kannen mit dem Frühstück herbeigeschafft. Und immer mussten wir staunen, wie die Russen mit aller Selbstverständlichkeit und ohne irgendeine Widerrede ihren «Poltruk» und unseren Anweisungen Folge leisteten. (Eine Anzahl war auch schon wieder mit dem Herrichten ihrer Schlafstellen beschäftigt.) Während der Morgenverpflegung erhielten wir Besuch von unseren vorgesetzten Offizieren. Befriedigt und ohne irgendeine Bemerkung besprachen wir mit den «Politischen» zusammen, was in den nächsten Tagen zu erfolgen hatte. Unsere russischen Gäste waren ja bei weitem nicht die einzigen, die in den ver-

gangenen Tagen bei uns Zuflucht gesucht hatten. In den angeschlossenen Gebäuden sowie in allen zur Verfügung stehenden grösseren Räumen unserer Stadt waren im Verlauf der vergangenen Nacht Tausende von Flüchtlingen aus allen Ländern einquartiert worden. Wir zählten insgesamt 2700 Internierte, und der Zustrom riss vorläufig nicht ab. Welche Anforderungen diese ausserordentlichen Mehrbelastungen an unser Bahnpersonal und an die Transportorganisationen stellten, lässt sich heute kaum noch ausdenken. Allmählich drohte auch die Verpflegung zusammenzubrechen. In den Läden unserer Stadt waren die Vorräte an Lebensmitteln auf ein Minimum zusammengeschrumpft. Wir wurden jedoch auf dringliche Veranlassung des Platzkommandos zusätzlich mit Nahrungsmitteln aus den Armeemagazinen versorgt.

Besonders wichtig war die Betreuung der Kranken und Verletzten. Wie bereits angedeutet, standen uns ein gut eingerichtetes Lazarett sowie ein russischer und französischer Militärarzt zur Verfügung. Hiezu ein eher tragikomisches Erlebnis: Einer unserer russischen Internierten litt an einer schmerzhaften Vereiterung hinter dem rechten Ohr. Ohne noch lange zuzuwarten, nahmen mein Kamerad und ich den gepeinigten Soldaten am Arm und führten ihn kurzerhand in die Lazarettbaracke. Aber, o weh, der dort praktizierende polnische Militärarzt verweigerte jegliche Hilfe, und dies nur aus politisch-nationaler Einstellung. Es lässt sich leicht vorstellen, welch komischen Eindruck wir von der in den Oststaaten gehandhabten Bruderliebe bekamen! Aber unsere Aufgabe war es ja, dem leidenden Menschen zu helfen und nicht irgendwelche parteipolitischen Betrachtungen anzustellen. Vereint mit einer herbeigerufenen Rotkreuzschwester wagten wir, die Eiterblase ohne langes Federlesen aufzustechen. Die eitrige Masse floss heraus, und innerhalb einer halben Stunde war die erste Hilfe abgeschlossen. Die dabei aufgetretenen, recht empfindlichen Schmerzen verschwanden langsam. Mit unserem Patienten, der nicht recht wusste, wie er uns danken sollte, kehrten wir wieder zum Kantonnement zurück.

In den folgenden Tagen mussten sich alle Internierten, Männlein wie Weiblein, in einem Schulhaus einer gründlichen Bade- und Entlausungsprozedur unterziehen. Desgleichen wurden sämtliche Uniform- und Wäschestücke durch eine mobile Desinfektionsapparatur geschleust.

Trotz der langen täglichen Arbeitszeit verrichteten wir unseren damaligen Interniertendienst gern. Wir waren uns ja bewusst, hier halfen wir, so gut wie wir es vermochten, dem vom Krieg heimgesuchten einfachen Menschen eines Volkes, dessen Mentalität und Lebensweise wir nur aus Zeitungen und Büchern kannten.

Eine kleine Verwirrung an einem strahlenden Maimorgen bereitete uns ein Befehl, wonach zwecks Abwechslung ein Spaziergang mit den Internierten in die nächste Umgebung unserer Stadt angeordnet wurde. Aber zu unserer Befremdung waren die Söhne Mütterchen Russlands davon ausgeschlossen. Das verstand ich nicht, und unverzüglich ging ich zu meinem Hauptmann. Erregt versuchte ich ihm klarzumachen, dass die internierten Russen auch Menschen sind und sich sicherlich an einem kleinen Ausflug rund um die Stadt mit grosser Freude und Interesse beteiligen würden. Nach und nach begriff der Hauptmann meinen Standpunkt und willigte ein. Und wirklich gestaltete sich der Rundgang zu einem einmaligen Erlebnis, für die Russen wie für uns Begleiter. Ohne irgendeinen Zwischenfall kehrten wir befriedigt in unsere Unterkunft zurück, zudem alles ohne spezielle militärische Begleitung unsererseits abgelaufen war.

Die Tage vergingen wie im Fluge. Höherenorts war man übereingekommen, der grossen Belastung unserer Einquartierungssorgen wegen alle aus westlichen Ländern stammenden Internierten so bald als möglich heimzuschaffen. Nur die in östlichen Gebieten Europas Beheimateten konnten vorläufig noch nicht nach Hause entlassen werden. Und so kam es, dass eines Tages gegen Abend ein langer Heimkehrer-Eisenbahnzug ausserhalb des Bahnhofgeländes für die Rückkehr der Franzosen, Belgier, Engländer, Deutschen usw. bereitgestellt wurde. Abfahrt: 20.00 Uhr.

Aber vorher hatten wir noch eine ganz besonders heikle Aufgabe zu erfüllen: Ein internierter junger Holländer kam ganz äusser sich auf uns zugeeilt und verlangte, noch vor Zugsabfahrt sich zu verhehlichen. «Wo ist denn dein liebes Bräutchen?» wollten wir wissen. «Im Lazarett, aber sie ist wieder gut beieinander und reisefähig», war die Antwort. Ratlos schauten wir den Heiratslustigen an. Was machen wir? Die Zeit drängt! Rechtlich gesehen stand einer Kriegsheirat nichts im Wege. Nur wer sollte und durfte eine solche vollziehen? Unversehens kam mir eine Idee. Rasch ersuchte ich bei meinem militärischen Chef telefonisch um die Bewilligung, als ausser-

ordentlicher militärischer Zivilstandsbeamter zu amtieren. Und siehe da, nach anfänglichen Bedenken und einigen Wenn und Aber erklärte sich die Stimme am andern Drahtende für einverstanden. Nur mussten wir diese Trauung im Beisein von zwei erwachsenen Zeugen und eines Pfarrers schriftlich bestätigen lassen. Als Trauzeugen standen mir mein Kamerad Hans und eine ebenfalls im Lazarett einquartierte Ungarin zu Seite. Ja, aber wo den Pfarrer auftreiben? Nach längerem Überlegen erinnerte ich mich, einmal in einer andern Unterkunft einen finnischen Priester entdeckt zu haben. Flugs liessen wir den Gottesmann herbeiholen, und spontan sagte dieser zu. So marschierten wir vier Sonderbeauftragten zum Lazarett. Dort besprachen wir uns mit der diensttuenden Rotkreuzschwester, und anscheinend nicht uninteressiert führte sie uns ins Zimmer der glücklichen Braut, die ebenfalls aus Holland war. Ein paar nette Blumen auf ein Tischchen, und die Kriegstrauung konnte beginnen. Der sehr liebenswürdige und verständnisvolle Geistliche aus dem hohen Norden verstand es ausgezeichnet, in gutem Deutsch diese ungewöhnliche Hochzeitszeremonie zu vollziehen. Inzwischen hatte ich die entsprechende Formulierung auf einem hübschen Bogen Schreibpapier vorgeschrieben, mit Kopie natürlich und nicht ohne den unbedingt erforderlichen Zusatz: «Dieses Kriegsheirat-Dokument ist nach Ankunft in Holland durch die dortigen zuständigen Zivilbehörden noch bekräftigen zu lassen.» Soweit war ja nun alles in Ordnung, mit den Unterschriften der anwesenden Trauzeugen und dem obligaten Gläschen Wein – offeriert von der Lazarettkrankenschwester. Freudestrahlend ob der gelungenen Kriegsheirat in der Schweiz, verabschiedete sich das frischgebackene Ehepaar allsobald, um ja nicht die Abfahrt des Heimschaffungszuges zu verpassen. Ja, wer versteht wohl die Wünsche zweier verliebter Herzen besser denn Schweizer Soldaten?

Wochen später konnten auch alle Internierten aus den östlichen Staaten das Quarantänelager verlassen. Und eines Morgens, in den letzten Maitagen, begleiteten wir die Russen samt ihren Kameraden durch die Stadt zum Verlad; sie wurden in gut eingerichtete Truppenunterkünfte irgendwo in einem Innerschweizer Kanton überführt. Ich wagte es kaum zu glauben. Von den Fenstern der Strasse entlang liessen es sich die Zuschauer nicht nehmen, den vorbeimarschierenden fremden Soldaten ein letztes Lebewohl zuzurufen. Und alsdann die Ivans gar noch das melodische russische

Marschlied «Schiraka stranä. moja rodnaia» anstimmten, strömten von allen Seiten die Leute herbei, um den Abschiednehmenden eine kleine Gabe in die Hand zu drücken. «Proschtschai» – «Lebewohl!» Und so hiess es auch für uns «Lebewohl» und die Uniform wieder ablegen, zurück in den zivilen Alltag. Wahrlich ein erlebnisreicher Aktivdienst war vorüber, ein Dienst am einfachen, entwurzelten und gejagten Menschen, ohne Rücksicht auf Herkunft. Nation, Religion und persönliche Lebensauffassung.

Mitte August besuchte eine sowjetische Heimschaffungskommission alle ihre Soldaten in unserem Land. Kurz darauf erfolgte die definitive Repatriierung sämtlicher Internierter in ihre angestammte Heimat – vollständig neu eingekleidet in elegante amerikanische Khaki-Uniformen, vorn auf der Schildmütze der rote Sowjetstern!

Und wieder einmal läutete es an einem Sonntagnachmittag an unserer Wohnungstüre. Über alle Massen erstaunt war ich, als vor mir drei stolze Rotarmisten in ihren schmucken neuen Uniformen standen. Sie kamen auf ihrer Heimreise während eines kurzen Aufenthaltes in unsere Stadt und in unsere Stube, um Lebewohl zu sagen und zu danken für unsere damalige Fürsorge im Mai ...

Bereicherungen

Allerlei gelernt, erlebt, gesehen

Als junge Frau, Jahrgang 1920, zu Hause und im Militärdienst

Bis Ende 1942 wohnte ich in Genf. Von hier stammen meine ersten «Kriegserlebnisse».

Im Herbst 1940 fielen irrtümlicherweise Bomben auf Genf. Wir hörten die Detonationen, dann die Ambulanzen und die Feuerwehr und sahen, dass es im Quartier, wo meine Schwester wohnte, Unheil gegeben hatte. Ein Telefongespräch beruhigte uns ein wenig, meiner Schwester war nichts passiert. Sie hatte wohl allerlei in ihrer Umgebung gehört, war aber wieder ins Bett gegangen, weil sie hochschwanger war und ihrem Kindlein zuliebe Ruhe bewahren wollte! Doch am andern Morgen entdeckte sie, dass eine Bombe in den Hof hinter ihrem Wohnhaus gefallen war. Alle Fenster gegen den Hof waren weg, und in den grossen Kleiderschrank, der neben ihrer Wohnungstüre stand, waren mehrere Geschosssplitter eingedrungen. Im Haus auf der andern Hofseite hatte es Tote und Verletzte gegeben. Die Ruhe meiner Schwester machte uns Eindruck ...

In dieser Zeit litt Frankreich unter dem Hunger. Es wurden zahlreiche Konvois organisiert, um unterernährte Kinder in die Schweiz zu bringen. An bestimmten Tagen, wenn diese Konvois erwartet wurden, hatten mehrere Freiwillige, unter denen auch ich war, dem überlasteten Rotkreuzpersonal beizustehen. Unsere Aufgabe war es, die Kinder am Bahnhof in Empfang zu nehmen und sie zur ersten Zwischenstation in der Schweiz zu begleiten, nämlich ins Hotel Carlton (heute Sitz des Internationalen Roten Kreuzes). Dort wurden die Kinder gepflegt, gewaschen, entlaust und «ins Bett» gebracht. Die grossen Säle des Hotels waren mit Matratzen ausgestattet worden, auf denen die müden Kinder endlich einschlafen konnten (oder sollten!). Wohl gab es einige Tränen aus Heimweh, Müdigkeit, Angst. Aber ich werde den tiefen Eindruck nie vergessen, den ich von der Schweigsamkeit, der Ergebenheit und der Traurigkeit dieser Kinder hatte. Soweit ich mich erinnern kann, waren sie zwischen drei- und zehnjährig, kleine,

geduldige, stille Menschlein. Ein anderer Eindruck, den ich nie vergessen werde, ist der Duft der Entlausungsmittel, der aus all den Frottiertuchturbanen ausströmte, mit denen diese kleinen Köpfe für die Nacht eingepackt worden waren!

Bei Kriegsausbruch hatten die meisten Jugendlichen den brennenden Wunsch, selber etwas für das Vaterland zu tun. Es gab zahlreiche Möglichkeiten, um die Freiwilligen zu beschäftigen. So kam ich als aktive Pfadfinderin zu den FHD und wurde in eine MSA (Militärsanitätsanstalt) eingeteilt. Einige von uns Pfadis wurden als Samariterinnen eingesetzt, andere – wie ich – als Sekretärinnen. Weil ich einige Deutschkenntnisse hatte, wurde ich dem Chefarztendienst zugeteilt. So begann eine Dienstzeit, die mich in der Lenk, in Vevey, Montreux, Freiburg und in Interlaken werken liess.

Im Mai 1940 war ein Notspital in einer Klosterschule in Freiburg installiert worden. Damals war die internationale Lage sehr kritisch, und man musste wirklich auf das Schlimmste gefasst sein. Alle waren auf einen Invasionsversuch aus Deutschland gefasst. Man hörte Tag und Nacht den Kanonendonner hinter dem Jura, es galt ernst, auch für uns! Doch wir hatten keine Patienten und mussten einfach bereit sein und warten. Dieses Warten ist vielen Wehrleuten als eine härtere Prüfung vorgekommen, als wenn man etwas Nützlicheres hätte machen müssen. Unsere Offiziere versuchten, uns mit etwas Drill zu beschäftigen, nicht schlimm und oft sogar recht lustig. Ein Major war ziemlich verzweifelt, weil er uns einfach nicht auf eine «anständige» Reihe aufreihen konnte! Wir waren nämlich Mädchen und Frauen so zwischen 19 und 39 Jahren, mit Busen und anderen Formen, die hinten und vorne einfach nicht in eine Reihe zu bringen waren! «Mein» Hauptmann führte uns hingegen auf langen Märschen durch die wunderbare Gegend um die Stadt und lehrte uns unterwegs allerlei Kulturelles und Geschichtliches. In den langen Wartestunden im Haus diktierte mir derselbe Hauptmann (Arzt und Schriftsteller) Briefe an seine vier Söhne. Diese waren eine Art Abschiedsbriefe mit liebevollen, väterlichen Ermahnungen und Empfehlungen.

Eine MSA war in der Region Vevey-Montreux-Clarens-Territet eingerichtet, über mehrere Hotels verteilt. Ich war im Dienst des Chefarztes vom Grandhotel in Vevey, genau dort, wo jetzt das Riesengebäude des Nestlé-Konzerns steht. Meine Arbeit bestand vor allem in der Erledigung der

TREU DER HEIMAT

DIENSTBÜCHLEIN
für den Alltag der Schweizerin

- Wer ist zu Dienst verpflichtet?** Jede Schweizerin.
- In welchem Alter?** In jedem Alter, keine ist zu alt, keine zu jung.
- In welcher Stellung?** In jedem Haushalt, jedem Beruf bietet sich Gelegenheit zur Erfüllung vaterländischer Pflichten.
- Wo meldet man sich zum Dienst?** Wer einen festen Pflichtenkreis hat, bleibe wachsam und hilfsbereit auf seinem Posten.
- Wer über Zeit und Kraft frei verfügt, melde sich beim Frauenhilfsdienst (F.H.D.), oder bei andern Hilfsorganisationen.

Die Heimat braucht unsern einmütigen Willen zur Freiheit, Ehre und Menschlichkeit.

Die Heimat braucht heute:

- Frauen**, die nicht jammern und klagen.
- Frauen**, die Entbehrungen willig auf sich nehmen.
- Frauen**, die ein starkes, opferfreudiges Geschlecht heranziehen.
- Frauen**, die unsere Gebrauchsgüter gewissenhaft verwalten.
- Frauen**, die fähig sind, den Wehrmann in der Erfüllung seiner Pflicht zu unterstützen.
- Frauen** mit starken Armen, die säen und pflanzen auf der Heimat Boden.
- Frauen**, die den Zweifelnden und Wankelmütigen entschlossen begegnen und die Einigkeit im Volk erhalten.
- Frauen**, die mit offenen Augen und warmem Herzen die Not ihrer Nachbarn erkennen und Hilfsbedürftigen beistehen.
- Frauen**, die demütig vor Gott und mutig vor den Menschen für die Zukunft unseres Landes eintreten.

Abb. 29: Treu der Heimat

Das Dienstbüchlein für den Alltag der Schweizerin, herausgegeben vom Schweizerischen Zivilen Frauenhilfsdienst, umriss die Aufgaben der Frauen.

(Schweizerisches Sozialarchiv Zürich)

Korrespondenz und im Erstellen zahlreicher «Permissions» für Patienten und Personal. Mit der Zeit musste ich ein gewisses «Gschpüri» entwickeln, um echte von fingierten Nöten zu unterscheiden! Da war zum Beispiel ein Mann, der innert dreier Monate ungefähr sechsmal für eine «Geburt» nach Hause wollte, bis wir entdeckten, dass seine Frau Hebamme war!

In der Lenk war die MSA in Baracken installiert, recht gut eingerichtet. Am Abend, an dem wir einrückten, kam uns das Lager vor wie ein KZ, standen wir doch in der Dunkelheit zwischen den Baracken, im Schneematsch, in der Kälte. Nachher ging alles gut. Der Duft nach frischem Holz ist mir geblieben ...

In Interlaken schliesslich, im Winter 1941/42, war die MSA auf ein grosses Revier verstreut. Das Hauptquartier war im Hotel Savoy. Spitäler in Matten, Interlaken-Ost und Grindelwald. Wir Leute vom HD (Hilfsdienst) waren im Hotel «Blume» untergebracht, nett, klein, kalt. Das Wasser im Krug der Waschschüssel fror jede Nacht ein. Am Morgen hatten wir die ganze Allmend zu durchqueren, um in Interlaken-Ost zu frühstücken. Deshalb blieben wir manchmal lieber ohne «Zmorge», anstatt diesen Weg bei minus 17 Grad zu machen! Zum Baden oder Duschen durften wir jede Woche bis in den «Mattenhof» wandern ... In Interlaken-Ost war das Spital der Zahnlosen. Dort wurde manchem Soldaten ein gutes Gebiss eingepflanzt, und ich glaube, einige Bergbauern und nicht sehr betuchte Eidgenossen waren nicht unglücklich über diese Art Militärdienst. Alles in allem bin ich recht froh, meinem Vaterland ein wenig gedient zu haben. Diese Militärzeit war für mich eine glückliche Zeit der inneren Reifung, der Loslösung von zu Hause, der Freundschaften und Kameradschaften. Ich habe allerlei gelernt, erlebt, gesehen!

Im Jahre 1943 heiratete ich und wohnte in Bern. Zur Hochzeit hatten wir allen geladenen Gästen empfehlen müssen, ihre Mahlzeitencoupons ja nicht zu vergessen! Die Bedürfnisse waren zuerst mit dem Hotelier besprochen worden. Die Hochzeitsgäste kamen mit dem Zug, niemand fuhr Auto ohne ernsthaften Grund. Zwischen Kirche und Hotel hatten sie zu Fuss zu gehen. Nur das Brautpaar und beide Mütter durften mit dem Taxi kutschieren!

Als wir heirateten, bekamen wir Textildcoupons geschenkt von einer Bekannten, die einen Witwer geheiratet hatte, also keine Aussteuer brauchte. Wir waren sehr froh, dank dieser zusätzlichen Coupons konnten wir genug

Leintücher, Bade- und Küchentücher kaufen. Ansonsten hätten wir Zellstoffmaterial kaufen müssen oder eben nur ganz wenige «anständige» Wäsche.

Wir wohnten in einer 4-Zimmer-Wohnung mit Ofenheizung. Nur zwei Zimmer wurden geheizt, im Badezimmer gab es keine Heizung, und im Winter setzte sich eine Schicht Eiskristalle auf die Wand hinter der Badewanne. Das Gas war rationiert, und oft sparten wir, indem wir die Badewannenfüllung für die ganze Familie brauchten: Zuerst badete ein Elternteil mit dem Kleinkind, der/die andere wickelte dann den Kleinen und konnte dann selber baden, zum Schluss kamen noch die Windeln zum Einweichen dran. Mit den Windeln war das auch so eine Sache! Damals kannte man nichts anderes als Stoff- und Gazewindeln. Waschen musste man von Hand, und manch eine junge Mutter bekam wunde Finger vom Reiben. Einmal pro Woche setzte man einen grossen Kessel mit Seifenwasser auf den Herd. Etwas mühsam war diese Prozedur, doch die Wäsche wurde sauber und roch herrlich!

Um Gas zu sparen, wurde die Bevölkerung im Bauen einer Selbstkochanlage unterrichtet. Mein Mann bastelte mir eine solche, die sehr gut funktionierte. Er füllte eine Kiste mit Holzwole und Zeitungspapier und verkleidete die zwei Aussparungen, die bleiben mussten, mit Wellkarton. Diese Aussparungen hatten genau die Grösse der beiden Pfannen mit hermetischen Deckeln, die wir speziell für diesen Zweck gekauft hatten. Über die Pfannen kam noch ein der Kiste angepasster und mit Isoliermaterial verkleideter Deckel. Da konnte man Gemüsesuppen und Eintopfgerichte – oder was sonst alles zu kochen war – nur bis zum Siedepunkt auf dem Feuer lassen, eventuell noch ein paar Minuten mehr, je nach Kochgut, und dann wurden die Pfannen einfach auf ihre Plätze in die Kiste gestellt. Deckel zu, fertig. Nach zwei oder mehr Stunden war das Gericht fertig, kochend heiss und servierbereit.

Unser erstes Kind wurde im Sommer 1944 geboren, zwischen zwei Fliegeralarmen. Am Geräusch der Flieger konnte man erkennen, ob sie gegen Süden oder gegen Norden flogen. Die mit Bomben schwer beladenen Maschinen gaben einen tieferen Ton her als die nicht beladenen. Man musste dann an die Bevölkerung denken, auf welche die Ladung niedergegangen war. Nun, nachdem sein erster Sohn geboren war, ging mein Mann nach Hause, und in seiner Freude vergass er, die Fenster zu verdunkeln!

Als die Luftschutzwache läutete und ihn rügte, erzählte er den Grund für seine Aufregung und Vergesslichkeit. Deshalb wurde ihm freundlicherweise die verdiente Busse erspart!

Dank der weisen Massnahmen, vor allem des Herrn Wahlen, kamen wir ziemlich gut über die Rationierung. Wir konnten immer tauschen. Einmal hatten wir zu viele Milchkoupons, jemand anderer brauchte seinen Zuckeranteil nicht, so half man einander. Sogar Kuchen backen mit Eierpulver lernte man! Man war erfinderisch, klagte nicht zuviel.

Eine schöne und lehrreiche Zeit

Als FHD, Jahrgang 1921, im Jungfrau-Gebiet und am Vierwaldstättersee

Krieg! Ein Wahnsinniger hatte in Deutschland den Zweiten Weltkrieg vom Zaun gerissen. Auch in der Schweiz musste die Armee mobilisieren, um die Grenzen zu schützen. Überall, in allen Dörfern, sah man jetzt Militär. Ich war – noch nicht ganz 18 Jahre alt – eine glühende Patriotin. Wie gerne hätte ich mich – wie die Männer – ebenfalls der Heimat zur Verfügung gestellt. Aber vorläufig gab es für mich noch keine Möglichkeit dazu.

In der Zeitung las ich, dass eine Schweizerdelegation in Finnland den Aufbau und die Arbeiten der finnischen «Lottas» studierte, um eventuell in der Schweiz eine ähnliche Organisation aufzubauen. Im Frühling 1940 war es dann soweit: Mädchen und Frauen wurden aufgerufen, sich dem neugeschaffenen Frauenhilfsdienst FHD zur Verfügung zu stellen. Am Postschalter konnte man den Anmeldebogen verlangen. Obwohl meine Eltern und Schwestern mich auslachten, meldete ich mich an. Zwei Monate später erhielt ich das Aufgebot zur Musterung, die im nächsten Städtchen stattfand. Aus unserem Dorf waren wir drei Mädchen. Vater lachte: «Dich nehmen sie sowieso nicht!» Als ich dann aber mit dem Dienstbüchlein nach Hause kam, war er doch richtig stolz, weil er in seiner Familie nun doch einen Soldaten hatte, obwohl er keinen Sohn besass.

Es ging auch gar nicht mehr lange, bis ich mein erstes Aufgebot erhielt. Im Sommer 1940 waren grosse polnische, französische und belgische Truppenverbände über die Schweizergrenze abgedrängt und hier interniert worden. Es wurde eine Internierten-Feldpost mit angeschlossener Briefzensur

geschaffen. Dort wurden wir nun eingesetzt, und dort blieb ich sechs Monate lang. Dann konnte ich wieder nach Hause, aber nur für kurze Zeit. Bald kam das Aufgebot für den Sanitätseinführungskurs, den wir in Montreux absolvierten. Neben viel Theorie lernten wir Erste Hilfe, Verbände anlegen, aber auch exerzieren mussten wir, grüssen lernen usw. Drei Wochen dauerte der Kurs. Am Schluss erhielten einige – nicht alle – gleich das erste Aufgebot zum Dienst in einer MSA (Militärsanitätsanstalt). Auch ich war darunter. Ich hatte das Glück, in meine Lieblingsgegend, das Jungfrau-Gebiet, zu kommen, wo in den verschiedenen Kurorten gleich vier MSA stationiert waren. Ich kam ins Büro der Materialverwaltung. Die vier MSA sollten jedoch bald zusammengelegt werden. Schon nach einigen Monaten war es soweit. Da eine Putzquipe gebraucht wurde, meldete ich mich und blieb noch einmal zwei Wochen am gleichen Ort. Wir mussten zwei grosse Hotels putzen, Tausende von Woldecken einmotten und vieles mehr tun. Nach Abschluss dieser Arbeiten wurde ich entlassen.

Bald kam das nächste Aufgebot. Dieses Mal wurde ich in eine grosse MSA am Vierwaldstättersee beordert. Dort hatte ich eigentlich die schönste und zugleich interessanteste Zeit. Ich kam als Sekretärin in den Operationssaal, da ich eine der wenigen war, die eine Büroausbildung hatten. Es war zwar eine strenge Zeit, je nach Chirurgischem Chefarzt – der alle zwei Monate wechselte – gab es wenig bis fast keine Freizeit unter der Woche. Aber die Arbeit war ungeheuer interessant, und ich lernte dort auch für mein späteres Leben sehr viel. In der kargen Freizeit pflegte ich regen Kontakt zu den Kameradinnen, und auch zusammen mit den Sanitätssoldaten erlebten wir gemütliche Stunden. Dabei ging es – entgegen der landesüblichen Meinung – sehr seriös zu, und ich kenne kein Mädchen, das als FHD seelischen oder moralischen Schaden genommen hätte. Natürlich möchte ich nicht abstreiten, dass auch das vorkam, wenn ein Mädchen labil veranlagt war, aber bei uns kam so etwas nie vor. Nach vier Monaten liess ich mich ablösen, da ich nun eine Stelle in Bern bei der Bundesverwaltung erhalten hatte. Aber jedes Jahr kehrte ich für zwei Monate an den Vierwaldstättersee zurück, und jedesmal erhielt ich wieder meinen Posten im OP (Operationssaal) zugeteilt. Bei Kriegsende war ich auch wieder dort, und es war ein eindrückliches Erlebnis, die Freude und Erleichterung aller zu erleben.

Eine schöne Erinnerung ist auch die 650-Jahr-Feier unserer Eidgenossen-

schaft. Da bestiegen wir am Abend alle ein Schiff – auch alle transportfähigen Patienten wurden auf Tragbahren eingeschifft und dann machten wir eine schöne nächtliche Seereise mit Picknick auf dem Schiff. Spät in der Nacht kamen wir zurück, fröhlich und glücklich über das schöne Erlebnis.

Ein weniger schönes Erlebnis, das uns alle erschütterte, hatten wir, als unsere MSA für den Austausch verwundeter Gefangener beider Seiten benutzt wurde. Da wurden per Bahn die schwerverwundeten alliierten Soldaten gebracht, wir pflegten sie einige Tage, und dann wurden sie wieder verladen. An der Grenze wurden sie dann gegen schwerverwundete deutsche Soldaten ausgetauscht. Auch die Deutschen wurden für einen Zwischenhalt zu uns gebracht. Da erlebten wir, dass Beinamputierte an ihren Stöcken Wettrennen auf den Lagerstrassen veranstalteten. Oder deutsche Soldaten, die beide Beine verloren hatten, hatten immer noch nicht genug vom Krieg: «Für einen Panzer oder einen Bomber tauge ich immer noch», sagten sie. In dieser Zeit musste ich auch erkennen, dass es, solange es Menschen gibt, auch immer wieder Krieg geben wird und dass dann unsere FHD eine sehr wertvolle Arbeit leisten können. Nur sollte man diese eben vorher schon lernen, nicht erst, wenn's gebraucht wird.

Der Krieg war nun vorbei, und langsam normalisierte sich das Leben. Ich nahm meine Arbeit in Bern wieder auf. Nur noch einmal absolvierte ich einen neuen Einführungskurs. Ich wurde auf Flüchtlingsfürsorge umgeschult, da ungeheuer viele Flüchtlinge unser Land überschwemmen. Zum Einsatz in solchen Lagern kam ich allerdings nicht mehr. Später nahm ich noch an einem militärischen Skikurs in der Lenk teil. 1950 wurde ich aus dem FHD entlassen. Eine schöne und lehrreiche Zeit war vorbei. Geblieben sind einige Freundschaften, die auch heute noch mein Leben bereichern.

Sturmgeläut im Mai

Als 34-jähriger Sanitätswachtmeister während der zweiten Generalmobilmachung im Mai 1940

Ich kann's nicht lassen. Immer wieder denke ich zurück an jene Unheil verheissenden und mit drohender Kriegsangst erfüllten Stunden und Tage in der ersten Maihälfte des Jahres 1940.

Frühmorgens am Auffahrtstag reisten meine Frau und ich mit unserem sieben Monate alten Knaben im Postauto zu den Schwiegereltern ins Zürcher Weinland, unweit der deutschen Grenze. Ein wonnevoller, warmer Mai-Feiertag lag über den sattgrünen Wiesen und Äckern rings um die heimeligen Dörfer. Ein Bild des Friedens im erwachenden Frühling. Und doch, war nicht eine unaussprechbare Unruhe im Gespräch mit den Einheimischen zu spüren, eine unsagbare Angst? Überall, wo man mit Leuten zusammentraf, wollte das Gerücht nicht verstummen, dass umfangreiche deutsche Truppenaufmärsche ennet unserer Nordgrenze beobachtet wurden. Angesichts dieser drohenden und nicht gerade ermutigenden Berichte entschlossen wir uns, dass meine Gattin mit dem Kleinen einstweilen bei ihren Eltern verbleiben solle.

Gegen Abend kehrte ich allein in unsere Wohnung in der Stadt zurück. Anderntags begab ich mich wieder wie gewohnt an meinen Arbeitsplatz. Aber auch hier hatten die besorgniserregenden Nachrichten von den Truppenverschiebungen eine beunruhigende Spannung ausgelöst. Noch bevor ich mein alltägliches Arbeitspensum wieder aufnahm, erschien unser Betriebsleiter in der Uniform eines Oberstleutnants und rief mich zu sich in sein Büro. Er überreichte mir einige Schreibearbeiten militärischen Charakters und betonte, dass alles sofort zu erledigen sei. Alsdann erkundigte er sich nach meiner Diensterteilung und riet mir, unverzüglich wieder heimzufahren, denn in Kürze werde mit ziemlicher Sicherheit die totale Mobilmachung aller Wehrpflichtigen erfolgen.

Es war wirklich so. Noch unterwegs vernahm ich das Sturmgeläut der Kirchenglocken, und an den Plakatsäulen klebten schon die rotumrandeten Aufrufe. Aus langsam fahrenden Militärautos ertönten in kurzen Intervallen die lautstarken Befehle zum sofortigen Einrücken.

Daheim angelangt, waren meine Frau und mein Kind inzwischen auch zurückgekehrt. Im beratenden Gespräch mit unserem Hausmeister besprachen wir alles, was bei einem kriegerischen Überfall zu tun sei. Er versicherte mir, meiner Familie jederzeit wenn nötig beizustehen, und er verzichtete auf die Entrichtung des Mietzinses für den laufenden Monat. Ein wahrlich verständnisvolles Entgegenkommen in diesen sorgenumwobenen Stunden. Und wiederum musste ich mein Heim verlassen, in grosser Ungewissheit, was wohl in den nächsten Tagen auf uns zukommen mochte. Vor dem

Platzkommando, wo ich mich laut Vermerk im Dienstbüchlein einzufinden hatte, herrschte ein reges Hin und Her oder, besser ausgedrückt, ein beinahe unentwirrbares Durcheinander. Befehle zischten über unsere Köpfe hinweg, und Offiziere und Feldweibel beeilten sich, ihre verstreuten Mannschaften zu sammeln. Unsere Aufgabe als Sanitätsangehörige bestand darin, überall dort zu sein, wo Not am Mann war. Das gelang aber nur notdürftig, sollten doch alle abmarschbereiten Einheiten und Gruppen raschest an ihre Einsatzorte kommen. Später bemühten wir uns, sämtliches Material aus unserem kolonneneigenen Magazin sowie die im Zeughaus gefassten Fourgons bereitzustellen. Bis dies alles mit vielen Hindernissen bewerkstelligt war, verging erheblich viel Zeit, mussten wir doch die schweren, altertümlichen Militärfahrzeuge mit vereinter Kraft von Hand durch das Gewühl der einkrückenden Soldaten zum Bahnhof schieben. Auch die Verpflegung liess auf sich warten. Erst am späteren Nachmittag gelang es uns, bei einer fahrbaren Militärküche den längst ersehnten «Spatz» zu fassen.

Die für den gleichen Abend vorgesehene Dislokation wurde verschoben, und unser Wunsch, noch einmal zu Hause schlafen zu können, fand kein Gehör. Erst bei einbrechender Dunkelheit, nach Verabreichung eines einfachen Nachtessens, konnten wir in einer Turnhalle unser Nachtlager beziehen. War denn überhaupt noch an ein Schlafen zu denken? Denn gerade in dieser Nacht sollte die Entscheidung über die Zukunft unseres Landes fallen. Waren unsere Söhne Helvetiens kraftvoll genug, einem Ansturm der Barbaren des «tausendjährigen Reiches» im Norden standzuhalten? Es ging ja um Sein oder Nichtsein unserer Heimat. Immer wieder horchten wir auf unseren Strohsäcken, vollständig angezogen, ob nicht feindliche Flieger oder schwere Panzer sich unserer Stadt näherten und uns augenblicklich in Alarmzustand versetzten.

Im Morgengrauen, als die letzten dunklen Nachtschatten wichen, waren wir offen gestanden nicht wenig überrascht, dass nichts geschehen war und dass keine feindlichen Kampffahrzeuge durch die Strassen rollten. Nur eine unerklärliche, entspannte Stille lag über der Stadt. Ein befreites Aufatmen allüberall. Der gefürchtete deutsche Einmarsch deutscher Divisionen war ausgeblieben.

Bei der Morgenverpflegung wurde uns mitgeteilt, dass grosse deutsche motorisierte Verbände durch Holland nach Belgien vorstossen – sozusagen

widerstandslos. Das grauenvolle Morden und Töten nahm anderswo seinen Fortgang.

Jedenfalls unser Aktivdienst ging weiter, und wieder hiess es: Vollpackung und Abmarsch. Ein Militärzug brachte uns über Zürich nach Rapperswil, von dort ging es weiter zu Fuss in ein altes, verwunschenes Schloss mit dem stolzen Namen «Goldenberg». Einrichten der Kantonnemente, Instruktionen für den Wachdienst und den Patrouillenlauf lautete der Tagesbefehl bis auf Weiteres. Offensichtlich war man bemüht, uns an der prachtvollen Aussicht vom Schloss aus teilhaben zu lassen. Jeden Morgen nach der Tagwache führte uns der Hauptmann auf die überwucherte Terrasse, und im Chor sang er mit uns jeweils das Lied «Morge früe, wenn d'Sunne lacht», auch dann, wenn pfeifende Regenböen an die Fensterscheiben klatschten. Mittlerweile wurde ich zum Feldpostdienst abkommandiert und war so tagsüber im Alleingang mit dem Versand und der Verteilung der verschiedenen Post-sachen vollauf beschäftigt. An einem Nachmittag benutzten mein Kamerad und ich die kurze sonntägliche Dienstpause, um geniesserisch in Korbsesseln vor dem Schloss die Zeit verstreichen zu lassen. Aber eben, wir waren nun einmal keine erholungsbedürftigen Kurgäste. Wie aus dem Boden geschossen, stand unversehens der Feldweibel vor uns. Fast äusser Atem rief er uns zu: «Alarm!» Dann befahl er mir, mit dem Velo unverzüglich unsere Leute zusammenzutrommeln. Ohne weitere Minuten zu verlieren, radelte ich los, um die irgendwo auf einem Feldweg marschierende Gruppe schleunigst zurückzubeordern. Anschliessend erfolgte die Räumung des Kantonnements und die Rückgabe an den Schlossverwalter. Erstellen der Vollpackung, eine kurze Verpflegung im Freien, Abmarsch.

Vor dem Bahnhofgebäude des kleinen Dorfes standen die leeren Wagen eines langen Eisenbahnzuges. Ohne Verzug begann der Verlad einer vollständigen Militär-sanitätsanstalt, einschliesslich des dazugehörenden umfangreichen Materials und der Fahrzeuge. An die 600 Köpfe zählte das gesamte Personal des Militärspitals: Offiziere, Unteroffiziere, Soldaten, Rotkreuzschwester-n, FHD-Angehörige, Nonnen ... Drei Pfiffe – der verdunkelte Zug setzte sich in Bewegung, hinaus in die einbrechende Nacht. Wohin, erfuhren wir erst später. Nach und nach verstummte das Geplauder und Lachen in den überfüllten Abteilen. Einem in den Schlaf versunkenen Geisterzug gleich, rollte der nur im 35-Kilometer-Tempo fahrende Laza-

rettzug dem Ziel entgegen, vorbei an schwach erhellten Stationen und im Dunkeln versteckten Dörfern. Träge flössen die Stunden und Minuten dahin. Endlich, endlich, in der allmählich aufsteigenden Morgendämmerung wurden wir gewahr, wohin diese nächtliche Reise führen sollte: Von unten grössten uns die im morgendlichen Sonnenlicht glitzernden Wellen des Genfersees. Und bald danach fuhr der langsam erwachende Zug in die grossen Bahnhofhallen von Lausanne ein. Die Uhr zeigte halb neun; seit mehr als zwölf Stunden waren wir unterwegs. Eine besonders nette Überraschung wurde uns allen noch zuteil. Die Behörden von Lausanne liessen es sich nicht nehmen, das gesamte, noch etwas schlaftrunkene Personal der MSA (Militärsanitätsanstalt) zu einem währschaften, aufmunternden Frühstück ins Buffet zu laden. Ein wirklich echt freund-eidgenössischer Willkommensgruss zur rechten Zeit!

Während ich mich dem Genuss des herrlichen Morgenessens widmete, klopfte der Feldweibel auf meine Schulter und verlangte, gleich hernach in zwei Schulhäusern raschmöglichst die vollständige Räumung der Schulzimmer zu veranlassen. In allen Klassenzimmern, wo ich dann auftauchte, war ich ein willkommener Gast, war doch überall der gesamte Schulunterricht noch in vollem Gange. Sobald ich dem Lehrerstab von meinem Begehren Kenntnis gab, brach unter den Schülern ein unbeschreiblicher Jubel aus. Nur allzu gerne beteiligten sie sich beim Wegschaffen der Schulbänke und Tische. Wie konnte es auch anders sein? Dieser auf militärischen Befehl hin verordnete, unerwartete Schulurlaub löste bei den Kindern eine weit grössere Begeisterung aus als bei uns Eindringlingen. Nach Erledigung des so viel Freude bereitenden Auftrages brachten Militärcamions strohgefüllte Schlafsäcke für die Einrichtung der nun zur Verfügung stehenden Räume. Bis das vorgesehene Militärspital in den Baracken und öffentlichen Gebäudeteilen für die Aufnahme von kranken und verunfallten Kameraden bezugsbereit war, verstrichen ein bis zwei Tage. Eine zentrale Militärküche sorgte für das leibliche Wohl aller uniformierten Pensionäre. Eines möchte ich noch betonen: Hier in der altehrwürdigen Metropole des Waadtlandes fühlten wir uns als Soldaten wohl, wurden wir doch nicht selten in einem seenahen Restaurant oder Café von den anwesenden zivilen Gästen zu einem gemütlichen Hock oder gar zu einer abendlichen Ruderpartie eingeladen.

Inzwischen vernahmen wir, dass die deutschen, unbesiegbare erscheinenden Armeen, unter Umgehung der französischen Maginotlinie, in Frankreich einmarschiert waren und sich in Kürze Paris näherten. Unverkennbar schloss sich der eiserne Ring um unser Land zusehends enger und enger. Die Versorgung mit den wichtigsten Gütern für Industrie und Bevölkerung aus dem Ausland drohte allmählich problematisch zu werden. Längst war die Rationierung beinahe aller Lebensmittel und Heizmaterialien in Kraft. Auch der Benzinverbrauch unterstand einer verschärften Kontrolle. Zylinderartige Holzvergaser lieferten den notwendigen Ersatztreibstoff für die wenigen noch zirkulierenden Privatautos.

Wochen vergingen, der Aktivdienst an den Gestaden des Lac Lemman verlief im gewohnten Ablauf. Fast unbemerkt war es inzwischen Juni geworden, und die Gefahr eines kriegerischen Angriffs war immerhin, wenn auch nicht gebannt, doch wesentlich abgeschwächt. In Befolgung einer Verfügung unseres Generals, nur so viele Truppen unter der Fahne zu behalten, als es die militärische Lage erfordere, begann unser Kommandostab die Auflösung des Militärspitals vorzubereiten. Wenige Tage danach erfolgte die allerseits sehnlichst erhoffte Entlassung der gesamten MSA-Einheit. Abtreten! Wir konnten wieder nach Hause in unser durch ein gütiges Schicksal vom Krieg verschontes Heim. Aber nicht ohne ein neues Aufgebot für einen späteren Einrückungstermin in der Tasche.

«Aber mit des Geschickes Mächten ...»

Als Wachtmeister, Jahrgang 1911. im Grenzschutz

Wir Auszugsoldaten vom Grenzschutz waren gleichzeitig in Auszug- und in Grenzschutzeinheiten eingeteilt. Das Fatale war, dass – wenn Landwehr und Landsturm entlassen wurden – wir Jungen in den Auszugeinheiten weiter Dienst leisten mussten. So waren wir «Auszügler» vom 1. September 1939 bis zu unserer ersten Entlassung am 16. November 1940 ununterbrochen im Aktivdienst. Aufgelockert wurde diese lange Dienstzeit an unserer bedrohten Grenze durch gelegentliche Urlaube. Natürlich hatten Bauern den Vorrang, und wir «Gewöhnlichen» kamen erst in zweiter Linie dran. Auf mein Urlaubsgesuch schrieb ich: dringende Arbeit im Geschäft. Und,

oh Wunder, es klappte! So reiste ich am 22. April frohgemut heim. Am andern Tag begann ich meine Arbeit im Geschäft und hatte wieder alle Hände voll zu tun, die dringendsten Arbeiten zu erledigen. «Aber mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten, und das Unglück schreitet schnell.» Ja, rasend schnell kam es. Es war Freitag, der 10. Mai 1940, vor Pfingsten: Ich arbeitete unverdrossen in der Werkstatt. Da kam mein Chef aufgeregt in die Werkstatt und sagte, ich müsse sofort einrücken. Eben sei um elf Uhr im Radio die Meldung durchgegeben worden, dass höchste Alarmbereitschaft erstellt worden sei. Alle Wehrmänner müssten sofort einrücken. Traurig und schweren Herzens begleitete meine Frau mich eine Stunde später auf den Bahnhof, und tränenreich war dann auch der Abschied.

Ich war damals der Gz Mitr Kp IV1289 zugeteilt, und unser Einsatzraum war Altstätten. Hier hatten wir alle möglichen «Varianten» durchgespielt, und jeder Zugführer hatte seinen fest zugeteilten Abschnitt. Als ich mich bei meiner Einheit meldete, sagte der Feldweibel aufatmend: «Gott sei Dank!» Sofort übernahm ich mit meinem Zug, kriegsmässig ausgerüstet, meinen Abschnitt. Nun also, wir waren an vorderster Front und wären die ersten Opfer gewesen. Abends um neun Uhr marschierte ich noch einmal nach Altstätten und suchte das Kompaniebüro auf. Die Türe zum Büro war offen, alles ausgeräumt und fort, aber wo? Niemand war zu sehen. Zwei Strassenbahnwagen lagen auf der Strasse und sperrten den Zugang zur Stoosstrasse. Auch verschiedene Panzersperren waren eingesetzt. Als ich nachts um zwölf Uhr von der Kontrolltour zurückkam, sah ich viele Autos, vollbeladen mit Familien und vielem Hausrat, die den Stoos hinaufstrebten, um Frau und Kinder in der Innerschweiz in Sicherheit zu bringen (in eine zweifelhafte Sicherheit). Und wie grotesk sah es aus. Aus dem Kofferraum ragte noch allerlei Zeug heraus, und auf den Dächern waren Matratzen festgebunden. Einmal sah ich sogar eine Badewanne auf dem Autodach. Du lieber Himmel, das waren Eidgenossen ... Ja, in jenen Stunden waren einige Prominente nicht auf ihrem Posten.

Drei Wochen dauerte der Alarmzustand, und ein gnädiges Schicksal hat uns vor dem schwersten und letzten Einsatz bewahrt. Die Stunde der Prüfung ging gnädig vorbei. Wir hatten dann noch einige kritische Situationen, bis es dann am 8. Mai 1945 an allen Fronten hiess: «Ende Feuer!» 978 Aktiv-

diensttage sind in meinem Dienstbüchlein eingetragen. 978 Tage treu, zuverlässig und selbstverständlich geleistet mit vielen Kameraden für unsere schöne, schätzenswerte Heimat, unsere Schweiz ... unser Vaterland.

Ziviler Militärdienst

Als 34jähriger Unteroffizier im Mai 1945 in Sevelen

Da hatten wir also schon vor Wochen den Einrückungsbefehl auf den 9. Mai 1945 erhalten. Ingeheim hofften wir auf das baldige Kriegsende und dass wir nicht mehr einzurücken brauchten. Aber wir vom Grenzschutz mussten doch andere Truppen ablösen und hatten wichtige Aufgaben zu erfüllen im Grenzraum der Festung Sargans. Die Flüchtlinge drängten ja in Scharen auf die Grenzübergänge im sanktgallischen Rheintal zu.

So rückten wir am 9. Mai in Sevelen, unserem Korpssammelplatz, ein. Ich war nach der Fertigstellung der Festung M. in die Geb Gz Mitr Kp IV/284 umgeteilt worden. Noch bevor die Kompanie zum Appell antreten musste, kam ein Mitrailleur meines Zuges zu mir und klagte, eine Lawine habe auf seinem Maiensäss seinen Stall weggefegt und alles Holzwerk ins Tal hinuntergerissen, nur die Mauern seien stehengeblieben. Der Stall müsse dringend wieder aufgebaut werden, er habe kein Futter mehr und müsse mit den Kühen auf die Alp. Weil ein nasser Frühling war, konnte bisher nichts unternommen werden. Während er mir sein Unglück schilderte, kamen auch einige Kameraden hinzu und schilderten lebhaft die schlimme Situation. Tja, was sollte man machen? Wir beratschlagten kurz und informierten unsern Kompaniekommandanten Hauptmann Mannhardt. Spontan erklärte er sich bereit, meinen Zug für den Wiederaufbau des Stalles während einer Woche zu beurlauben, sofern der Bataillonskommandant einverstanden sei. Unser «Bataillönler», Major Weber (der spätere Bundeskanzler), fragte: «Ja, wie stellt ihr euch das vor?»

Ich hatte mir inzwischen die Sache zurechtgelegt und erklärte: «Einfache Sache, wir beziehen vom Schanzzeugdepot Mels das nötige Werkzeug und Material für den Wiederaufbau. Unser Zug bleibt eine Woche im Einsatz. Unterkunft in einer Baubaracke ob dem Schollenberg. Verpflegung nehmen wir von unserer Kompanie mit.» Als er unsere Begeisterung sah und meine

Erklärungen für den Wiederaufbau hörte, stimmte er rasch zu, und ich erhielt die nötigen Vollmachten.

Mit den Kameraden vom Zug stellten wir die Materialliste zusammen und den Zeitplan für den Arbeitsablauf. Mit dem Kompaniejeep fuhr ich nach Mels zum Schanzzeugdepot, übergab die Besteiliste und suchte die notwendigen Gerätschaften aus. Besonders wichtig war das Verbundmaterial. Am Montag morgen wurde das gesamte Material auf das Maiensäss befördert, und der Mitrailleur, dem unser Einsatz galt, beförderte nebst Material mit Ross und Wagen auch ein Fässchen Most mit 50 Liter Inhalt.

Bestens ausgerüstet, machten wir uns frohgemut ans Werk. Fast zwei Tage benötigten wir, um die ins Tal hinuntergefegten Balken, Bretter, Stalltüren, allerlei Gerätschaften usw. ins Maiensäss hinauf zu befördern. Das war der schlimmste Krampf. Dann baute eine ausgewählte Handwerkergruppe den Stall wieder auf. Eine andere Gruppe zersägte die von der Lawine auf das Maiensäss hinabgeschleuderten Tannen, spaltete die «Träme» zu Brennholz und deponierte dieses der Strasse entlang. Ja, es gab manches Klawter Brennholz! Eine dritte Gruppe säuberte die Wiesen vom Geröll und den Schuttmassen. Sie beförderte mit Schubkarren alles in ein nahegelegenes Tobel. Ein Mineur sprengte die grössten Steinbrocken. Wir schufteten wie die Wilden, von Tagesanbruch bis in die Dämmerung. Wir mussten ja bis Ende der Woche fertig sein, und – bei Gott – wir hatten es geschafft. Alle hatten mit grosser Begeisterung und unerhörtem Arbeitseinsatz mitgemacht. An der Rückseite der Hütte hatten wir einen Teil des Gerölls und der Erde aufgefüllt, schräg bis zum Dach, damit eine spätere Lawine über die Hütte hinwegbrausen konnte. Am Samstagnachmittag um vier Uhr trafen wir wieder bei der Kompanie ein und waren stolz, dass wir unsere Aufgabe erfolgreich erledigt hatten.

Ja, das war Hilfe in der Not gewesen für unseren Kameraden und ist unsere schönste Erinnerung an das Kriegsende. Jedesmal, wenn wir uns zur Kompanietagung treffen, kommen die Dienstkameraden von damals und sagen: «Weisch no, dä Lawinestall, womer wieder ufbaut händ ...» Und wir freuen uns über diese positiven Erinnerungen.



Abb. 30: Passivdienst

Erholung im Dienst. (Hans Baumgartner)

«Pro Person und Monat gab es ...»

Vielleicht ist ein Hinweis auf die damalige Lebensmittelsituation recht aufschlussreich. Wir konnten aber nicht einmal alles kaufen, was auf der Lebensmittelkarte war. So hatten wir «vorige Märkli» für Butter und Fleisch, manchmal für Brot, und öfters schickte meine Frau Klärli auch «Märkli» an ihre Mutter, die sehr froh darüber war.

Also, pro Person und Monat gab es (1944): 7 kg Brot, 400 g Mehl, Mais oder Hirse, 250 g Reis, 500 g Teigwaren, 500 g Erbsen, Bohnen oder Linsen, 12 l Frischmilch, 350 g Butter, 250 g Fett oder Öl, 300 g Käse, 1'300 Punkte Fleisch, 2 Schaleneier, 500 g Zucker oder Konfitüre, 250 g Kunsthonig, 100 Punkte Schokolade (gab es bei uns natürlich nicht), 200 Punkte Bohnenkaffee, Tee oder Kakao.

Für Kinder gab es natürlich andere Zuteilungen. Wer auswärts essen

musste, erhielt statt Lebensmittelkarten Mahlzeitencoupons zugeteilt. Es kam öfters vor, dass vermögliche Leute die Mutter um «Märkli» baten ... Sonst aber war es erstaunlich, dass wir, von allen Seiten von kriegsführenden Parteien eingeschlossen, genügend Nachschub erhielten, so dass wir nie Hunger leiden mussten. Auch im Militär war das Essen jederzeit reichhaltig und gut (reichhaltiger als zu Hause). Man musste das Militär doch bei guter Laune halten ... Die ersten zwei Monate nach Kriegsausbruch hatte man von den eigenen Vorräten zu leben. So konnten die Behörden die notwendigen Vorbereitungen treffen. Im Grossen und Ganzen verlief die Zuteilung korrekt. Schwerarbeiter erhielten Zusatzrationen.

Dringende Dienstsache

Als 23jähriger Sappeur und Maurerpolier 1939 auf einer Alp in der Nähe von Unterwasser

Im Jahre 1939 leistete unsere Kompanie Dienst in Unterwasser. Als Zugführer war unserm Zug «nur» ein Wachtmeister vorgesetzt. Von diesem «Nurwachtmeister» erzählt meine Geschichte. Vorgängig möchte ich festhalten, dass dieser, von Gestalt eher kleine, rundliche Unteroffizier im Zivilleben seinen Mann stellte. Es wurde gemunkelt, dass er im stillen immer wieder hoffte, auf dem zweiten «Bildungsweg», im «Schnellbleicheverfahren», doch noch Leutnant zu werden. Er war ein selbstbewusster Mann. Wir Soldaten aber glaubten, mit einem Unteroffizier als Zugführer benachteiligt zu sein. Diese Meinung wurde noch bestärkt durch die Detachierung unseres Zuges auf eine Alp ob Grabs, den Ölberg. Dort hatten wir uns einzurichten. In der Alphütte Büro und Aufenthaltsraum, ob dem leeren Kuhstall das Kantonement für etwa 50 Mann. Sechs Stallaternen standen uns insgesamt zur Verfügung. Verpflegung, Post und Kurier wurden von Unterwasser mit dem Auto bis Wildhaus und dann mit dem Saumtier auf den Ölberg transportiert.

Der Tagesablauf verlief eintönig: exerzieren, «Manndli-Manndli», Knoten üben usw. sowie essen und schlafen. Der Ausgang, selbstverständlich im Ausgangstunne nach dem Hauptverlesen, über die Alpweiden und «Guschtilöcher», wird uns immer in Erinnerung bleiben. Die Stimmung in

der Truppe war nicht gerade gut. Mehr als drei Viertel aller Soldaten kamen aus den Ostschweizer Landsgemeindekantonen. Dass der gebürtige, alteingesessene Glarner Zugführer uns berndeutsch mit «Ihr» und «Euch» ansprach, störte uns zwar nicht gross, stärkte aber auch nicht das Vertrauen in den Vorgesetzten. Besonders das Hauptverlesen hatte es in sich: Der «Hauptverlesensplatz» neben der Alphütte war mit Findlingen durchsetzt und liess eine gerade Linie in der Formation der Truppe schlechthin nicht zu. Der Führer rechts liess die Truppe antreten, befahl die Achtungstellung und meldete dem «Nurwachtmeister» den Zug zum Hauptverlesen bereit. Dieser stand in angemessener Entfernung und ebensolcher Haltung vor der Truppe. Dann kramte der Zugführer den Tagesbefehl aus der Brusttasche seines Waffenrocks. Für uns war es jedesmal ein Schauspiel. Alle Säcke vollgestopft mit militärischem und privatem Kram, schien uns der Wachtmeister noch kleiner und rundlicher. Als er einmal unser Grinsen bemerkte, kam er am folgenden Tag mit leeren Säcken zum Hauptverlesen. Seine Utensilien, inklusive sein rotes Nastuch, hatte er in seiner Mappe, die er unter dem Arm trug, versorgt. Er sah aus wie nach einer erfolgreichen Schlankheitskur. Was nur Eingeweihte wussten: Der «Nurwachtmeister» wünschte sich eine Kartentasche. Ein Utensil, wie es die Herren Offiziere als Zugführer, ja sogar Feldweibel und Fouriere besaßen. Eine solche Tasche hatte er in einem breit abgestützten Gesuch angefordert. Dass eine solche Tasche seinen Status als Zugführer klarer gezeigt hätte, wünschte sich der «Nurwachtmeister» in Ermangelung des langen Säbels und steifen Hutes.

Als die Militärtelefonleitung zwischen Ölberg und Unterwasser erstellt war und funktionierte, konnten dringende Dienstsachen – dazu gehörte auch die angeforderte Kartentasche – über das Feldtelefon erledigt werden. Im Aufenthaltsraum wurden natürlich diese Gespräche von den Anwesenden mit Interesse verfolgt. Der Zugführer machte auch kein Geheimnis aus der fehlenden Kartentasche, diese schien bald strategisch wichtig zu sein. Dann kam der grosse Tag. Die Fassmannschaft traf ein. Kochkisten als Seitenlast, Postsack als Oberlast, daneben der Säumer und dahinter die Kolonnenwache. Dieser Mann hatte die Kartentasche umgehängt und wollte diese dem «Nurwachtmeister» übergeben. Der wurde abwechslungsweise rot und bleich. Das war zuviel. Eine Tasche in Hochformat statt in Querformat. Eine

schöne, neue Ledertasche mit viel Platz, wie sie von Meldeläufern in den Manövern getragen wurde. Darauf ein langes Telefon mit dem Kommando. Wie später zu erfahren war, wurde unserem Zugführer vom Feldweibel ausgerichtet, dass eine Kartentasche nicht zur Ausrüstung eines Wachtmeisters gehöre und deshalb im Zeughaus auch nicht abgegeben werden könne. Der «Nurwachtmeister» war aufs Tiefste gekränkt. Nie hat er die «falsche» Tasche getragen. Als wir uns dann bei Wintereinbruch zurück nach Unterwasser verschieben konnten, war es im Interesse aller. Der «Nurwachtmeister» konnte den bewilligten Arbeitsurlaub antreten, unser Zug bekam einen richtigen Zugführer, einen Leutnant frisch aus der Aspirantenschule.

In späteren Gesprächen unter uns Kameraden wurde oft die Meinung vertreten, wir hätten unserm «Nurwachtmeister» eine richtige Kartentasche im Zeughaus kaufen sollen, nicht aus strategischen, aber aus taktischen Gründen.

Verdächtigungen und Strafen

Ein Landesverräter?

Als 41 jähriger Kanonier 1943 in der Festung Sargans

Eines Abends wurde ich auf das Kompaniebüro gerufen, wo mir der Kommandant mitteilte, dass ich mit einer Gruppe von zehn Mann eine grosse Zahl von Munitionsmagazinen der Festung Sargans zu inventarisieren hätte. Da ich schon früher, obschon ich nicht Unteroffizier war, dienstlich Spezialaufträge bekommen und diese zur Zufriedenheit meiner Vorgesetzten erledigt hatte, dachte ich nichts Weiteres dabei. Als mir aber dann am Morgen die Männer dieser Inventarequipe vorgestellt wurden, war kein einziges bekanntes Gesicht unter ihnen. Vier gaben sich als Munitionsspezialisten von Thun aus, und die sechs andern hatten die verschiedensten Berufe. Ich war also deren Chef, und die Aufgabe wurde in Angriff genommen. Da wir immer wieder an andere Orte kamen, musste ich wegen der Verpflegung für uns die jeweiligen Fasszettel zuhanden der verschiedenen Einheiten den betreffenden Fourieren übergeben, damit wir aus deren Küchen verpflegt werden konnten.

Nach einigen Tage bestand schon das beste Einvernehmen zwischen mir und meinen Untergebenen. Manche gute Flasche «Herrschäftlerwein», welchen die letzteren grosszügig bezahlten, bestärkte die Kameradschaft. Bei diesen Zusammenkünften, die natürlich nach Feierabend und trotz Lichterlöschen bei den Einheiten stattfanden, wo wir in «Pension» waren, fiel mir auf, dass uns nie eine Kontrolle stellte. Nur ein einziges Mal kam ein Oberstleutnant, der mich zur Verantwortung zog und wissen wollte, weshalb ich mit meiner Mannschaft nicht rechtzeitig die Ruhe aufsuche. Da ich keinen Grad hatte, erklärte ich ihm, es sei ein Fehler gewesen, dass man der Inventarequipe keinen Unteroffizier beigegeben habe. Zu Beginn der Aufgabe habe ich meine Untergebenen betreffs eines rechtzeitigen Aufsuchens der Unterkunft noch ermahnt, aber nutzlos. Denn alle zehn Mann hätten sich wie Vorgesetzte gebärdet, und in Tat und Wahrheit sei ich der Untergebene gewesen. Die zweite Frage des Oberstleutnants war nun, warum ich infolge der geschilderten Umstände keinen Rapport erstattet

habe. Meine Antwort: «Ich will kein weisses Schaf sein unter den schwarzen.» Darauf lächelte der hohe Offizier und entfernte sich. Eine Strafe musste ich nicht einstecken. Aber bei meiner Rückkehr zu meiner Einheit konnte mir der Kompaniekommandant vorwerfen, dass ich bezüglich der örtlichen Polizeistunde keine gute Uhr gehabt hätte. Nun, die Hauptsache für mich war, dass ich wegen dieser Verfehlungen – es passierte gut zwanzigmal – nicht ins «Cacho» wandern musste.

Der Krieg ging zu Ende, und im Oktober 1946 musste ich geschäftlich nach Zürich zur Hypothekarabteilung der Zürcher Kantonalbank. Als ich noch rund 100 Meter vom Paradeplatz entfernt war, trat ein Stadtpolizist auf mich zu und begrüßte mich mit einem fröhlichen «Salü». Ich sah ihn erstaunt an und meinte dann: «Ja, wenn Sie mir ‚Salü‘ sagen, so erwidere ich dies auf die gleiche Weise.» Aber es schaltete mir noch nicht. Ich sagte ihm, dass er mir irgendwie bekannt vorkomme. Doch mein Erinnerungsvermögen versagte. Darauf stellte er sich als einer meiner «Untergebenen» vor, welche einen Teil der Munitionsmagazine der Festung Sargans zu inventarisieren hatten. Und er erklärte weiter, dass nicht nur Munitionsspezialisten aus Thun unter den zehn Mann gewesen seien, sondern auch Detektive und Heerespolizisten mit der hehren Aufgabe, meine Vaterlandstreue auf Herz und Nieren zu prüfen. Meine Post – Wäschesack und Briefe – sei immer gründlich durchsucht worden, und auch der Tornister habe täglich das gleiche über sich ergehen lassen müssen. Aber schon am vierten Tag der Zusammenarbeit habe die Auffassung vorgeherrscht, dass der Kanonier M. nicht im geringsten ein Landesverräter, sondern ein guter Soldat sei. Daraufhin bekannte er erbost die ganze Wahrheit betreffs meines damaligen Spezialauftrages: Seitens des Gemeinderates meiner Wohngemeinde sei die Meldung eingegangen, dass ich ein Landesverräter sei. Ich will die Worte, die der Stadtpolizist unseren damaligen Gemeindevätern anhängte, nicht nennen. Es soll dies nur zeigen, wie in leidenschaftlicher und rachsüchtiger Weise vieles geschah, was manchem guten Schweizer seine Ehre abschnitt. Bei einer späteren Kompanietagung stellte ich meinen ehemaligen Kommandanten unter vier Augen. Anfänglich wollte er nichts davon wissen, aber in die Enge getrieben, gestand er mir indirekt mit den Worten: «Kanonier M., die Sache liegt schon viele Jahre zurück; lassen wir sie deshalb in Ruhe.»



Steuersekretär: «Was verdienten Sie im letzten Jahr?»
 «Darüber möchte ich im Interesse der Heimat lieber schweigen!»

Abb. 31: Geheimnisse

«Wer nicht schweigen kann, schadet der Heimat!» Diese allgegenwärtige Mahnung begleitete die Frauen und Männer auf Schritt und Tritt.

(«Schweizer Familien-Wochenblatt» vom 18. Januar 1941)

«Meuterei» und «Dienstverweigerung»

Als 26jähriger Soldat für zwei Monate im Militärgefängnis (geschrieben 1986)

Ein Monat war seit der Mobilisation verstrichen. Der militärische Alltag begann. Der Dienst war eintönig und mühsam: Wacheschieben, schlafen, essen, immer wieder das gleiche. Zwischendurch wurden die Truppen verschoben. Ende Oktober dislozierten wir nach Ilanz, wo wir im Schulhaus einquartiert wurden. Mein Leidensweg begann.

Wir hatten Befehl, einen Wagen Munition in der Nähe des Bahnhofs zu

bewachen. Alle zwei Stunden wechselte die Wache. Es war eine ausserordentlich stürmische Nacht. Der Wind fegte heftig durch die Strassen, der Regen peitschte uns ins Gesicht, und die zwei Stunden erschienen uns endlos. Endlich hörten wir die Glocke zweimal schlagen. Bald musste unsere Ablösung kommen. Ungeduldig stampften wir hin und her. Wo waren unsere Kameraden nur geblieben? Die Zeit schien stillzustehen. Endlich, mehr als eine halbe Stunde war schon verstrichen, erschien die Wachablösung. Wir hatten schlechte Laune und begrüsst sie nicht gerade freundlich. Anstelle des verlangten Wachbefehls murmelten wir unverständliche Flüche vor uns hin. Auch auf die zweite Aufforderung von Korporal Z. brachten wir den Wachbefehl, den wir schon so oft aufgesagt hatten, nicht über die Lippen. Schliesslich sagte eine der ablösenden Wachen an unserer Stelle: «Wir sind doppelte Schildwachen, wir bewachen den Eingang des Hotels «Oberalp», niemand darf es ohne Ausweis betreten!» Nun konnten C. und ich abtreten und uns ins Kantonement zur Ruhe begeben. Müde liessen wir uns ins Stroh fallen. Doch noch ehe wir einschliessen, kam Korporal Z. und liess uns vor Leutnant B. antreten. Dieser hatte von dem Wachintermezzo gehört und sofort einen Rapport geschrieben. Darin wurden mein Kamerad und ich der Meuterei und Dienstverweigerung bezichtigt. Wir fielen aus allen Wolken. Der Leutnant verlangte dann auch noch, dass wir diesen Rapport unterschreiben sollten. Noch einmal lasen wir das Schreiben. Wir konnten es nicht begreifen, was uns da angelastet wurde. Meuterei! Nein, so etwas konnten wir nie und nimmer unterschreiben. Es entsprach auch in keiner Weise der Wahrheit. B. sah schliesslich ein, dass er nichts erreichen konnte und schickte uns wieder ins Kantonement. Kaum waren wir dort, holten sie mich wieder. Der Leutnant wartete vor der Tür. Sofort begann er auf mich einzureden, ich solle doch einlenken und den Rapport unterschreiben. Aber ich konnte und wollte nicht. Ich wusste, was uns wegen Meuterei erwartet hätte. Es war ja Krieg, da litt es so etwas nicht. Endlich liess er mich gehen. Ich hoffte auf ein paar Stunden Schlaf. Doch es sollte nicht sein. Wenig später wurden wir wie Verbrecher abgeführt. Im stickigen Spritzenhäuschen von Ilanz wurde uns erst bewusst, was geschehen war. Zu zehn Tagen Arrest hatten sie uns verdonnert. Wir kamen uns immer elender vor. Das hatten wir wirklich nicht verdient; und alles nur, weil die Ablösung zu spät gekommen war.



Abb. 32: Einrücken

Oft mit gemischten Gefühlen und einem unsicheren Blick in die Zukunft rückten die Wehrmänner in den Dienst ein. (Hans Baumgartner)

Am nächsten Morgen brachte uns die Wache ins Altersheim, dessen Kellergeschosse als Arrestzellen dienten. Getrennt wurden wir wieder eingesperrt. In einer Nische des Spritzenhäuschens hatte ich ein kleines, rotes Büchlein gefunden. Dieses nahm ich nun hervor und begann zu lesen. Immer wieder lauschte ich, ob sich Schritte näherten. Ich war vorsichtig, denn ich wusste, dass es verboten war zu lesen. Aber dann geschah es trotzdem: Ich war so ins Lesen vertieft, dass ich nichts hörte. Plötzlich stand B. vor mir. Ärgerlich fragte er mich nach der Herkunft des Büchleins und nahm es mir weg. Da ich ihm die Antwort schuldig blieb, verliess er den Keller wutschnaubend. Die Verwalterin des Altersheims, eine junge Krankenschwester, die diesen Zwischenfall mitbekommen hatte, schmuggelte mir in der Folge Bücher in die Zelle.

Eines Abends, ich blickte sehnsüchtig durch das vergitterte Kellerfenster

nach draussen, sah ich ein junges Mädchen im Garten. Dieses kam mir bekannt vor. Ich erinnerte mich ihres Namens und rief sie. Sie blickte erstaunt auf und entdeckte mich schliesslich. Zuerst wusste sie nicht recht, wer da unten im Keller hinter dem Gitterfenster nach ihr rief. Aber dann erkannte sie mich wieder. Wir hatten in Graubünden als Kinder zusammen Kühe gehütet. Von nun an ging es uns besser. A. versorgte C. und mich mehrmals täglich mit Süssmost, den sie mit Hilfe eines Trichters durch die Gitterstäbe in unsere Becher füllte. Ab und zu steckte sie uns sogar Zigaretten zu.

Mein Kamerad konnte es kaum ertragen, tagelang allein eingesperrt und zum Nichtstun verurteilt zu sein. Zu seinem Trost sang er dann stundenlang. Er hatte eine wunderschöne Tenorstimme, und ich genoss es trotz misslicher Lage, ihm zuzuhören.

Nach drei Tagen erschien plötzlich der Wachkommandant und teilte uns mit, dass wir nach Küblis versetzt würden. Das war für uns eine böse Nachricht. Kurze Zeit später befahl uns die Wache, unsere Sachen im Kantonement abzuholen und uns der Truppe anzuschliessen. Wir holten zwar unsem Tornister, begaben uns aber auf dem schnellsten Weg in die nächste Beiz zu einem feinen Bier. Die Truppe konnte uns gestohlen bleiben. Wir wollten zuerst einmal wieder etwas Gutes geniessen. Kurz vor Abfahrt des Zuges waren wir zurück und erfuhren, dass man uns schon gesucht hatte.

In Küblis wurden wir wieder in Arrestzellen gebracht. Unsere neue Behausung war scheusslich! Es war feucht und kalt. Eine harte Liege und ein wackliger kleiner Tisch waren die ganze Einrichtung. Der Raum war hoch, und durch das winzige Fenster gelangte nur wenig Licht herein. Es war Dezember, und es dämmerte schon früh. Bereits um vier Uhr sassen wir im Dunkeln. C. begann wieder zu singen. Wir kämpften gegen die Einsamkeit. Bereits um fünf Uhr am nächsten Morgen brachte uns die Wache das Frühstück, ein Stückchen hartes Brot und eine Schale Gerstenkaffee. Ich brachte keinen Bissen herunter und schon gar nichts von dem Kaffee, der schon einige Male aufgewärmt schien und von grässlicher Farbe war. In mir drin tobte Schmerz, Trotz und Hass. Und in der Zelle nebenan begann mein Kamerad wieder zu singen. Ich sass da und stierte an die Decke, was hatte ich für eine Stinkwut. Ohne wichtigen Grund hatten sie mich eingesperrt. Da näherten sich Schritte meiner Tür. Das Rasseln von Schlüsseln brachte mich in die Realität zurück. Korporal W. holte mich zu einem Spaziergang

ab. Ich wollte gar nicht mitgehen, da ich befürchtete, meinen Dienstkameraden zu begegnen. Ich hatte Glück, keiner war in der Nähe. Aber plötzlich kam mir ein Schulfreund aus meinem Heimatdorf entgegen. Ich wäre am liebsten in den Boden versunken. Schon war er neben mir und grüßte mich freundlich. Seine Miene verriet nicht, ob er meine Situation erkannt hatte. Ich atmete auf. Nach einer halben Stunde war ich wieder im Gefängnis. Rastlos wanderte ich in meiner Zelle hin und her, bis ich mich schliesslich erschöpft auf der Pritsche niederliess und in einen traumlosen, tiefen Schlaf fiel. Geräusche vor der Tür weckten mich, die Wache brachte das Nachtessen. Ich weigerte mich zu essen, alles Zureden half nichts, sie mussten das Essen wieder mitnehmen. So sass ich da in meiner Einsamkeit und grübelte. Plötzlich packte mich eine Teufelswut. Mit aller Kraft zerriss ich meine Bettdecke in tausend Stücke. Ich wollte gerade den Tisch an die Wand schmettern, da drehte sich der Schlüssel im Schloss. Herein kam Leutnant B., der mir Einhalt gebot.

Am nächsten Tag wurde ich früh geweckt und aufgefordert, mitzukommen. Die Truppe wurde wieder einmal verschoben. Diesmal ins Bergdorf Pany. B. und ich stiessen auf die andern, von denen wir ausgefragt und bemitleidet wurden. Unsere Kameraden hatten von unserem Pech gehört und konnten nicht verstehen, dass wir wegen dieser Lächerlichkeit zehn Tage Arrest erhalten hatten. Ach, wie wohl tat uns dieses Verständnis, hatten wir doch schon an uns selbst gezweifelt. Pany war dann weniger schlimm zu ertragen als erwartet. Aus Platzgründen wurden wir zusammen in einen Schuppen gesteckt. Der Raum war nicht gerade freundlich eingerichtet, hatte aber ein kleines Fenster, das zur Strasse ging, und einen weiteren Vorteil. In einer Ecke hatte sich ein Ziegel gelöst, und dahinter konnten wir die hereingeschmuggelten Zigaretten verstecken.

Eines Tages, wir standen rauchend am Fenster, näherte sich B. unserem Gefängnis. Mein Kamerad, stets zu Spässen bereit, schlug vor, den Rauch tief einzuatmen. In dem Augenblick, als sich B. vor unserem Fenster befand, bliesen wir unsere Lungen kraftvoll leer. Leutnants verdutztes Gesicht verschwand einen Moment lang hinter der Rauchwolke. Sekunden später stand er mit zornglühendem Gesicht vor uns in der Zelle. Grob verlangte er nach den Zigaretten, bekam aber keine, da wir frech behaupteten, es gebe hier keine Raucherwaren. Sein Schreien und Toben konnte uns nicht ein-

schüchtern, wir gaben unser Versteck nicht preis. Schliesslich gab er auf. Welch Vergnügen war das, unseren B. zu ärgern! Schlagartig verging uns aber das Lachen, als die Wache eintrat, um den Raum zu durchsuchen. Gespannt verfolgten wir ihre Suche, die sie bald erfolglos abbrachen. Nun hatten wir nichts mehr zu befürchten.

Der zehnte Arresttag zog sich unendlich in die Länge, aber dann konnten wir endlich zur Truppe zurück. Wir wurden herzlich empfangen und freuten uns wieder am Leben. Für den Weihnachtsabend wurde für alle eine Feier im Hotel «Sternen» angesagt. Jeder freute sich ob dieser Abwechslung. Aber C. und ich wurden weiter geplagt, wir mussten vor dem Hotel Wache halten. In mir drin brodelte es wie in einem Vulkan. Wie ich diese Institution Armee hasste! Wie konnte so ein Gebilde, das sich selbst zerfrass, eine Nation vor dem Feind schützen oder gar retten? Meine Zweifel wuchsen ins Unermessliche. Dann dachte ich an zu Hause, an meine Eltern. Wie sollte ich ihnen das Ganze erklären? Sie würden es kaum verstehen. Für sie war Arrest eine grosse Schande. Was hatte ich ihnen angetan! Ich zermartete mir den Kopf, was mich noch alles erwarten würde, und fiel endlich in einen unruhigen Schlaf.

C. und ich wurden in der folgenden Zeit richtiggehend schikaniert. Immer wieder mussten wir zur Wache antreten, unliebsame Arbeiten wie Latrinendienst, Küchendienst usw. übernehmen. Nach Neujahr wurden wir ins Schulhaus befohlen, wo uns Dr. M. und Dr. B., zwei Juristen, erwarteten. Abwechslungsweise erzählten wir den Hergang der Wachablösung in Ilanz. Am Ende beruhigten sie uns, dass die Angelegenheit zwar noch nicht erledigt sei, dass wir aber nichts Schlimmes zu befürchten hätten.

Am 5. Januar wurden wir für einen Monat in Urlaub entlassen. Mit schlechtem Gewissen fuhr ich heimwärts. Daheim half ich überall mit, soviel ich konnte, erzählte aber niemandem der Familie auch nur ein Wort. Mein Urlaub hatte kaum begonnen, da erreichte mich ein Schreiben des Divisionsgerichtes 7B, in dem mir ein Aufgebot für das Kriegsgericht bekanntgegeben wurde. Schweren Herzens berichtete ich mein Malheur, zuerst meiner Mutter und dann meinem Bruder. Beide versprachen, mich zu unterstützen und bei Vater ein gutes Wort für mich einzulegen. Ich konnte mir meinen Vater schon vorstellen, wie ihn diese Nachricht erzürnen würde. Mir wurde angst und bange. Er würde nie Verständnis aufbringen für eine

Ungehorsamkeit gegen einen militärischen Vorgesetzten. Er war immer korrekt gewesen. 1914-1918 hatte er als eifriger Soldat sein Vaterland verteidigt. Jeden Tag lauerte ich nun dem Postboten auf. Am 12. Januar brachte er mir den erwarteten eingeschriebenen Brief. Mit zitternden Händen unterschrieb ich. Der Postbote schaute verlegen zur Seite und entfernte sich dann hastig. Ich eilte aufgeregt in den Stall, um den Umschlag dort zu öffnen.

Am 18. Januar 1940 fand die Gerichtsverhandlung in Glarus statt. Im Wartesaal neben dem Gerichtssaal waren wir zu fünft. Nervös sassen wir da, keiner sagte ein Wort, bis der erste von seiner Verhandlung zurückkam. Der Mann sah völlig verstört aus. Er berichtete, er sei wegen Diebstahls zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt worden. Sofort wurde er von zwei Soldaten abgeführt. Der nächste erhielt zwei Monate bedingt, was uns wieder hoffen liess. Der dritte war an der Reihe, wir warteten und begannen wieder zu zweifeln. Plötzlich rann mir der Angstschweiss die Stirn herunter, meine Hände zitterten.

Nun war es soweit. C. wurde aufgerufen, und ich wünschte, wir könnten gemeinsam vor dem Richter stehen. Als ob meine Bitte erhört worden wäre, wurde ich ebenfalls vom Gerichtsdienner, der uns die ganze Zeit sehr freundlich behandelt hatte, in den Saal geholt. Stramm standen wir da, bis uns «Ruhn» erlaubt wurde. Wir wurden nach den üblichen Daten gefragt und schliesslich vereidigt. Das von B. verfasste, aber von uns nicht unterschriebene Protokoll wurde verlesen. Wir wurden der Meuterei angeklagt. Wir wehrten uns gegen diese Anklage, so gut wir konnten. Aus finanziellen Gründen hatten wir uns keinen Anwalt leisten können und mussten uns nun mit dem Pflichtanwalt, den die Angelegenheit nicht besonders zu interessieren schien, zufriedengeben. Die Verhandlung zog sich hin, wir wurden nach Kleinigkeiten ausgefragt. Wir sollten endlich gestehen und den Rapport bestätigen. Doch wir weigerten uns beharrlich. Plötzlich, ich weiss nicht, woher ich den Mut nahm, schrie ich in den Saal, dass ich mich vor Gott beugen werde, aber niemals vor den Menschen. Oberrichter Kägi schien die Geduld zu verlieren. Die Verhandlung wurde unterbrochen. Draussen hatten wir unser Urteil abzuwarten.

Der Auditor beantragte drei Monate Gefängnis sowie zwei Jahre Einstellung aller bürgerlichen Rechte. Es dauerte nicht lange, und das Urteil wurde verlesen: Für zwei Monate sollten wir nach St-Maurice ins Militärgefängnis.

Ich glaubte, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Das war ja furchtbar. C., der mir während der letzten Monate zu einem Freund geworden war, stützte mich. Gemeinsam verliessen wir das Gerichtsgebäude und erholten uns an der frischen Luft ein wenig von dem Schrecken. Doch die Zukunft sah nicht rosig aus. C. meinte, er könne nicht zu sich nach Hause. Sein Vater erwarte höchstens eine bedingte Strafe, und wenn jener diesen Entscheid erfahren werde, gebe es ein Unglück. Auch mir war unbehaglich zumute, wenn ich an meine Eltern dachte. Verzweifelt sassen wir auf der steinernen Bank vor dem Gerichtsgebäude und suchten nach einem Ausweg. Es schien nur noch eine Möglichkeit zu geben. Wir stellten unsere Effekten beiseite, kramten nach der Munition. Doch plötzlich stand der Gerichtsdienstler vor uns. Dieser nahm mir sofort das Gewehr ab. Ich fühlte mich ertappt und lief rot an. Der Gerichtsdienstler redete mitfühlend und beruhigend auf uns ein. Wir standen da wie arme Sünder und blieben stumm. Zu unserer Überraschung lud er uns sogar ein, mit ihm eine Suppe, die seine Frau zubereitet hatte, zu essen. Wie Marionetten folgten wir ihm in seine Wohnung, die im Gerichtsgebäude war. Seine Frau begrüßte uns herzlich. Ohne viel zu fragen, tischte sie die wunderbar duftende Suppe auf. Unsere Lebensgeister kehrten zurück. Zuerst noch befangen, dann aber immer offener erzählten wir unsere Geschichte.

Noch immer überwältigt von der erfahrenen Güte und dem Verständnis des Gerichtsdienstlers, fuhren wir eine Stunde später nach Chur zurück. Mein Freund sass mir bleich gegenüber, und ich fürchtete, dass er sein Vorhaben doch noch ausführen wollte. Am nächsten Tag wollten wir uns für die Fahrt nach St-Maurice treffen. Mit der Rhätischen Bahn fuhr ich noch ein Stück weiter bis nach F., wo mich mein Vater erwartete. Ich brauchte seine Frage, wie es gegangen sei, gar nicht zu beantworten, er sah es mir an. Er war schrecklich wütend und böse auf mich. Es half auch nichts, dass ich ihm später alles ausführlich erzählte. Das wollte er einfach nicht verstehen. Meine Mutter und die Geschwister zeigten dann mehr Verständnis, so dass ich mich wieder etwas besser fühlte.

Am nächsten Tag an der Bahnstation begegnete ich den gleichen Leuten wie am Vortag. Sie fragten mich erstaunt, wieso ich zum zweiten Mal einrücken müsse. Ich erzählte ihnen, ich sei am Vortag zur Untersuchung gewesen und müsse nun in ein Militärspital. Ich schämte mich so, dass ich die Wahrheit verschwieg.

Gegen drei Uhr nachmittags erreichten wir St-Maurice, wo wir bald den ersten Militärposten entdeckten. Dort zeigten wir das Begleitschreiben, das uns das Gericht in einem versiegelten Umschlag ausgehändigt hatte, und mein Freund, der gut Französisch sprach, stand für uns beide Rede und Antwort. Endlich konnten wir den Weg zur Festung unter die Füsse nehmen. Unterwegs begegneten wir einer Gruppe Sträflinge, die uns nicht eben ermunternde Sprüche zuriefen. Nach etwas mehr als einer halben Stunde erreichten wir das riesige Gittertor. Der Wächter studierte unsere Anmeldung, die wir vorher erhalten hatten, und wies uns zu Kaserne 4. Wir erhielten die hier üblichen Arbeitskleider, Mütze und Schuhe. Die Schuhe waren mindestens fünf Nummern zu gross. Ich konnte noch so viele Socken anziehen, ich verlor sie immer wieder, so dass ich schliesslich diejenigen wieder anzog, die ich mitgebracht hatte. Anschliessend wurden wir nach unserer Ausbildung befragt. Sie wollten wissen, ob ich Brot backen könne. Auf diese dumme Frage, ob ich als Bäcker Brot backen könne, erwiderte ich wütend «nein». Daraufhin teilten sie mich der Sattlerei zu. Bis zum Abendessen mit den andern Sträflingen mussten wir in einem kleinen, stickigen Raum warten.

Plötzlich hörten wir Lärm, und wir wurden in den Esssaal gewiesen. Dort musste ich mir einen Platz fast erkämpfen. Zuerst wurde ich überall zur Seite gedrückt, bis mir einer riet, einfach stur sitzen zu bleiben. Das Essen war mehr schlecht als recht, und das hässliche Blechgeschirr regte den Appetit auch nicht gerade an. Später zeigte man uns den Schlafraum. Es war ein riesiger und hoher Saal mit engen, dreistöckigen Kajütenbetten. Die Betten bestanden aus einem Brett, einem Strohsack und einer Decke. Das sollte für uns genügen, wir waren schliesslich hier, um für eine Ungehorsamkeit zu büssen.

Der erste Arbeitstag in der Sattlerei, wo noch sechs andere arbeiteten, begann. Leider konnte niemand von den andern ein Wort Deutsch, was mir das Leben auch nicht erleichterte. Im Gegenteil, sie lachten mich noch aus, wenn ich sie nicht verstand und ihre Fragen nicht beantwortete. Mein Freund hatte es in dieser Beziehung besser, und er tröstete mich immer wieder und half, wo er konnte. Die Arbeit in der Sattlerei war anstrengend und unangenehm. Wir mussten das Zaumzeug der Pferde waschen und anschliessend mit Schaffett einschmieren. Nach drei Tagen waren meine

Arbeitshosen so schmutzig und steif vor Fett, dass ich sie am Abend vors Bett stellen konnte. Der Geruch, den sie ausströmten, war widerlich. Meine Situation wurde immer unerträglicher. Die Arbeitskollegen schienen mich zu verspotten, und ich litt unerträglich. Schliesslich überwand ich mich und bat Feldweibel W., mich einer andern Gruppe zuzuteilen. Zu meiner Überraschung geschah dies schon am nächsten Tag. Ich durfte mit der sogenannten älteren Garde im Wald arbeiten. Auch C. wurde dieses Glück zuteil, und wir waren wieder beieinander.

Unsere Arbeit war genau vorgeschrieben. Wir mussten Buchenäste nach einem Musterholz zersägen und mit Schubkarren in die verschiedenen Kasernen verteilen. Es war eintönig, aber weit weniger schlimm als in der Sattlerei. Die Arbeitstage waren lang, und nur selten durften wir eine Pause einlegen, um uns etwas auszuruhen oder gar zu rauchen. C., mutig wie immer, getraute sich eines Tages, während der Arbeit zu rauchen. Dazu verkroch er sich mit einem Kameraden unter einen Haufen Äste. Es dauerte nicht lange, da hatten es die Wärter entdeckt und eilten herbei. Sie schichteten die Äste beiseite, und vor ihnen lagen die zwei, Zigaretten rauchend, am Boden. Das würde Sonntagsarrest bedeuten. Ich eilte auf unsern Wärter zu, um ihn um Milde für meinen Freund zu bitten. Dieser war ein lieber Kerl, und tatsächlich kam C. mit dem Schrecken davon. Das Mittagessen demoralisierte uns jeden Tag von Neuem. Abwechslungsweise gab es gelbe oder weisse Rüben, manchmal Kabis. Kartoffeln waren für uns Gefangene zu teuer.

Am Abend warteten wir stets hoffnungsvoll auf die Post, und wenn es nur der Wäschesack von zu Hause war – wir freuten uns. Betrübtlich war jedoch, dass alles kontrolliert wurde. Sämtliche ein- und ausgehenden Briefe wurden geöffnet und gelesen. Falls etwas Unpassendes erwähnt war, z.B. das schlechte Essen, wurde der Schreiber ermahnt, solches zu unterlassen und einen neuen Brief zu schreiben, da er in dieser Form nicht verschickt werde. Aus Paketen wurden beliebig Waren entfernt. Einmal versuchte ich einen Wäschesack direkt in den Postwagen zu schmuggeln, damit der inliegende Brief meine Eltern unzensuriert erreiche. Es gelang mir wirklich, aber ich stand grosse Ängste aus, dass er entdeckt wird.

Als Sold erhielten wir täglich 40 Rappen, von dem uns alle 14 Tage 2 Franken ausbezahlt wurden. Diese paar Franken nützten uns jedoch nicht

viel. Wir hatten keinen Ausgang und konnten somit nichts ausgeben. Ach, wie schrecklich war das alles, verurteilt, in diese Festung verbannt, so völlig entrechtet zu leben! Manch einer hatte zu Hause eine grosse Familie zu ernähren, erhielt aber während der Dauer seines Aufenthaltes keine Unterstützung. Die zurückgebliebenen Frauen litten deshalb ebenfalls, denn wenn sie sich in ihrer Not an die Gemeinde wandten, wurden sie oft abgewiesen und beschimpft.

Nach zwei Wochen wurden wir in die Kaserne 6 versetzt. Diese war weiter oben am Berg. Das Gebäude bot für 92 Leute Platz. Wir hatten nur einen riesigen Saal für Essen, Schlafen und Aufenthalt. Die doppelstöckigen Betten waren noch enger als unten in Kaserne 4, man fühlte sich richtig eingeklemmt. Hier oben war auch die Stimmung der Gefangenen schlechter, denn man erhielt kaum genug zu essen. Bald einmal beschlossen wir, unseren Unwillen kundzutun. Alle sassen am Mittagstisch, wieder einmal gab es Rübensgemüse und nichts als Beilage, da schlugen wir mit den Löffeln auf unser blechernes Essgeschirr ein. Im Chor riefen wir «Hunger! Hunger!» Sofort standen mit geladenen Gewehren bewaffnete Wärter im Saal. Der herbeigerufene Kommandant versprach uns, das Essen werde besser.

Als Disziplinarmassnahme mussten wir zweimal in der Woche auf einen Marsch. Am Freitag ungefähr 20 Kilometer mit Vollpackung, ohne Gewehr und Bajonett versteht sich, am Samstag 10-15 Kilometer. Während dieser Märsche durfte weder gesprochen noch geraucht werden. Die Begleiter wachten sehr aufmerksam darüber und bestrafte jeden, den sie ertappten, mit Sonntagsarrest. Es war so unmenschlich! Wir mussten uns oft zügel, dass wir die Wärter nicht niederschlugen.

An einem Samstag, als wir zur Schneeräumung ausrückten, wurde unser Selbstvertrauen wieder etwas aufgemöbelt. Mit dem Traktor fuhren wir talwärts, da schwenkte der Wärter plötzlich rechts ab und hielt im Innenhof eines Bauernhauses. Wir waren erstaunt und wussten nicht, was los war. Geheimnisvoll fragte uns der Wärter, ob wir ihm vertrauen würden. Wir nickten. Mit einem Lächeln führte er uns ins Haus hinein in die Küche. Dort erwartete uns schon die Bäuerin mit einem Krug Wein. Sie forderte uns auf, abzusitzen, und schenkte uns die Gläser voll. Dann tischte sie uns Brot und Käse auf. Wortlos griffen wir zu und genossen die herrliche Mahlzeit. Unsere Gastgeber freuten sich über unseren grossen Appetit und nickten

einander zu. Nun waren wir fürs Schneeräumen gestärkt und gingen frohen Mutes zur Arbeit. Wir versprachen unserem Wärter, den andern nichts von unserem Ausflug zu erzählen.

Es war ein Kommen und Gehen in unserem Lager. Die einen traten ihre Strafe an, die andern wurden entlassen oder versetzt. Immer wieder verlor einer die Nerven, dem wir dann gemeinsam gut zuredeten, nicht zu verzweifeln. Sonntags sassen wir an dem grossen, rohen Holztisch in der Mitte unserer Unterkunft, erzählten einander, warum und wieso wir hierhergekommen waren, schrieben Briefe an unsere Lieben oder spielten Karten und kämpften gegen die Langeweile. Wieder war ein Neuer gekommen, wir kamen ins Gespräch, und es stellte sich heraus, dass er so gerne singen würde. Ich schlug vor, sofort damit anzufangen, denn auch ich liebte den Gesang, hatte ich doch in den vergangenen Jahren stets in einem Chor gesungen. Nach kurzer Zeit hatte sich schon eine Gruppe von Gesangsfreudigen formiert, und wir hoben an. Aber da stand schon die Wache an der Tür. Zaghafte sangen wir weiter, Strophe um Strophe. Nichts geschah. Der Wächter lächelte uns zu und ermunterte uns, weiterzusingen. Unser Chor wurde immer grösser. Wir wurden sogar angefragt, ob wir dem Kadi ein Ständchen bringen könnten. Nachdem wir darüber ausführlich diskutiert hatten, stimmten wir dem Vorschlag zu. Es konnte uns sicher einmal von Nutzen sein.

25 Tage waren vergangen, da weckte mich eines Nachts die Wache. Erschrocken blickte ich mich um und sah sofort, dass mein Freund nicht wie gewohnt auf der mir gegenüberliegenden Pritsche schlief. Der Wärter forderte mich auf, mitzukommen. Schon hörte ich ein Stöhnen. Dort lag C. mit wahnsinnigen Bauchschmerzen. Man befürchtete, es sei der Blinddarm, der ihn so leiden liess. Es wurde vorgeschlagen, dass ich meinen Freund in die weiter unten gelegene Sanität begleiten solle. Ich zögerte, da ich als Sträfling ja nicht ohne Bewachung in der Nacht herumlaufen konnte. Man beruhigte mich, es sei alles in Ordnung, wir könnten gehen. Meinen Kameraden stützend, liefen wir durch die sternklare Nacht der Sanität zu. Plötzlich hörten wir nicht weit entfernt von uns ein Knacken. Erschreckt blieben wir stehen und harreten der Dinge, die da kommen sollten. Schritte näherten sich, und schon stand ein Uniformierter vor uns. Unter grossen Schmerzen erklärte ihm C., dass wir zur Sanität unterwegs seien. Er glaubte es uns und

setzte seinen Weg bergwärts fort. Wie ich mich bei C. erkundigte, was er gefragt hatte, da stand er auch schon wieder neben uns und brüllte mich an, er hätte jetzt verstanden, wir wollten wohl fliehen. Wir sollten es nur versuchen, man würde uns erschiessen. Uns weiter nach unten begleitend, setzte er seine Drohungen und Anschuldigungen fort, bis wir endlich das Sanitätsgebäude erreicht hatten. Dort erstattete er sofort Bericht, wir hätten fliehen wollen. Glücklicherweise hörte der Sanitätswachtmeister zuerst einmal auf C., den seine Schmerzen plagten. Er durfte ins Krankenzimmer, und ich wurde in einem kleinen Nebenraum eingesperrt, bis feststand, dass mein Freund bleiben musste. Der lästige Begleiter von vorhin brachte mich dann wieder in die Kaserne zurück.

Am nächsten Morgen erwachte ich mit einem unguuten Gefühl, das sich auch bald bestätigte. Ich wurde zum Kadi gerufen, der mich wegen des angeblichen Fluchtversuchs verhörte. Er schüttelte nur den Kopf darüber und entliess mich mit dem Befehl, drüben im Zimmer zu warten. Mein Herz klopfte, mir wurde angst und bange. Aber die Wahrheit siegte. Die Wachen, die uns geschickt hatten, erhielten zwar eine Rüge, weil nicht einer von ihnen mitgegangen war, mir aber geschah nichts.

Unendlich langsam verfloss die Zeit. Jeder hoffte, sein Aufenthalt wäre schon zu Ende. Immer wieder sprach man davon, was man in Freiheit alles zu tun gedenke.

Eines Abends wurden wir aus dieser Eintönigkeit durch ein Geschrei von der Toilette her aufgeschreckt. Zwei heissblütige Tessiner stritten sich dort. Der eine bezichtigte den andern des Diebstahls. St. bestritt, etwas gestohlen zu haben, und schon gar nicht C.'s Kamm. Jener glaubte ihm aber nicht und versuchte deshalb, mit einer Eisenstange ein Geständnis herauszuprügeln. Sofort eilte ich zur Toilette und schreckte entsetzt zurück. St. lag blutüberströmt am Boden und wehrte die Schläge so gut wie möglich ab. Ich schrie C. an, er solle aufhören. Als er nicht reagierte, packte ich entschlossen die Eisenstange. Gleich darauf steigerte sich seine Wut noch, und er wollte mich angreifen. Gott sei dank waren einige Kameraden dazugekommen, die ihn nun festhielten und beruhigen konnten. Für C. hatte diese Schlägerei schlimme Folgen: Nach Verbüssung der militärischen Strafe wurde er zu Hause vor den Richter gestellt und zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt.

Die Arbeit im Wald, an die wir uns inzwischen gewöhnt hatten, wurde unterbrochen, um eine Strasse zu bauen. Wir freuten uns gar nicht darüber, denn der Boden war so steinig und hart. Das Aushubmaterial führten wir mit Schubkarren ab, und zwar immer etwa fünf gemeinsam. Sobald die Karren voll waren, piff der Aufseher, und wir mussten diese zu einer ungefähr 50 Meter entfernten Mulde stossen. Wieder einmal fühlten wir uns furchtbar unmenschlich behandelt. Wir verstanden die Welt nicht mehr, und manchmal wünschten wir, das Leben wäre zu Ende, um nicht noch mehr zu leiden.

Trotz Arbeit, Hunger und Leid erlebten wir aber auch erfreulichere Dinge. Wenn wir abends an unserem grossen Tisch beisammensassen, hörte man die seltsamsten Geschichten, und manche Freundschaft wurde geschlossen. So erzählte ein einstiger Korporal von seinem Dienst und wie es ihn hierher verschlagen hatte: Bei der Grenzwache in Basel hatte er zufällig einmal einen französischen Soldaten getroffen, mit ihm geplaudert und sogar ein weiteres Rendezvous abgemacht. Die beiden wurden zu Freunden und verbrachten interessante Stunden miteinander. Eines Tages fanden beide, sie könnten ein schweizerisch-französisches Fest veranstalten. Sie luden ihre Kameraden ein, die sich zuerst dagegen sträubten, und feierten bis spät in die Nacht hinein. Der Korporal hatte versprochen, die Verantwortung zu übernehmen. Eigentlich wollten sie schon aufbrechen, blieben aber doch noch für eine halbe Stunde sitzen, da stand plötzlich ein Offizier vor ihnen, der sie anschrie und mit Arrest und Gefängnis drohte. Der Korporal wurde von seinen Kameraden arg bedrängt, die ganze Schuld auf sich zu nehmen. Er musste also seinem Vorgesetzten klarmachen, dass er der alleinige Schuldige sei. Schliesslich wurde er ans Militärgericht überwiesen und zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Nach seiner Verurteilung riss er sich seine Winkel von der Uniform und schmiss sie dem Gericht, das die Strafe daraufhin um zwei Monate erhöhte und ihn aus der Armee ausschloss, vor die Füsse.

Der letzte Tag war angebrochen. Ich musste nicht meiner üblichen Arbeit nachgehen, sondern ins Tal hinunter, um beim Lebensmitteltransport zu helfen. Das war wirklich das Pünktchen auf dem i. Diese Arbeit war so schwer, dass ich glaubte, unterwegs zusammenzubrechen. Aber ich erholte mich wieder so gut, dass ich mit den andern Abschied feiern konnte.

Nun erhielten wir auch unsern Sold ausbezahlt und die Effekten zurück.

Wir waren so glücklich! Vor Aufregung machte ich diese Nacht kein Auge zu. So war ich froh, dass der Zug bereits um 5.22 Uhr abfuhr. Frohen Mutes fuhren wir unserer Freiheit entgegen und nahmen schon die erste Gelegenheit wahr, uns mit heissem Kaffee und Gipfeln zu verpflegen. Die Sonne schien wieder für uns, das Leben hatte wieder einen Sinn. Aber eine kleine Wolke stand doch über uns. Am gleichen Abend mussten wir wieder nach Küblis einrücken. Pünktlich trafen wir um neun Uhr in Küblis ein, fanden aber unsere Kompanie nicht, denn diese war bereits in Davos. So nahmen wir den nächsten Zug und erreichten um Mitternacht unsere Truppe. Die Kameraden begrüßten uns herzlich. Bis zum Morgengrauen erzählten wir, wie es uns ergangen war. Auch sie konnten nicht verstehen, wie es zu diesem Urteil gekommen war und dass es solche Gefangenenlager in der freien Schweiz geben konnte.

Am nächsten Tag mussten wir mit den andern antreten. C. und ich wurden aber gleichzeitig für neun Uhr morgens zu unserem Leutnant B. beordert. Wir hatten überhaupt kein Interesse, diesen zu sehen oder gar zu sprechen. Deshalb machten wir uns um neun Uhr, als er nicht in seinem Büro war, auch sofort davon zu einer Pintenkehr und meldeten uns erst um zwölf Uhr zurück. Am Nachmittag stellte uns B. und forderte uns auf, um zwei Uhr noch einmal zu kommen.

C. musste als erster hinein. Wenige Minuten später erschien er wieder mit hochrotem Kopf. Ich betrat dann ebenfalls das Büro. Da ich mir vorgenommen hatte, B. als Vorgesetzten nicht mehr zu akzeptieren, stand ich bloss da, nahm die Achtungstellung nicht an und wartete auf Fragen oder was immer er auch wollte. Dann endlich teilte er mir mit, dass ich für einen Monat zu einer andern Truppe versetzt würde. Dort wisse man über C. und mich nichts, und so könne man die ganze Sache vergessen. Vergessen, erwiderte ich, könne man die Sache ganz und gar nicht. Meine Stimme wurde immer lauter. Ausserdem warf ich ihm an den Kopf, dass ich nie mehr unter seinem Kommando der Armee dienen würde. Nun kochte ich vor Wut und drohte ihm, er könne ja noch einmal ein Verfahren in Gang bringen, dies wäre dann aber seine letzte Handlung. Ich machte rechtsumkehrt und verliess das Büro. Draussen wartete C., der schon das Schlimmste befürchtete, denn er hatte mich toben gehört. Ich beruhigte ihn. Eine grosse Last war von mir genommen, ich hatte meine Seele erleichtern können.

Auch zu Hause lebte ich mich wieder gut ein. Das Leben ging weiter, ich heiratete und wurde Vater von vier Kindern und hatte die Angelegenheit eigentlich schon ganz hinten in meiner Erinnerungsschublade verstaut, da holte sie mich noch einmal ein:

Seit gut 50 Jahren lebe ich im gleichen Dorf, wo ich geboren wurde. Dann wurde langjährigen Einwohnern kostenlos die Einbürgerung angeboten. Das wollte ich mir nicht entgehen lassen. Ich beantragte das Bürgerrecht für die ganze Familie. Dazu verlangten sie ein Leumundszeugnis, und das Strafregister wurde konsultiert. Und eben dort stand geschrieben: «Verurteilt vom Militärgericht zu zwei Monaten Gefängnis unbedingt». Ich konnte es kaum glauben, dass das nach all den Jahren überhaupt noch erwähnt wurde. Ich beantragte, den Eintrag zu löschen, was sich jedoch als sehr schwierig erwies. Schliesslich kam mir das Strafregisteramt soweit entgegen, dass hinter meinem Eintrag das Wort «gelöscht» geschrieben wurde.

Wie im Strafregister, so ist die traurige Zeit auch für mich nicht löscherbar. Heute noch, mit mehr als 70 Jahren, erinnere ich mich daran. Die ganze Ungerechtigkeit steht mir noch genau vor Augen und lässt mich schauern.

Eine Spezialaufgabe

Als 23jähriger Soldat beim Ordnungs- und Sicherheitsdienst während eines Landesverratsprozesses

Im Herbst des Kriegsjahres 1943 wurde ich mit sechs Kameraden, die ich von früheren Einsätzen kannte, als Verstärkung für eine Spezialaufgabe abkommandiert. Am Einsatzort wurde uns vom Detachementschef der in der Stadt bereits Dienst leistenden Truppe der Dienstbefehl vorgelesen und erläutert. Der Zweck des ergangenen Aufgebotes bestand darin, die Sicherheit von einigen Wehrmännern, die der Spionage beschuldigt wurden, zu gewährleisten. Die Angeklagten sassen im Zentralgefängnis der Stadt in Untersuchungshaft, der Prozess begann. In zwei Schichten rund um die Uhr unter dem jeweiligen Kommando eines Unteroffiziers als Gruppenchef standen wir für die Sicherheit der Angeklagten im Einsatz. Wir führten die Häftlinge dem Gericht vor, leisteten Sicherheits- und Ordnungsdienst im Gerichtssaal. In unregelmässigen Zeitabständen kontrollierten wir durch

das Guckloch die Zelleinrichtung und beobachteten die Gefangenen. Es durfte nichts passieren. Wir führten unsere Schützlinge zur Toilette, brachten ihnen verordnete Medikamente und kontrollierten deren sofortige Einnahme. Bei allen diesen Arbeiten waren wir immer zu zweit. Der zweite Mann konnte für den Häftling unter Umständen lebenswichtig sein. Zwei Kameraden hielten sich im Büro neben dem Eingang auf. Sie waren verantwortlich für die Türkontrolle und hatten die zwei Mann ausserhalb des Gebäudes allfällig zu unterstützen. Diese Aussenpatrouillen, nie beisammen, immer in Rufweite, mit Maschinenpistolen bewaffnet, hatten den Schutz des Gebäudes von aussen zu gewährleisten, die Umgebung zu kontrollieren und eventuelle Befreiungsversuche zu verunmöglichen. Auch galt es, Informationen an die Angeklagten durch Rufen, Signalisieren usw. zu vereiteln. Uns war jede Diskussion über den Spionagefall mit den Häftlingen verboten. Auch gegenüber Dritten waren wir zur Geheimhaltung verpflichtet. Auf die von den Angeklagten immer wieder gestellten Fragen nach der Reaktion der Bevölkerung, nach der Prozessdauer und dem, was die Zeitungen berichteten, war es für uns oft sehr schwer, eine ehrliche, oft ausweichende Antwort zu geben. Noch heute bin ich davon überzeugt, dass uns die Häftlinge vertrauten.

Nach fast zwei Wochen Verhandlung folgte der Tag der Urteilsverkündung. Gemäss den Eintragungen im Journal hatten die Inhaftierten in der Nacht zuvor nicht geschlafen, den Arzt und den Pfarrer verlangt, mit den Bewachern sprechen wollen, hatten Weinkrämpfe und mussten fast stündlich aufs WC geführt werden.

Am kommenden Morgen wurde uns die Transportroute zum Gericht bekanntgegeben und die Sicherheitsmassnahmen im Gerichtsgebäude befohlen. Ich war für den Transport und die Sicherheit eines jungen Telefonsoldaten verantwortlich, musste ihn vorführen und bewachen. Er gab sich selbstbewusst, merkte nicht, wie er am ganzen Körper zitterte. In der Gerichtspause wollte er von mir wissen, ob sein Vater anwesend sei, sein Name schon in der Zeitung stehe, seine Eltern und Geschwister ihn nun ablehnen würden. Ob die ausgestandene Untersuchungshaft zur Abgeltung der Strafe reichen würde. Ob sein Leben noch einen Zweck habe. Beruhigende und doch ehrliche Antworten kamen nur langsam und dürftig über meine Lippen.

Schweizerische Armee - Armée suisse - Esercito svizzero

Stab oder Einheit: - Etat-major ou unité:
Stato maggiore o unità:

M

Ort und Datum: - Lieu et date:
Luogo e data:

Verpflegungs-Abteilung
Der Kommandant

18.10.42

Kopie

Betr. BRB vom 9.7.40 über den Vollzug von Todesurteilen in der Armee.

Zusammenstellung der einzelnen Phasen beim event. Vollzug der Todesstrafe an den beiden vom Div.Ger. verurteilten Fouriere Z. und F.

I. Massnahmen nach Bekanntgabe des Urteils durch das RMD

- 1) Empfangnahme des Urteilsdispositivs durch den Vollzugskanton und den mit der Vollziehung beauftragten Offizier.
- 2) Bestimmung des Vollzugstages durch den mit der Vollziehung beauftragten Offizier.
- 3) Aufgebot der Truppen durch Kdo.Vpf.Kp. gemäss den vorbereiteten Listen.
- 4) Aufgebot des Adj.Vpf.Abt. durch den Kdten Vpf.Abt.
- 5) Aufgebot der durch BRB bestimmten Offiziere und Zivilpersonen.
- 6) Einladung an Vollzugskanton um Delegation eines Vertreters. (Vorher namentlich bestimmt)
- 7) Verständigung des Verwalters des Zentralgefängnisses über den Tag des Vollzugs.
- 8) Verständigung des Direktors der Strafanstalt im gleichen Sinne.
- 9) Verständigung mit dem Platzkdo. über die Unterkunft der aufgebotenen Truppen, erfolgt durch Kdo.Vpf.Kp.

II. Massnahmen am Vortag des Vollzugstages:

- 1) Besammlung der aufgebotenen Truppen um 1500.
Sammelplatz: altes Schützenhaus, Hörwerstrasse, Allmend, Luzern.
- 2) Appell und Eintrittsmusterung.
- 3) Rapport der beteiligten Offiziere unter Leitung des Abt.Kdten.
- 4) Orientierung der Mannschaften über ihre Aufgabe.
- 5) 1800 Meldung des Kdten des Det. I beim Verwalter des Zentralgefängnisses.
- 6) Abendverpflegung und Unterkunft gemäss Befehl Kdo.Vpf.Kp.
Offiziere: Logis im Hotel Wildermann.
- 7) Ueber die event. Konsignierung der Mannschaft am Vorabend ist der Entscheid des Abt.Kdten einzuholen.
- 8) Letzte Kontroll. der vorbereiteten Richtstätte durch die beteiligten Offiziere.
- 9) Befehlsausgabe über die Organisation der Detachements I - IV.

Abb. 33: Todesstrafen

Der Vollzug der Todesstrafe von «Landesverrättern» wurde minutiös geplant. Hier die einzelnen Schritte, die für die Erschiessung der vom Divisionsgericht 8 am 25. September 1942 verurteilten Fouriere F. und Z. festgelegt wurden. (RDB)

In den Jahren 1939-1945 wurden insgesamt 430 Personen wegen Verrats militärischer Geheimnisse oder wegen militärischen Nachrichtendienstes militärgerichtlich verur-

Schweizerische Armee - Armée suisse - Esercito svizzero

Stab oder Einheit: - Etat-major ou unité:
Stato maggiore o unità:

18

Ort und Datum: - Lieu et date:
Luogo e data:

III. Massnahmen und einzelne Phasen am Tag der Vollziehung des Urteils.

- 1) Genereller Tagesbefehl für die beteiligten Mannschaften durch Kdt.Vpf.Kp.
- 2) 0530 Alle beteiligten und kommandierten Of. finden sich im Hof der Strafanstalt ein.
- 3) 0530 Der Kdt. des Det. IV (Uof.), Ordnungsdienst, meldet sich in der Strafanstalt bei Adj.Vpf.Abt.
- 4) 0530 Die Kdten der Vollzugsdetachemente II und III melden sich bei Kdt.Vpf.Ap.8 und werden gemäss dessen Weisungen aufgestellt.
- 5) 0545 Ankunft der Verurteilten mittelst Autotransport vom Zentralgefängnis. Verantwortlich: adt. Det. I.
- 6) 0655 Anrücken der Verurteilten auf dem Richtplatz.
Nach Vollzug entfernt sich das Detachement I.
- 7) 0655 Die Kdten der Det. II und III haben ihre Pistolen beim Adj. deponiert.
- 8) 0600 Der Grossrichter verliest das Urteilsdispositiv und erteilt den Befehl zum Vollzug des Urteils.
- 9) Die beiden *Teilnehmenden* Begeben sich zu den Verurteilten zum letzten Zuspruch.
- 10) Die beiden Uof. der Det. II und III verbinden den Verurteilten die Augen.
- 11) Der mit der Vollziehung beauftragte Offizier erteilt dem das Verfahren leitenden Offizier den Befehl zum Vollzug.
- 12) Das Urteil wird vollzogen. Die Det. Kdten II und III überwachen.
- 13) Die Detachemente II und III verlassen unter Führung der Uof. den Platz.
- 14) Die beiden Sanitätsoffiziere stellen den Tod fest.
- 15) Sollte das nicht der Fall sein, so erteilt der mit der Vollziehung beauftragte Offizier den Kdten der Detachemente, je nach Notwendigkeit, den Befehl zur Abgabe des tödlichen Schusses.
- 16) Event. Die Sanitätsoffiziere treten erneut in Funktion.
- 17) Der Kdt. meldet dem Grossrichter den Vollzug des Urteils.
- 18) Sämtliche Beteiligten Angehörigen der Armee verlassen den Platz.

Verpflegungs-Abteilung

Der Kommandant:

teilt. Die Zahl der Verurteilungen war bis 1941 äusserst gering. 1942 stieg sie auf 68 an, erreichte 1943 bzw. 1944 mit 151 und 153 einen Höhepunkt und sank 1945 wieder auf 71. Während des gleichen Zeitraumes wurden 33 Todesurteile gefällt: 7 im Jahre 1942, 10 im Jahre 1943, 13 im Jahre 1944 und 3 im Jahre 1945. 17 Todesurteile wurden vollstreckt (vgl. Peter Noll. Landesverräter, 17 Lebensläufe und Todesurteile, Frauenfeld 1980).

Dann das Ende des Prozesses. Der Gerichtsvorsitzende forderte die Anwesenden auf, sich von den Sitzen zu erheben. Dann wurden harte Strafen ausgesprochen. Noch heute kann ich mich an die Namen der Verurteilten genau erinnern. Auch die Worte des Vorsitzenden bei der Urteilsbegründung, wonach die Spione und Landesverräter hart an der Todesstrafe vorbeigegangen seien, werde ich nie vergessen. Mein Schützling erhielt eine langjährige Zuchthausstrafe, er war als Landesverräter gebrandmarkt. Eine halbe Stunde nach Schluss der Gerichtsverhandlung befanden sich nur noch ein paar Personen vor Ort. Die andern hatten die «Richtstätte» verlassen. Urteilende auf dem Weg zu Arbeit und Pflicht, Verurteilte auf dem Pfad zu Schmach und Sühne. Und die Eltern? Die Familien der Verurteilten? Sie haben jene schwere Zusatzstrafe erhalten, die das Militärstrafrecht nicht kennt und die vom Militärgericht nicht ausgesprochen wurde. Jene Zusatzstrafe, die den Angehörigen das Leben zur Hölle macht. Leider!

«Weiter hatten wir nichts damit zu tun»

Als Soldat bei der Vollstreckung von zwei Todesurteilen

Im Laufe des Nachmittags mussten wir mit Stahlhelm, Karabiner und Kriegsmunition antreten. Worum es ging, wussten wir zuerst nicht. Wir vermuteten aber, dass wir in Luzern Ordnungs- und Sicherheitsdienste bei der Fronleichnamsprozession zu übernehmen hätten. Es stellte sich jedoch bald einmal heraus, dass uns etwas anderes erwartete: Wir wurden nämlich – verteilt auf zwei Lastwagen – über Cham in die Nähe von Hedingen gefahren. Am Bestimmungsort angekommen, erwarteten uns 15 höhere Offiziere. Wir mussten uns sofort im Halbkreis aufstellen, und dann vernahmen wir, dass es um die Erschiessung von zwei Landesverrättern gehe, die aber nicht zu unserer Kompanie gehört hätten. Die Offiziere erklärten uns auch, was die zwei gemacht hatten. Und weil wir schon so lange im Dienst gewesen waren, wurden wir auch ein wenig «verrückt» auf die zwei: Diese hatten den Deutschen Munition und Pläne der Gotthardfestung geliefert. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten wir keine Ahnung. Niemand von uns hatte ja am Mittag die Nachrichten am Radio gehört!

Kurz darauf wurden wir wieder auf die Lastwagen befohlen und in eine grosse Waldlichtung gefahren. Dort mussten wir uns in zwei Gruppen aufstellen. Inzwischen war es Abend geworden. Der ganze Wald war übrigens von der Heerespolizei umstellt gewesen, damit keiner zuschauen konnte. Dann wurden die zwei von der Sanität gebracht und mit Seilen an Bäume gebunden. Sie trugen Uniform, aber der Waffenrock war offen. Dann hiess es: «Laden, ein Schuss Feuer!» Und dann «tätschle» es. Nachher mussten wir alle die leere Hülse vorweisen. Weiter hatten wir nichts damit zu tun. Nachher ging es sofort nach Luzern zurück, wo wir zur Ablenkung zwei Stunden Aus gang bekamen. Das half aber nicht allen. Es gab solche unter uns, die einige Tage nichts mehr essen konnten. Ich selber bin gut darüber hinweggekommen.

Der Ruf nach der «gerechten» Strafe

Als 21 jähriger Korporal im Engadin und im Prättigau

Beinahe 50 Jahre lang habe ich die Erinnerungen an ein Diensterlebnis mit mir getragen. Oft hat es mich belastet, immer wieder hat mich die Frage beschäftigt, ob damals Recht oder Unrecht geschehen sei. Doch immer wieder bin ich zum Ergebnis gekommen, ausserordentliche Zeiten hätten ausserordentliche Massnahmen erfordert. Aber auch das Bild des Kameraden vor meinem Gewehrlauf hat sich nicht verdrängen lassen. Erinnerungen an gewisse Erlebnisse verfolgen einen ein Leben lang. Für mich trifft dies auf den Fall des hingerichteten Gefreiten Guido Mäder (Pseudonym) zu. Der verstorbene Zürcher Staatsrechtler Peter Noll untersucht in seinem 1980 erschienenen Buch zuerst die rechtlichen Voraussetzungen des Deliktes Landesverrat während des Zweiten Weltkrieges in der Schweiz und setzt sich anschliessend kritisch mit den Prozessverfahren gegen alle in der Zeit von 1942 bis 1944 zum Tode verurteilten und hingerichteten 17 Landesverräter auseinander. Noll findet, die zuständigen Territorialgerichte hätten oft ungesetzlich und unverhältnismässig hart geurteilt und für fragwürdige Vergehen die Todesstrafe beantragt. Im Abschnitt «Grenzidyll» befasst er sich mit dem Fall Guido Mäder. Noll zählt dessen Verfehlungen auf: «Noch im Sommer 1941 übergab er den Deutschen zwei Armeemanöverkarten, in

die er militärische Anlagen eingetragen hatte, die er aus seinem Aktivdienst an verschiedenen Orten in Graubünden in Erinnerung hatte. [...] Er verriet Befestigungsanlagen beim Z.-Joch. Bunkerstellungen mit Details über Bau und Schussrichtungen bei Davos, über Telephonleitungen, Minenobjekte, Tanksperren usw. [...] Schliesslich vermittelte er dem deutschen Nachrichtendienst Mitteilungen über die deutschfeindliche politische Einstellung von Schweizern und Ausländern.» Zu Urteil und Strafe schreibt Noll, das Militärkassationsgericht habe ohne Begründung die Todesstrafe gefordert. Sie sei nach Militärstrafgesetz sogar im Kriegsfall nicht zulässig gewesen. Er fragt sich, ob dies die Absicht des Bundesrates gewesen sei, als er die Ausführungsbestimmungen erlassen hatte. Guido Mäder wurde im September 1944 hingerichtet. Ich erlebte das tragische Ende des Gefreiten teilweise aus allernächster Nähe mit. Miterleben und Erinnerung weichen allerdings in manchen Teilen wesentlich von der Darstellung Nolls ab. Ich versuche meine Erinnerung wiederzugeben:

Im Frühjahr 1943 leistete unsere Einheit Grenzschutz- und Bewachungsdienst im Engadin. Ich war als blutjunger Korporal Postenchef bei einer grenznahen Brücke im Unterengadin. Mein Stellvertreter war der Gefreite «Guido Mäder». Er war ungefähr 15 Jahre älter als ich, diensterfahren und angenehm im Umgang. Er erschien mir zuverlässig, gewandt im Umgang mit unseren Leuten, die zum grossen Teil meine Väter hätten sein können. Auch über persönliche Anliegen konnten wir ausgezeichnet miteinander sprechen, und ich vernahm nie irgendwelche militärfeindliche oder besonders deutschfreundliche Äusserungen seinerseits. Nie wäre mir der Verdacht auf verräterische Absichten oder landesfeindliches Tun aufgekommen. Zwei Monate lang schliefen wir Seite an Seite in unserer Armeebaracke, lebten gemeinsam unser eintöniges Wachdienst-Dasein. So sehr uns einerseits das Vorrücken der alliierten Armeen in Nordafrika erleichterte, plagte uns doch die dumpfe Furcht vor einer verzweifelten Aktion Hitlers gegen die Schweiz zur Gewinnung der Alpenpässe. Bei der Entlassung schlug ich den Gefreiten Mäder für den Besuch einer Feld-Unteroffiziersschule vor.

Anfangs September 1943, als die Alliierten in Italien gelandet waren und gegen Norden vorrückten, rissen die Deutschen im nördlichen Teil der Halbinsel die volle Macht an sich und besetzten das Land. Mussolini wurde zu ihrer Marionette. Damit wuchs die Bedrohung unseres Landes, und der

General ordnete eine Teilmobilmachung an. Unsere Einheit besetzte den ihr zugewiesenen Grenzabschnitt im Prättigau.

Kaum eingerückt, hatte ich mich bei einem militärischen Untersuchungsrichter zu melden. Er befragte mich während mehrerer Stunden über den letzten Dienst im Engadin, besonders aber über das Verhalten des Gefreiten Mäder. Der Offizier teilte mir mit, Mäder habe so ziemlich alles verraten, was für die Deutschen von Interesse sein konnte: unsere Stellungen, die Organisation der Mobilmachung, Truppenbestände, Organisation des ersten Widerstandes im Grenzraum, Ausrüstungs-, Lebensmittel- und Munitionsdepots. All dies hätte unser Überleben noch mehr in Frage gestellt, als es ein Angriff der Deutschen ohnehin schon getan hätte, und dass er die Mobilisation der gesamten Armee in unserem Gebiete, das zum Reduit gehöre, gefährdet habe. Auch habe er militärische und zivile Persönlichkeiten denunziert.

Als sich die Nachricht vom Verhalten Mäders in unserer Einheit verbreitete, herrschte zuerst Unglauben vor. Nach und nach fügten sich jedoch die Einzelheiten zu einem ungeheuerlichen Ganzen zusammen. Besonders von ihm hätte niemand Verrat erwartet, und nachdem die Schuld bekannt geworden war – allerdings nur bruchstückweise –, da ertönte laut der Ruf nach der «gerechten» Strafe. Und die meisten Kameraden unserer Einheit fanden, eine solche gemeine Handlungsweise dem Land, dem Volk und uns allen gegenüber verdiene die Todesstrafe. Ich selber habe mich nie mehr in meinem Leben so hintergangen, verraten und getäuscht gefühlt, hätte doch einer von uns uns alle im Ernstfall ans Messer geliefert. Wir verfolgten das militärgerichtliche Verfahren mit grossem Interesse, das Todesurteil des Territorialgerichts, die Abweisung des Kassationsgerichts und die endliche Abweisung durch die parlamentarische Begnadigungskommission.

Im September 1944 waren wir wieder in unserem Grenzabschnitt im Dienst. Eines Abends verkündete uns unser Kompaniekommandant, der Gefreite Mäder werde in der nächsten Zeit erschossen und Leute unserer Einheit hätten dies zu besorgen. Doch wer sich wegen Gewissensnot abmelden möchte, könne dies tun. Wir alle standen vor der harten Entscheidung, unter Umständen vorsätzlich töten zu müssen, dazu erst noch einen unserer Kameraden. Die Diskussion über die Hinrichtung zog sich während der nächsten Tage dahin. Beeindruckt hat mich schliesslich das Verhalten unserer

vorwiegend aus Prättigauer Bauern und Handwerkern bestehenden Soldaten: Sie fanden, wir hätten uns als freie Demokraten unsere Gesetze selbst gegeben und hätten sie auch dann zu vollziehen, wenn uns dies zuwider sei. Soweit ich mich erinnern kann, meldete sich keiner ab. Doch die Last drückte uns schwer. Wenige Tage vor der Hinrichtung des Gefreiten Mäder wurde unsere Einheit entlassen. Die uns folgende Ablösung vollzog die Erschiessung.

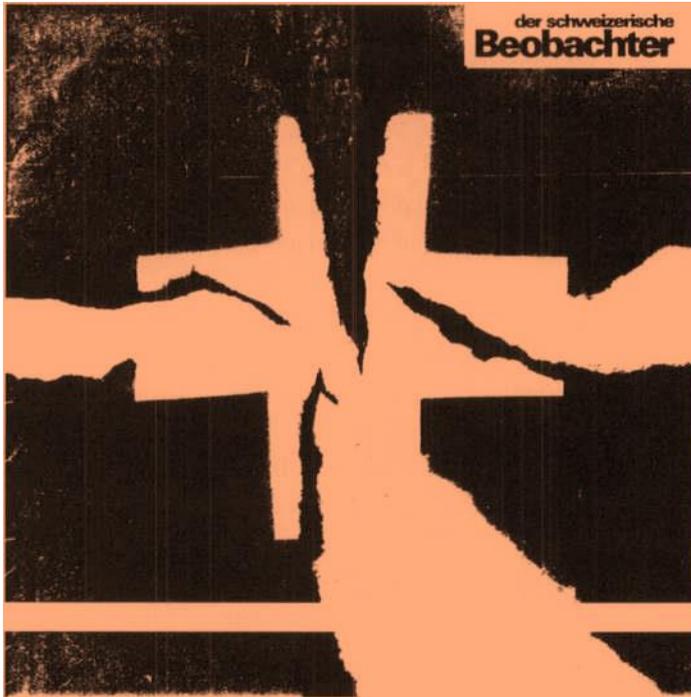
Wir empfanden Urteil und Strafe damals als gerecht. Die Kriegsgefahr und der Blick auf das Kriegsgeschehen lasteten stets auf uns und schlossen uns zusammen. Der Jurist Peter Noll hingegen trug die Unterlagen zum Fall aus den Archiven zusammen und verarbeitete sie als Gelehrter an seinem Schreibtisch – 35 Jahre nach dem Geschehen. Wer hat recht, der nüchterne Gelehrte Peter Noll oder wir, die wir damals die Sühne als angemessen empfanden und bereit waren, die Verantwortung zu tragen?

Zeittafel

11. 11. 1938 Bundesbeschluss über die Eröffnung von Krediten für Wehrebereitschaft und Arbeitsbeschaffung
30. 12. 1938 Bundesrätliche Verordnung über die Sicherstellung der Landesversorgung mit lebenswichtigen Gütern (Bestandesaufnahme und Vorratshaltung)
03. 04. 1939 Bundesrätliche Verordnung über die Hilfsdienste
06. 05. 1939 Eröffnung der schweizerischen Landesausstellung in Zürich
28. 08. 1939 Aufbietung der Grenztruppen durch den Bundesrat
30. 08. 1939 Übertragung ausserordentlicher Vollmachten an den Bundesrat
Wahl Henri Guisans zum General durch die Bundesversammlung
- 31.08. 1939 Neutralitätserklärung des Bundesrates
Bundesbeschluss über die Massnahmen zum Schutze des Landes und zur Aufrechterhaltung der Neutralität
- 01.09. 1939 Beginn der ersten Generalmobilmachung
- 01.09. 1939 Verfügung des Eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartementes zur Inkraftsetzung der kriegswirtschaftlichen Organisation
02. 09. 1939 Verfügung der Arbeitsdienstpflicht durch den Bundesrat für Schweizer vom 16. bis 65. Altersjahr und für Schweizerinnen vom 16. bis 60. Altersjahr

04. 09. 1939 Schaffung der «Kriegswirtschaftsordnung» durch den Chef des Eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartementes
08. 09. 1939 Formulierung allgemeiner Vorschriften über die Verbreitung von Nachrichten durch die Abteilung für Presse und Rundspruch im Armeestab
29. 09. 1939 Bundesratsbeschluss über die Landesversorgung mit flüssigen Kraft- und Brennstoffen
01. 11. 1939 Beginn der allgemeinen Rationierung (Mehl, Griess, Mais, Reis, Teigwaren, Fett, Öl, Hülsenfrüchte, Zucker) Rationierung der flüssigen Treibstoffe
05. 11. 1939 Organisatorische Ausgestaltung der Sektion Heer und Haus durch einen Armeebefehl
14. 11. 1939
20. 12. 1939 Bundesrätlicher Beschluss übereine provisorische Regelung der Lohnausfallentschädigung an aktivdienstleistende Arbeitnehmer («Lohnersatzordnung»)
28. 12. 1939 Regelung der Vorratshaltung von rationierten Lebensmitteln
13. 02. 1940 Bundesratsbeschluss über Herstellung, Beschaffung, Vertrieb, Einfuhr und Ausfuhr von Kriegsmaterial
16. 02. 1940 Unterzeichnung der Richtlinien für die Organisation des Frauenhilfsdienstes durch Henri Guisan
22. 04. 1940 Aufruf Guisans an die Schweizer Jugend zum Landdienst
07. 05. 1940 Bundesratsbeschluss über die Organisation von freiwilligen Ortswehren
- Anordnung der zweiten Generalmobilmachung
- 11.05. 1940 Bundesrätliche Verordnung über die Abänderung und Ergänzung des Militärstrafgesetzes
- 28.05. 1940 Radioansprache von Bundespräsident Marcel Pilet-Golaz
- Rütli rapport Henri Guisans
- 25.06. 1940 Abschluss des Vertrages über den schweizerisch-deutschen Handel
- 25.07. 1940
09. 08. 1940 Anordnung der allgemeinen Verdunkelung (22.00 Uhr-06.00 Uhr) durch das Oberkommando der Armee
06. 11. 1940 Vorstellung des Anbauplans von F. T. Wahlen in der Öffentlichkeit

13. 12. 1940 Bundesratsbeschluss über die teilweise Schliessung der Landes-
grenzen
- 01.04. 1941 Einführung von Mahlzeitencoupons für die Verpflegung in
Gaststätten und Kantinen
31. 05. 1941 Bezugssperre und Rationierung von Kaffee, Kakao, Tee
03. 12. 1941 Bezugssperre und Rationierung von Eiern
01. 03. 1942 Bezugssperre und Rationierung von Fleisch
- 01.06. 1942 Einführung der geschlossenen Rationierung von Fleisch
27. 09. 1942 Stationierung von Ordnungstruppen im Kanton Schwyz
(«Krawall von Steinen»)
16. 10. 1942 Rationierung von Brot und Backwaren
01. 11. 1942 Bezugssperre und Rationierung von Milch
10. 06. 1943 Bezugssperre und Rationierung von Schokolade, Zuckerwaren
und Konditoreihilfsstoffen
23. 10. 1944 Verfügung des Eidgenössischen Militärdepartementes zur Re-
gelung der Arbeitsbeschaffung in der Kriegskrisenzeit
10. 03. 1945 Gründung eines schweizerischen Aktionskomitees für das
Frauenstimmrecht
08. 05. 1945 Tag der Waffenruhe
19. 08. 1945 Abschluss des Aktivdienstes mit der Fahnenmehrung in Bern
Rücktritt Henri Guisans von seiner Funktion als General



Die Schweiz im

Sonderdruck

Zweiten Weltkrieg

Sonderdruck 1989, 39 S., erhältlich zum Preis von Fr. 7.- bei:

Der schweizerische Beobachter

Buchverlag

Postfach

8021 Zürich

Weitere Bücher aus dem CHRONOS Verlag

Bernecker Walther, Fischer Thomas (Hg.); **Unheimliche Geschäfte. Schweizer Kriegsmaterialexporte nach Lateinamerika im 20. Jahrhundert**, Zürich 1991, 334 S. Broschiert Fr. 38.-
ISBN 3-905278-78-2

Kramer Thomas, Siegrist Dominik, **Terra. Ein Schweizer Filmkonzern im Dritten Reich**. Mit einem Vorwort von Hans-Ulrich Jost, Zürich 1991, 128 S., 61 Abb. Broschiert Fr. 30.-
ISBN 3-905278-73-1

Leimgruber Walter, 1.9.39. **Europäer erinnern sich an den Zweiten Weltkrieg**, Zürich 1990, 286 S. Broschiert Fr. 34.-
ISBN 3-905278-65-0

Maurer Peter, **Anbauschlacht. Landwirtschaftspolitik, Plan Wahlen, Anbauwerk 1937-1945**, Zürich 1985, 219 S. Broschiert Fr. 26.-
ISBN 3-905278-03-0

Rings Werner, **Schweiz im Krieg 1933-1945**. Ein Bericht mit 400 Bilddokumenten, Erweiterte Neuauflage, Zürich 1990, 448 S., 400 Abb. Broschiert Fr. 38.-
ISBN 3-905278-63-4

Santschi Catherine, **Schweizer Nationalfeste im Spiegel der Geschichte**, Zürich 1991, 112 S., 80 Abb. Broschiert Fr. 29.-
ISBN 3-905278-81-0

von Castelmur Linus, **Die deutschen Vermögenswerte in der Schweiz zwischen Zwangsliquidation und Freigabe. Aspekte schweizerisch-allierter Finanzbeziehungen 1945-1953**, erscheint im Herbst 1992, ca. 470 S. Broschiert ca. Fr. 58.-
ISBN 3-905311-06-2

CHRONOS Verlag, Münsterstrasse 9, CH-8001 Zürich